Die Heilung
des
Blindgebornen.

In zwölf Vorträgen

von

Dr. Johann Emanuel Veith,

Ehrendomherrn am Metropolitan-Capitel zu Salzburg, emer. Domprediger an der Metropolitankirche zum heil. Stephan, Mitglied der theol. Facultät zu Wien und Prag.

Zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Wien, 1860.

Wilhelm Braumüller,

k. k. Hofbuchhändler.

„Haec facile concurrunt: ut qui non vident quae sunt, videre videantur, quae non sunt.“

Tertullianus.

I.

Verhängniß und Heil.

„Meister, wer hat gesündigt: dieser, oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?" (Joh. 9, 2.)

Ein ursprüngliches Gesetz, in jedes Menschenherz geschrieben, und darum auch jedem, der darauf achten will, verständlich, spricht der hämischen Gesinnung das Urtheil, welche die schuldlosen Gebrechen des Nächsten zu seinem Schaden oder Unglimpf benützt. Darum wurde in die Gesetzgebung des alten Bundes, die das innen vernehmliche Wort des Gewissens in das äußere des Buchstabens umgesetzt, auch dieses besondere Gebot aufgenommen: „Du sollst den Gehörlosen nicht lästern oder verhöhnen, noch dem Blinden einen Stein des Anstoßes in den Weg legen, sondern den Herrn deinen Gott fürchten *)." Und in der That, was kann ruchloser und empörender sein, und den Mangel an Gottesfurcht und sittlicher Besonnenheit entschiedener verrathen, als diese pöbelhafte Schadenfreude, welche das Unglück des Nebenmenschen mißbraucht, um seiner zu spotten? Es wird uns daher auch nicht befremden, wenn eine so unsittliche

*) Levit. 19, 14.

That mit keiner geringeren Strafe, als jener des Ausschlusses von der Gotteshuld und dem wahren Leben bedroht, mit andern Worten: wenn auf sie der Fluch gelegt wurde. In der Reihe der feierlichen Aussprüche des Segens und des Anathems, die auf den Höhen von Garizim und Ebal verkündigt wurden, kam nämlich auch dieser vor: „Fluch über den, der einen Blinden auf den Irrweg führt!“ und das ganze dort versammelte Volk bekräftigte den Spruch mit dem Ausruf: „Amen, also sei es!“

Wie jede frühere Zeit, so hat auch die unsere ihre wirklichen und vermeintlichen geistigen Höhen, die, gleich den beiden Berggipfeln des Ebal und Garizim, den Eingang oder Engpaß bilden und beschirmen sollen, der in das gelobte Land der echten Geistesbildung und sittlichen Freiheit führt; und auch von diesen Höhen herab ertönen weithin durch die Wüste Stimmen des Segens und des Fluches, der Belobung und der Verwerfung, welchen eine große Menschenzahl, in der guten Zuversicht, daß die Weisen dieser Welt, die angeblichen Freunde des Lichtes, doch Recht haben müssen, ihr beifälliges Amen entgegen jubelt. Blind, so rufen die Führer und Sprecher des Chorus: blind oder lichtscheu, weil in Finsterniß aufgewachsen, ist das arme bedauerliche Volk, das in Aberglauben und Unwissenheit gedankenlos seine Wege zieht: licht und klar und Alles erleuchtend ist einzig die Vernunft, mag man sie nun die göttliche oder menschliche nennen, was am Ende doch auf Eines hinauskommt, wenn nur anerkannt wird, daß wir sie besitzen, oder sie uns. Und da sie allein die rechte Führerin der Menschen

ist, so werde darum das Anathem und Verderben ausgesprochen über Alle, die, es sei aus eigener Verblendung oder böswilliger Absicht, die Völker auf den Wegen einer düstern, niederdrückenden Religion in die Irre führen, und ihren Fortschritt zur heitern Entwicklung des socialen Lebens hindern! So wird es von allen Dächern und Sandhügeln herab verkündet, und ein Jeglicher, der zum auserwählten Volke hochgebildeter Geister sich zählen will, oder, um die Mühe des Denkens zu sparen, mit glänzenden Redensarten sich begnügt, bestätigt den Zuruf mit dem Siegel seines Amen, damit die vermeintliche Wahrheit auch als volle Wirklichkeit zur Geltung gelange.

Wohl ist es ein schönes Wort, das die Mahnung ausspricht: „Du sollst in deinem Urtheil nicht an die Meinung der großen Menge dich halten, um von der Wahrheit abzulenken"*). Allein es wird nur zu oft nach entgegengesetzten Seiten angewendet, und ist Jedem willkommen, der irgendwie durch eigenmächtige Behauptungen über der Mehrzahl der Gläubigen sich erhaben dünkt. Da nun der erbitterte, im Wesentlichen widersinnige Streit zwischen den beiden Geistesmächten des Glaubens und der Vernunft, sofern für jede derselben die Alleinherrschaft gefordert wird, zu beiderseitigem Nachtheil noch immer fortwährt; da der Unglaube, obwohl er nichts zu geben vermag, überall als Licht und Heil der Welt gebieterisch hervortritt, und in seinem Goliathsmuth die Blindheit der Gläubigen höhnt, während die letzteren zwar den Vorwurf zurückgeben, aber mit der einseitigen Schroffheit

*) Exod. 23, 2.

ihrer Ansichten sich nur kümmerlich vertheidigen: so kann es, bei diesen wechselseitigen Anschuldigungen der Blindheit, nicht anders als ersprießlich sein, unsere Aufmerksamkeit dem armen blindgebornen Jüngling in Jerusalem und seinem himmlischen Wohlthäter zuzuwenden, der nicht bloß diesen Einzelnen wunderbar geheilt, sondern geistigerweise auch die gesammte Menschenwelt erleuchtet hat.

Als nämlich der Herr einstmals, den mordsüchtigen Angriffen seiner Gegner sich entziehend, aus dem Tempel trat, sah er draußen, wahrscheinlich in der Nähe einer der Tempelpforten, jenen Blindgebornen sitzen, der, den täglich Vorübergehenden wohlbekannt, von ihren milden Gaben sein Leben fristete. Er sah ihn nicht mit flüchtigem Blicke, sondern blieb vor ihm stehen, als wollte er (wie Antonius von Padua bemerkt) sein Elend und Mißgeschick sorgfältig beachten; und obwohl die evangelische Geschichte das nicht ausdrücklich berichtet, so wird es doch schon daraus ersichtlich, weil eben dieser Blick des Mitleids und der Theilnahme die Jünger zu einer Frage bewegte, die ihrem Inhalte nach so alt ist, als das Menschengeschlecht. „Meister, wer hat gesündigt: dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren worden?"

Näher angesehen, erscheint diese Frage seltsam genug, indem sie einen innern Widerspruch in sich trägt, der sich selbst aufhebt; wiewohl das, was die Jünger damit sagen wollten, aus anderweitigen Meinungen sich erklärt. Wie ist es nämlich denkbar, daß ein Mensch, der mit einem körperlichen Gebrechen geboren wird, dasselbe zur Strafe für seine Sünde in die Welt mitgebracht habe, da er doch, bevor er in diese Welt geboren, unmöglich

einer Sünde sich schuldig machen konnte? Gewiß, mag man die Sache wenden, wie man will, gegen diese höchst einfache Bemerkung ist nichts Vernünftiges einzuwenden. Dennoch hört man immerfort, der alten Glaubenslehre gemäß, von einer Erbsünde reden, und folglich, da Sünde ohne Schuld nicht denkbar, von einer Erbschuld, womit jeder Mensch behaftet sei, der in dieses irdische Dasein eintritt. Wird dadurch nicht ausdrücklich behauptet: jedes Kind des Menschengeschlechtes habe, als solches, eine Sündenschuld auf sich gezogen, noch ehe es geboren worden?

Achten wir nun auf die Belehrung, die der Herr seinen Jüngern mitgetheilt, so antwortet er ihnen auf eine Weise, aus der es hervor zu gehen scheint, daß er die ganze Frage als unstatthaft erklärt und abgewiesen habe. Er läugnet sowohl die eine als die andere Ursache dieses angebornen Uebels, auf welche die Jünger hingedeutet hatten; er will ihr Augenmerk von solchem Nachforschen gänzlich ablenken, und es einzig nur auf den Zweck hinwenden, wozu das vorhandene Gebrechen zunächst bestimmt sei. „Nicht dieser hat gesündigt, noch seine Eltern“; weder durch eigene, noch durch seiner Eltern Sünde ist es gekommen, daß er blind geboren wurde; sondern dazu soll sein Gebrechen jetzt dienen, „damit die Werke Gottes an ihm offenbar werden.“ War es etwa die Absicht des Herrn, mit dieser Erwiederung zugleich das Vorhandensein jenes Grundübels zu läugnen, das wir die Erbschuld nennen? Dann würde diese Aussage nicht bloß zu allen seinen übrigen Lehren, Werken und Leiden den unbegreiflichsten Widerspruch

bilden, sondern es wäre auch durchaus nicht abzusehen, wozu er dann als Erlöser und Wiederhersteller der Menschheit in die Welt gekommen? So finden wir uns demnach schon bei dem Anbeginne der Begebenheit zu einem Stillstande bemüßigt, um an der Frage der Jünger und der ihnen gegebenen Auskunft die Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe, sodann an dem Blindgebornen selbst das Werkzeug dieser Offenbarung in Betracht zu ziehen.

* * *

Es geschah einst, im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, daß Menschen von höchst verschiedener Herkunft und Sinnesart, aber durch gemeinsame Noth einander genähert, auf der Insel Melita oder Malta sich zusammenfanden. Man sah hier Ruderknechte, römische Krieger und Staatsgefangene aus dem Orient, denen man die Ketten abgenommen; sämmtlich Schiffbrüchige, die sich durch Schwimmen gerettet, und nun rings um ein großes Feuer saßen, um ihre starren Glieder zu erwärmen, und ihre Gewande zu trocknen. Es war jedoch Einer unter ihnen, der viel mehr für seine Unglücksgefährten, als für sich selbst besorgt schien, und eben hatte er, um damit die Flamme zu nähren, einen Bündel dürren Gereisigs zusammen gerafft, als eine giftige Viper daraus hervorschlüpfte, und auf seine Hand sich warf. Wie nun die Inselbewohner dies sahen, war nach der dreisten Sicherheit, die dem Aberglauben eigen ist, ihr Urtheil auch schon fertig; offenbar, sagten sie, muß dieser Mensch ein Mörder sein, welchen, nachdem er den Meeres-

wogen entronnen, die Ahndung der rächenden Gottheit (der Nemesis) auf anderm Wege ereilt hat. Als der Fremdling jedoch, kraft der ihm gewordenen Verheißung, die Schlange, die ihren Giftzahn bereits in seine Hand gepreßt, ganz unbefangen abschüttelte und in's Feuer warf, ohne daß nur die mindeste Spur eines Unwohlseins an ihm zum Vorschein kam, da wurden sie dermaßen von Staunen ergriffen, daß sie den Sendboten des Evangeliums für einen der olympischen Götter oder Halbgötter ansahen, die ihren Mythen nach, zuweilen unter den Sterblichen erschienen.

Was sie zu ihrem ersten vorschnellen Urtheil bewegte, war vorzüglich der Umstand, daß der große Sendbote Christi von den römischen Kriegern als ein Gefangener behandelt wurde; die Ansicht selbst, der sie in diesem Urtheile folgten, hatten sie mit allen Völkern des Alterthums, und so auch mit den Hellenen gemein, bei welchen jedes Leiden und Mißgeschick mit irgend einer Todschuld in Verbindung gedacht wurde, die von Seiten der Nemesis, der Tochter des Oceans und der Nacht, nicht ungeahndet bleiben konnte. Jenes vereinzelte Volk hingegen, das unter dem mosaischen Gesetze und im wachsenden Lichte der Offenbarung lebte, war von solchen mythischen Vorstellungen frei geworden; es wußte von einem unendlichen, allein gebietenden Gotte, der das sittlich Gute lohnt, das Böse bestraft. Dieß vorausgesetzt, wird die Frage, welche die Jünger an den Herrn richteten, insofern sie das Uebel überhaupt als Folge einer Schuld ansahen, uns um so weniger befremden, als sie schon manches ähnlichen Ausspruches aus seinem Munde sich erinnern

mochten. So hatte er den Gelähmten oder Gichtbrüchigen zu Capernaum angeredet: „sei getrost, mein Sohn, dir sind deine Sünden nachgelassen", und jenen Andern, den er am Teiche von Bethesda geheilt; „gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr, damit dir nicht etwas Aergeres widerfahre." Dem damals herrschenden Vorurtheile folgend, das jedes Uebel ohne Ausnahme für eine Sündenstrafe hielt*), und im Widerspruche zu der biblischen Lehre, daß solche Leiden zugleich als Besserungsmittel, oder auch ohne allen Bezug auf Strafe, nur zur Erprobung und Stärkung des religiösen und sittlichen Lebens dienen, nahmen die Jünger keinen Anstand, auch die angeborne Blindheit als Strafe einer Sündenschuld zu betrachten, von welcher letztern sie eben nur nicht zu entscheiden wagten, ob sie dem Blindgebornen selber, oder seinen Erzeugern zuzurechnen; denn dieß eben war es, worauf ihre Frage sich bezog.

Welche vorgefaßte Meinung nun sie bestimmte, es für möglich anzunehmen, daß der Blindgeborne selbst diese Strafe verwirkt habe, darüber sind die Ansichten verschieden. Man hat es wahrscheinlich gefunden, daß die Jünger hier die Lehre von der Seelenwanderung im Auge hatten, nach welcher die Seelen zur Strafe oder Sühnung ihrer Sünden, die sie in einem frühern Erdenleben begangen, in eine sieche und mangelhafte Leiblichkeit gebannt werden; es ist jedoch nicht abzusehen, wie dieser fremdländische Wahn, der bei den späteren Rabbinen nur

*) M. s. Professor Adalbert Maier's Commentar über die Evangelien des Johannes. Freiburg 1845. Bd. 2. S. 20, 197.

als Geheimlehre sich eingebürgert, zu den Fischern von Galiläa gelangen konnte. Auch die Vorstellung von einem vorirdischen Dasein (der Präexistenz) der Seelen, die Origenes aus Platonischen Lehren sich angeeignet, konnte der Vermuthung der Jünger nicht zum Grunde liegen, da die Schriftgelehrten, bei denen in späterer Zeit diese Ansicht vorkommt, den Trieb zur Sünde doch nur der sinnlichen Natur des Menschen zuschrieben. Wenn vollends Leontius sich mit der Erklärung behilft: die Jünger hätten an jene Sünden des Blindgebornen gedacht, die derselbe während seines Erdenlebens, als Kind oder Jüngling zu verschulden in Gefahr gewesen, die aber der Allwissende vorausgesehen, und deßhalb gleich vorhinein durch die angeborne Blindheit bestraft habe; so wird, da das Ungeschehene und nicht Gewollte keiner Strafe unterliegen kann, mit dieser Spitzfindigkeit den Jüngern etwas bei weitem Schlimmeres zugemuthet, als der sehr verzeihliche Fehler, daß sie einer Ansicht folgten, die zu ihrer Zeit sowohl bei den Schriftgelehrten, als beim Volke ganz gewöhnlich war. Nach dieser Vorstellung, welche das Wesen der Erbsünde in die böse Begierlichkeit setzte, und darum auch einzig in der körperlichen oder sinnlichen Natur ihre Wurzel suchte, wurde es allerdings für möglich erachtet, daß der Mensch schon in der frühesten Zeit seiner leiblichen Entwicklung sündigen könne.

Wie wenig inzwischen den Jüngern diese Meinung genügte, ist schon daran ersichtlich, daß sie dabei nicht stehen blieben, sondern in ihrem Forschen nach dem Grunde des Uebels auf die Eltern des Blinden zurückgingen. Sie mochten dabei jener verheerenden Fluth

gedenken, die mit den zügellosen Frevlern, den Giganten der Vorwelt, auch die Kinder und Säuglinge von der Erde tilgte; so wie der Warnungen des alten Bundes, daß der gerechte Gott die Vergehen der Väter heimsuche an ihren Kindern, bis zu der dritten und vierten Geschlechtsfolge *). Wenn demnach ihre Muthmaßung keine völlig irrige war, wie kam es dennoch, daß ihre Doppelfrage unbedingt abgewiesen, und als grundlos erklärt wurde? Vor allem geschah dies wohl deshalb, um die Jünger zu erinnern, daß es der menschlichen Einsicht keineswegs gezieme, in jedem einzelnen Falle, womit es sich um die Wege der göttlichen Weltregierung handelt, ihr Urtheil abzugeben, anstatt sich der Schranken, die ihr gesetzt sind, weislich bewußt zu bleiben. Jedem anmaßenden Versuche der Art tritt der begeisterte Ruf entgegen: „o Tiefe der Reichthümer, der Weisheit und Wissenschaft Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich seine Wege! Wer hat je die Absicht des Herrn durchschaut, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ **) Wer für jedes räthselhafte Geschick, das irgendwo einen Sterblichen trifft, den Schlüssel zu besitzen wähnt, und überall in der sittlichen Welt die Gerichte Gottes im Einzelnen nachzuweisen sich herausnimmt, der gibt damit nur zu erkennen, daß er noch lange nicht zur rechten Kenntniß seiner selbst gediehen sei.

Doch sind es nicht diese vorlauten Urtheile allein, welchen der Herr mit seiner abwehrenden Antwort entgegen

*) Exod. 20, 5.

**) Röm. 11, 33.

trat; er hat zugleich auch jene verkehrten Deutungen biblischer Aussprüche gerügt und zurecht gewiesen, die häufig genug zur Beschönigung böser Willkür dienten. Wird nämlich, wie der alte Bund es ankündet, die Sünde der Eltern und Voreltern an den Kindern heimgesucht und geahndet, so kann dieses Gesetz, das überall in der Geschichte der Völker und Familien sich wirksam zeigt, oberflächlich angesehen, mit dem Walten göttlicher Gerechtigkeit nicht wohl vereinbarer scheinen. Wie wären die armen Nachkömmlinge nicht darüber zu klagen berechtigt, daß sie für Frevel und Unordnungen bestraft werden, woran sie doch persönlich keine Schuld haben konnten? Solch ein Rechten mit Gott ist nicht neu, und schon der alte Seher Ezechiel hat dagegen geeifert. „Das Wort des Herrn," so ruft er seinen Zeitgenossen zu, „ist an mich ergangen: was trägt ihr euch immerfort mit dem Spruche umher: die Väter haben von der sauern Traube gegessen, und die Zähne der Kinder sind davon stumpf geworden?" Was das Sprichwort sagen will, ist anschaulich genug; den tiefern Sinn jedoch erklärt Gregor der Große. Sauer und herb ist die Traube vor der Zeit ihrer Reife; und es deutet sonach der Genuß derselben auf die vorgreifende, thörichte Hast und Begierde, welche die Fülle und Herrlichkeit des Lebens, die doch erst jenseits zur Reife kömmt, hienieden schon, im irdischen Glanze und Sinnengenusse zu erreichen sucht.

Dieser sündhaften Richtung, so meinten es Ezechiels Zeitgenossen, hätten allerdings ihre Voreltern sich hingegeben, jedoch die Strafe dafür sei ihnen, den Schuldlosen, auferlegt worden. Und deßhalb rügt der Seher die vermessene

Thorheit solcher Reden, indem er Gottes Wort und Wahrheit ihnen verkündet. „Siehe, alle Seelen sind Mein, wie die Seele des Vaters, so auch die seines Sohnes," d. h. ich bin der Schöpfer und Gebieter aller Menschen, der über Jeden, nach Maßgabe seiner Schuld oder seines Verdienstes, das Urtheil fällt. „Der Sohn wird die Schuld des Vaters nicht tragen, noch der Vater die seines Sohnes; auf dem Gerechten wird seine Gerechtigkeit ruhen, und über den Lasterhaften allein wird seine Gottlosigkeit kommen. Fröhnt eines gerechten und gottgetreuen Mannes Sohn dem Raube, der Ausgelassenheit, dem Wucher und der Lüge, so wird er durch solche Frevel der Todesschuld verfallen, und des (geistigen) Todes sterben. Hinwiederum, wenn solch' eines gottlosen Mannes Sohn seinem Vater nicht nachfolgt, sondern unbescholten wandelt, den Hungerigen speiset, den Nackten bekleidet, so wird seines Vaters ruchloses Thun ihm nicht zugerechnet werden; um seiner Gerechtigkeit und Treue willen wird er leben*).

Wie versöhnt sich nun der Widerstreit zwischen dieser Zurechtweisung, die der echten Ansicht von der Heiligkeit Gottes und der geschöpflichen Willensfreiheit so vollkommen entspricht, mit jener früheren Anordnung, daß die Sünde der Vorfahren heimgesucht werden soll an ihren Kindern und Enkeln? Um dieß auszumitteln, ist es vor allem nothwendig, die Stelle, worin von dieser Anordnung die Rede, vollständig aufzufassen. „Ich, der Herr dein Gott, (dessen heiliger Liebe die sittliche Verkehrtheit

---

*) Ezech. 18, 1—20.

seiner Geschöpfe nicht gleichgiltig sein kann) bin ein Eiferer, der ich die Ungerechtigkeit der Väter vergelte ihren Söhnen, und Allen, die mich hassen, bis zu dem dritten und vierten Geschlechte, und der ich Barmherzigkeit wirke an den vielen Tausenden, die mich lieben und meine Gebote bewahren*)." So wird demnach die Huld und Güte Gottes, die nach dem Ausdrucke des Psalmes über alle seine Werke reicht, schon dadurch hervorgehoben, daß die angedrohte Strafe, welche der Sünde, ihrem Wesen nach, auf dem Fuße folgt, nur so weit über die irdischen Zeiten sich erstreckt, als das Leben der verstockten Frevler, sowie das schlimme Beispiel und Andenken ihrer Thaten fortdauert; weßhalb es auch geschehen kann, daß sie einige Geschlechter umfaßt, und bis auf die Urenkel sich ausdehnt.

Wird nun die eben angeführte Stelle mit jener des Propheten verglichen, so schwindet der Widerspruch von selbst. Bei dem Gesetzgeber nämlich ist von gottlosen Kindern die Rede, die in die Fußtapfen ihrer lasterhaften Väter und Voreltern treten; beim Seher hingegen von solchen Nachkömmlingen, die dem bösen Beispiele ihrer Vorfahren nicht folgen, und von den Abwegen derselben sich fern halten. Die Ersteren tragen die Strafe, die von ihren Eltern verwirkt worden, weil sie durch gleiche lasterhafte Gesinnung in die nämliche Schuld sich verstrickt haben. Denn obschon für sie ein herbes, persönlich unverschuldetes Geschick war, Kinder solcher Eltern zu sein, so blieb es doch ihrer freien Wahl unbenommen, der bessern Einsicht, der Stimme des Gewissens und den niemals fehlenden äußeren Mahnungen zu gehorchen.

*) Deut. 5, 9.

In solchen Fällen also, wie Hieronymus bemerkt, werden die Eltern außer der Ahndung, die sie selber trifft, auch an ihren Kindern gestraft, so wie diese um der Sünden ihrer Eltern willen, sofern sie nämlich, von so verderblichen Vorbildern und Lenkern irre geführt, in dieselbe Sinnesart eingehen, und in der Verkehrtheit es noch weiter bringen. Diejenigen Nachkommen hingegen, welche dem weckenden Rufe im im Innern Gehör geben, und die Verirrung ihrer Vorgänger nicht zum Muster ihres Wandels nehmen, tragen und dulden die Uebel, die Jene gewaltsam herbei gezogen, nicht mehr als Strafe, sondern nur als Geschick und Verhängniß, d. h. als die mittelbare (secundäre) Folge einer fremden Verschuldung, die nach nothwendigen Naturgesetzen eine Zeitlang fortdauert, und daher ohne Wunder nicht abzuwenden ist. Haben z. B. die Vorfahren, den Forderungen oder Launen des nächsten Augenblickes folgend, und ohne Sorge für die Zukunft, die Wälder ausgerottet, Wasserleitungen zerstört, die Pflege des Bodens vernachlässigt, so werden die späteren Bewohner des Landes allerdings diese Fahrlässigkeit büßen; haben sie, was bei weitem schlimmer ist, die Bildung und Erziehung der Jugend verabsäumt, sind sie durch innere Zwietracht, Bürgerkriege, maßlose Ueppigkeit in körperliche und geistige Entnervung, in Rohheit und Elend gesunken, so werden die nächstfolgenden Geschlechter, auch wenn sie wieder zum Bessern sich gewendet, manche Zeit noch darunter leiden müssen, bis die neue Saat des Lebensvollen und Guten, unter dem Segen Gottes, wieder zu freudigem Gedeihen erstarkt ist.

Wie es nun mit ganzen Generationen und Völkern sich verhält, so auch mit vereinzelten Familien und Menschen, deren sittlicher Werth aus dem Wohl oder Weh ihrer äußeren Zustände nicht beurtheilt werden darf. Wäre jegliches Uebel und Mißgeschick als die bestimmte Strafe einer persönlichen Verschuldung anzusehen, so hätten jene Inselbewohner nicht geirrt, als sie den Apostel für einen Verbrecher hielten, an welchem die Viper das Todesurtheil zu vollziehen hatte; auch jene Freunde und leidigen Tröster wären in ihrem Rechte gewesen, als sie mit aller Macht ihrer Beredtsamkeit den Dulder Hiob bestürmten, damit er, gegen sein Wissen und Gewissen, für einen argen Sünder sich erklärte, der die Verluste und die Qualen, die nur zu seiner Prüfung und Läuterung bestimmt waren, durch frevelhaften Uebermuth verschuldet habe. Nach derselben Voraussetzung einer anmaßenden Theodicee müßte man alle jene Menschen, die entweder durch die Wuth der Flammen und Wasserfluthen, durch Lavinen, Erderschütterungen und Lavaströme, oder bei Unglücksfällen anderer Art an Leib und Eigenthum beschädigt werden, für entschiedene Sünder halten, die größere Verbrechen als Andere begangen, während doch, abgesehen von der ausdrücklichen Mißbilligung solcher Ansichten, wie der Herr beim Einsturze des Thurmes zu Siloë sie ausgesprochen*), in so roher und ungeziemender Weise das Räthsel der menschlichen Geschicke nicht gelöset werden kann.

Bekannt genug sind die Schicksale eines Herzogs von Mailand, Matthäus Visconti, der durch Guido de

*) Luc. 13, 2.

Torre besiegt, und von seinem Fürstensitze vertrieben, in der Nähe von Verona ein zurückgezogenes und kümmerliches Leben führte. Bei allem dem wußte sein Gegner sich des Glückes, das ihn begünstigte, nicht völlig sicher, weßhalb er einigen seiner Leute den Auftrag gab, in der Gegend von Verona sich umzusehen, um Kunde einzuziehen, wie der Vertriebene seine Tage zubringe, ob er Anstalten treffe, die darauf hindeuten, daß er an seine Rückkehr denke, und wann er dieselbe durchzusetzen hoffe. Weil es sich aber fügte, daß die abgeordneten Späher dem Herzoge begegneten, der eben am Ufer der Etsch sich erging, so fanden sie es für gut, ihm selber jene Fragen vorzulegen, die er der Reihe nach zu beantworten nicht zögerte. Wie ich gegenwärtig lebe, erwiederte er, das sehet ihr mit eigenem Auge; was meine Rückkehr anbelangt, so meldet dem Guido, daß ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe; der Zeitpunkt aber, da diese Hoffnung sich erfüllen soll, wird eintreten, sobald Guido's und seiner Anhänger Sünden die Zahl und Größe meiner eigenen überwiegen werden! — Immerhin ist das eine denkwürdige Rede, gegen welche, insofern sie einen lebhaften Glauben an die göttliche Gerechtigkeit bezeugt, im Ganzen nichts einzuwenden ist, die aber dennoch, in ihrer unbedingten Anwendung auf vereinzelte Fälle, zu schiefen Urtheilen und vergeblichen Erwartungen führen müßte.

Fassen wir nun das bisher Erwogene in seiner Beziehung auf unseren besondern Gegenstand, nämlich auf den blind gebornen Jüngling, so haben wir gefunden, daß der Herr seinen Jüngern es nicht gestatten wollte, diesen Menschen oder seine Eltern, bloß auf den Grund

seiner angebornen Blindheit, einer Sünde zu beschuldigen; weßhalb er ihre Doppelfrage ganz und gar mit den Worten abwies: „weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern.“ Welchen Umfang jedoch sollen wir für diese Verneinung annehmen? Dürfen wir die unbedingte Geltung ihr zuerkennen, in welcher der vielgewandte Pelagius für seine Irrlehren sie benützt hat, und die Erwiederung des Herrn so verstehen, als hätte er den Blinden sammt seinen Eltern von aller Sünde frei, und folglich für makellos erklärt? Wie nur er allein berechtigt war, seinen Feinden mit der Frage entgegen zu treten; „wer unter euch vermag mich einer Sünde zu zeihen?“ so wird er auch vom Apostel geschildert als der Heilige, Schuldlose, Unbefleckte, von den Sündern Abgesonderte, und über die Himmel Erhabene, der nicht nöthig hatte, für eigene Vergehungen Sühnopfer darzubringen*). Von den übrigen Kindern der Menschen hingegen lauten die Zeugnisse der Schrift, so wie die ihres eigenen Bewußtseins ganz anders. So hat schon Hiob ausgerufen: „wie kommt jemals ein Reiner vom Befleckten, so kurz auch seine Tage sind?“**) was so viel sagen will, als daß selbst das zarte Kind, der Säugling, und zwar um seines Ursprunges wegen, nicht als rein und schuldlos zu erachten sei. Und wenn wir anderweitig das Bekenntniß finden: „in Ungerechtigkeit bin ich gezeugt, und in Sünde hat meine Mutter mich geboren“, oder das nahe Verwandte: „wer darf behaupten, daß er reinen Herzens sei, und frei

*) Hebr. 7, 26, 27.
**) Job. 14, 4. (nach Vaihinger.)

von aller Sünde?" so lautet viel verschiedener noch der Lehrsatz: „Durch einen Menschen ist die Sünde in diese Welt eingetreten, durch die Sünde aber der Tod, und so ist dieser auf alle Menschen übergegangen, die sämmtlich in dem Einen gesündigt haben."*)

Mit diesen Worten bezeichnet der Apostel den verhängnißvollen Vorgang, welcher den zeitlichen und ewigen Tod (des Leibes und des Geistes) nach sich gezogen, und zwar zunächst für das erste Menschenpaar, das durch Mißbrauch der Freiheit die Todesschuld sich aufgebürdet, in deren unmittelbare und mittelbare Folgen die ganze Menschenwelt verflochten ist. Was an dieser Thatsache, die noch eine zweite als Bedingung voraussetzt, vor allem zu erwägen, ist der Umstand, daß es sich hier insofern um ein Naturgesetz handelt, als die einzelnen Menschen, obwohl Geisteswesen, doch nicht als vereinzelt für sich bestehend, sondern von Seite ihres Naturantheils oder leiblichen Lebens als Glieder eines organischen Ganzen (Individuen einer Gattung) zu betrachten sind. Schon aus diesem Grunde eifert der Prophet im Namen Jehova's gegen den Mißbrauch der früher erwähnten Parabel: weil die Störrischen mit der Klage, daß die Kinder entgelten müßten, was die Eltern verbrochen, nichts Geringeres beabsichtigten, als die Gerechtigkeit Gottes zu lästern. Sollten von einem Menschenpaare aus, und nicht durch Autochthonen, die weiten Gebiete der Erde bevölkert werden, wie es schriftgemäß von Paulus vor dem Areopag zu Athen bezeugt ward**), und wie es die

*) Röm. 5, 12.

**) Apost. 17, 26.

unläugbare Einheit des Menschengeschlechtes fordert*) so war es unausweichlich, daß der Zustand dieses Geschlechtes von jenem anfänglichen abhängig wurde, in welchen das erste Menschenpaar (noch *vor* jeder geschlechtlichen Verbindung) durch freie Selbstentscheidung sich versetzt hat. Und dieß eben ist es, was der Apostel lehrt.

Als nämlich für den Urmenschen der Zeitpunkt der Prüfung gekommen, wo es an ihm lag, in geistiger Freithätigkeit sich selbst zu vollenden, war es seiner eigenen Wahl anheim gestellt, entweder mit der Hülfe der Gnade in seiner bisherigen Richtung zu Gott (im Stande der ursprünglichen Gerechtigkeit) durch freien Gehorsam sich zu befestigen oder diesen uranfänglichen Zustand, in den ihn Gott gesetzt, durch Ungehorsam zu verlassen und zu läugnen. Indem er nun, dem Zuge der Selbstsucht folgend, gegen den göttlichen Willen sich entschied, und von der Einigung mit Gott sich losriß, entzog sich in nothwendiger Folge auch sein leibliches Leben der Unterordnung und Einigung, durch die es, als höchstes Naturgebilde, dem Geiste vermählt war, so daß die Selbstentscheidung in Selbstzerrüttung ausging. Wenn demnach der erste Mensch, als Vereinwesen von Geist und Natur, sich selbst verneint und aufgehoben hat, und wenn er dennoch, und zwar erst — *nach* diesem unheilvollen Ausgange seiner Prüfung, in ein Geschlecht sich forpflanzte, so war diese seine Fortdauer zwar schon durch den verheißenen Segen der Erlösung bedingt, jedenfalls aber

*) M. s. die treffliche Abhandlung: die Einheit des Menschengeschlechtes von *Heinrich Lüken*. Hannover 1845.

konnten seine Nachkommen nicht anders als in einem ähnlichen Stande der Zerrüttung in die Welt treten, so daß der innere Zwiespalt zwischen dem geistigen und Naturwillen, oder der Freiheit und dem blinden Triebe, an allen Sterblichen schon aus dem Geschicke sich zu erkennen giebt, den dieser ihr Name anzeigt.

Nun ist aber selbst damit das Wesentlichste noch nicht gesagt. In jener Störung der innern Lebenseinheit, die Jeder als eine Thatsache der eigenen Erfahrung kennt, in der Entfesselung des Sinnenlebens vom Geiste, die in dem steten Widerstreite ihrer wechselseitigen Begehrungen sich kund gibt, und endlich im zeitlichen Tode erkennen wir doch nur jenes Verhängniß der Menschheit, in welches sie durch den Abfall ihres Stammvaters verflochten, und das daher nur ihren körperlich und sittlich verkümmerten, sündhaften Zustand bezeichnet. Wie verhält es sich jedoch mit dem Wesen der Sünde selbst, nämlich der Schuld, von der ja gleichfalls ausgesagt wird, daß sie auf allen Menschen schon seit dem Anbeginn ihres Daseins lastet? Wird nicht auch hier wieder die Frage sich hervorstellen: „Meister, wer hat gesündigt?“ Wie soll oder kann der Einzelne für das verantwortlich sein, was vor Jahrtausenden sein Stammvater verbrochen, und wobei er doch in eigener Person nicht betheiligt gewesen? Wenn er schon, als Kind des Geschlechtes, das Geschick dulden muß, das von der Wurzel aus, die Gesammtheit betroffen, wie soll er außerdem noch die Todesschuld tragen, deren Wesen in der Verletzung des Liebesverkehres mit Gott, oder in der Beleidigung Gottes zu suchen ist?

Was wir darauf zu erwiedern haben, ist in dem Ausdrucke des Apostels angedeutet: daß wir von Natur, d. h. nach unserer irdischen Herkunft, Kinder des Zornes sind, insofern jeder Einzelne in einem Zustande in die Welt tritt, auf welchem die Ungnade oder das Mißfallen Gottes ruht. Da nämlich die tiefe Zerrüttung der Menschennatur ursprünglich aus dem Ungehorsam, und sonach aus der Schuld hervor gegangen, so kann sie, als eine der göttlichen Idee und Absicht durchaus widersprechende, nicht anders als Gott mißfällig sein. Dieses göttliche Mißfallen, das auf dem ganzen Geschlechte (insofern es unversöhnt gedacht wird) lastet, wird darum auch jeden Einzelnen treffen, der, nach seiner leiblichen Abstammung, ein Kind dieses Geschlechtes ist, und dessen Geist daher, obwohl eine unmittelbare Gottesschöpfung, durch seine Bestimmung zur Menschennatur in das Geschick des Ganzen versenkt und verflochten bleibt. Weil aber der Verkehr der Liebe zwischen Gott und den geistigen Geschöpfen ein gegenseitiger ist, so daß die Schuld, als Verletzung dieses Verkehrs, nicht allein die Mittheilung der göttlichen Huld und Liebe aufhebt, sondern auch, in der Richtung von unten nach oben, den Liebeszug des Geschöpfes zu Gott in knechtische Furcht oder in Haß verwandelt; so ist die Folge davon, daß die (noch unversöhnten) Abkömmlinge des gefallenen Geschlechtes auch ihrerseits als Kinder des Zorns sich darstellen, indem sie, soviel an ihnen ist, von keinem Zuge der Liebe zu Gott bewegt merden.

So gewiß aber die Erbschuld mit keiner ihrer Folgen z. B. dem Verluste der göttlichen Gnade, oder dem Vorwalten sinnlicher Begierlichkeit verwechselt werden darf,

indem ihr Wesen eben nur in die Schuld zu setzen, so bestimmt muß man auch, wie schon die Benennung selbst zu erkennen gibt, zwischen ihr als einer vererbten und der persönlichen Schuld unterscheiden. Man hat diesen Unterschied so aufgefaßt, daß die Sünde, die im Urmenschen eine thatsächliche oder eine schuldvolle That gewesen, in der Vererbung auf seine Nachkommen lediglich als Schuld in Betracht komme*). Einfacher und richtiger wird das so ausgedrückt: daß die Schuld, die der erste Mensch persönlich auf sich gezogen, für seine Nachkommen keine persönliche mehr sein kann, doch aber eine wirkliche bleibt. Die Erbschuld, als solche, ist keine persönliche: weil sie nicht aus eigener Freithätigkeit ihre Entstehung genommen; sie ist dennoch kein Unding, sondern eine wirkliche: weil sie nach den Gesetzen des Gattungslebens, durch die wirkliche Abkunft der Menschen von Adam bedingt wird. Indem nun aber diese Vererbung sowohl das Fortleben des Urmenschen nach dem Untergange, als seine Fortpflanzung in ein Menschengeschlecht voraussetzt, so wird daraus schon ersichtlich, daß von einer Erbschuld gar nicht die Rede sein könne, wenn sie nicht mit einer andern bedingenden Thatsache in steter Verbindung gedacht wird, welche die Rettung und Aufrechthaltung des ersten Menschen, und somit des ganzen Geschlechtes begründete.

*) Insofern man nämlich, und zwar, wie die Schule es ausdrückte, in sensu theologico, die Sünde nicht als eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes, sondern als einen beharrlichen (habituellen) Zustand der Abwendung von Gott und des Beraubtseins seiner Gnade auffaßte; wobei man freilich mehr die Folge, als das Wesen im Auge hatte.

Wenn nämlich Jener, obwohl durch sittliche Gottes- und Selbstläugnung dem zweifachen Tode verfallen, dennoch der Stammväter eines unermeßlichen Geschlechtes geworden ist, so muß er selber schon als ein Erlöseter betrachtet werden, dessen Heil darauf beruhte, daß in der Folge durch einen andern Menschen aus seinem Geschlechte (den neuen Adam im geistigen Sinne) ein persönliches Verdienst erworben werden sollte, welches die Schuld aufwog, und nach demselben Grundgesetze dem ganzen Geschlechte als Erbverdienst zu eigen ward, nach welchem die erste persönliche Schuld zur Erbschuld sich gestaltete. So lebt und besteht demnach das gesammte Geschlecht durch das Urverdienst eines zweiten Stammvaters, im Gegensatze zur Urschuld des ersten; und wenn die persönliche Schuld Adams sammt ihren bösen Folgen, durch seine Entwickelung in ein Menschengeschlecht, auf Alle sich forterbte, so geschah dieß doch zur Vermittlung, und darum auch unter dem Schirme und Segen der Erlösung, deren allumfassendes Werk in der Mitte der Menschengeschichte zu Stande kam. Diese so wunderbar in einander geschlungenen Thatsachen sind es, die der Apostel in den gedrängten und darum räthselhaften Worten zusammenfaßt: daß Gott alle Menschen unter dem Ungehorsam (der Untreue) verschlossen habe, um Aller sich zu erbarmen, und daß, nach dem Zeugnisse der Schrift, alle Menschen unter die Sünde (die Erbschuld) gestellt sind, damit der Segen der Verheißung, durch den Glauben an Christum vermittelt, den Gläubigen zu Theil werde.*)

*) Röm. 11, 32. Galat. 3, 22.

So wenig demnach der Versuch gelingen wird, mit Einem Fuße zu gehen, zumal wenn die Krücken fehlen, so unthunlich ist es auch, von dem Herrschen der Sünde und des Todes im Menschengeschlechte zu reden, ohne zugleich des Lebens und Heiles zu gedenken, wodurch es aufrecht erhalten und zur dereinstigen Erneuerung bewahrt wird; weßhalb auch der große Lehrer der Völker den lebendigen Gegensatz (die Antithese) zwischen Adam und Christus, dem Ungehorsam des Einen nnd der Gerechtigkeit des Andern überall sorgfältig durchführt, wo es sich um das Verständniß des sittlichen Lebens und der Heilsordnung handelt. Und nach dieser Voraussetzung erst gelangen wir dazu, die Weise, wie der Herr die Frage seiner Jünger berichtigte, näher zu würdigen. „Weder dieser hat gesündigt, noch seine Eltern, sondern auf daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden.“ Die erste Hälfte dieser Antwort ist durchaus verneinend. Sie läßt bei dem Blindgebornen keine persönliche Schuld als Ursache seines Uebels gelten; weil er, vor seiner Geburt und vor der Entwickelung des geistig persönlichen Lebens keiner freien oder sittlichen That befähigt war; und auch als Folge oder Wirkung der Erbschuld soll die angeborne Blindheit nicht erklärt werden, denn sonst hätte ja dasselbe Uebel auch die übrigen Adamskinder treffen müssen, da sie sämmtlich unter dem gleichen Gesetze stehen. Weil jedoch die Frage der Jünger nach einem wirklichen (positiven) Grunde oder Zwecke jenes einzelnen Uebelstandes forschte, so gab ihnen der Herr den Aufschluß darüber in der andern Hälfte seiner Antwort, indem er sie belehrte, daß dieses angeborne Uebel für jetzt und

zunächst dazu diene, damit die Werke Gottes an demselben zum Vorschein kommen.

Wie nämlich die Fülle der Zeiten, das inhaltreichste Zeitalter der Geschichte, in welchem der himmlische Mensch auf Erden wandelte, als die Morgenstunde des neuen Lebens von der göttlichen Weisheit vorausgesehen wurde, eben so auch alle die einzelnen Werke und Anlässe, in welchen das Gesammtwerk der Erlösung oder neuen Schöpfung sich bezeugte und verherrlichte, wie das die Schilderungen vorhersagen, an denen die Seher so reich sind. „Gott selbst wird kommen, und euch erretten; und es werden dann die Augen der Blinden aufgethan, und das Ohr der Tauben; der Lahme wird flinken Fußes sein, dem Hirsche gleich, und die Zunge des Stummen sich lösen: denn der dürren Wüste (der Gottentfremdeten Menschheit) werden lebendige Wasserquellen entspringen.*) „Ich habe dich (den verheißenen Erlöser) zum Lichte der Völker gesetzt, damit du mein Heil (der Mittler meiner belebenden Huld) seiest bis zu den letzten Gebieten der Erde, den Blinden die Augen eröffnest, und die Gebundenen, die in Finsterniß weilen, aus ihrem Kerker herausführst."**) Aehnlich, wie so viele andere, von Siechthum und Gebrechen aller Art gedrückte Menschen, an welchen die belebende und heilende Gottesmacht in Christo sich kund gab, war auch der Blindgeborne bestimmt, das Walten dieser Macht an sich zu erfahren, und so zugleich eines der Werkzeuge ihrer Offenbarung zu werden.

*) Isai. 35, 4.

**) 42, 5. 49, 6. u. a.

Diese eigenthümliche Bestimmung ist es, die uns noch eins und das andere zu erwägen gibt; indem auch wir, ähnlich wie die Jünger, dadurch zu einer Frage veranlaßt werden, die zunächst auf jenen Blindgebornen, dann aber auch in vielfacher Anwendung auf uns selbst Bezug hat. Unbegreiflich allerdings sind Gottes Wege, so daß es dem Menschengeiste nicht geziemt, darüber urtheilen zu wollen; und doch kann er, der überall nach dem Verständnisse des Grundes oder des Ursächlichen zu forschen gewohnt ist, des Nachdenkens darüber sich nicht entschlagen. Und so sind auch die Worte des Sehers gemeint: „Gerecht zwar bist du, o Herr, (und würdest es darthun) wenn es mir einfiele, mit dir zu streiten; dennoch will ich, was gerecht ist, zu dir reden."*) War jener Jüngling nicht bedauernswerth, daß er die schönste Lebensfreude, die in gewisser Weise selbst der Lilie des Feldes nicht versagt ist: die Empfindung und Wahrnehmung des Lichtes, so lang entbehren mußte, und zwar nur deßhalb, um in dieser Dürftigkeit zu einem Mittel der Offenbarung göttlicher Machtfülle zu dienen? Wäre er nicht berechtigt gewesen, gegen die Vorsehung Klage zu führen, warum denn gerade Ihn diese Wahl getroffen?

Es wird jedoch keiner sonderlichen Mühe bedürfen, um solchen Einwürfen zu begegnen. Denn für's Erste ist der Ausspruch des Herrn gar nicht dahin zu deuten, als sei der Jüngling deßhalb mit einem Gebrechen geboren worden, um der erlösend schaffenden Macht zu einem

*) Jerem. 12, 1.

Werkzeuge ihrer Offenbarung vorbehalten zu bleiben. Jesus sagte von ihm keineswegs: daß er blind geboren werden mußte, damit die Werke Gottes an ihm offenkundig würden; sondern daß sein Uebel jetzt, als ein eben vorhandenes, diesem Zwecke dienen sollte. Indem es also ganz einfach oder schlechthin um dieses Gebrechen sich handelt, stellt es sich als eine vereinzelte Form des Uebels und Nothstandes dar, unter welchem, nach ihrer jetzigen Beschaffenheit, die ganze Menschenwelt mitsammt der Natur außer ihr noch seufzen muß. Da die Sterblichkeit selbst schon den Grund und Inbegriff aller körperlichen Uebel ausdrückt, so sind Leiden und Mängel das Loos aller Irdischen; so daß von der vollen Gesundheit oder Lebensfülle, die nach Gottes Idee dem Menschen zukommt, und die sowohl die geistige Lebenseinheit mit Gott, als die Verklärung der leiblichen Natur voraussetzt, so lange noch Geburt und Tod einander die Hände bieten, keine Rede sein kann. Aeltere Theologen, z. B. Alphonsus Tostatus, fügten wohl auch bei solchen Anläßen die (juristische) Bemerkung hinzu: daß dem Menschen, im Stande der Sünde, auf die vollständige Gesundheit des Leibes kein Rechtsanspruch gebühre; eine Ansicht, die freilich weder die wahren Ursachen des Uebels zu beleuchten, noch den Leidenden zu trösten geeignet ist.

Ein anderer, sehr anschaulicher Grund wird uns in der Thatsache sich darbieten, daß der Leib als gesammter Organismus ohne Zweifel mehr ist als das Auge, das Leben mehr als die Thätigkeit eines einzelnen Sinnes, und daß dennoch, wo es darauf ankommt, für das Vaterland zu kämpfen, Bedrängte aus den Flammen

und Wogen zu retten, oder der göttlichen Wahrheit Zeugniß zu geben, die Pflichtgetreuen und Wackern unbedenklich ihr leibliches Leben einsetzen. Hätte demnach jener Blindgeborne, bevor er zum geistigen Dasein oder Bewußtsein erwachte, die freie Wahl haben können, so wäre er allerdings für das Wohl der Gesammtheit verpflichtet gewesen, das Gebrechen der Blindheit bereitwillig anzunehmen, insoferne es dereinst ein Mittel werden sollte, die Verherrlichung Gottes in Christo, und den Glauben an diesen als den Gottessohn zu fördern. Dazu kommt nur noch, als dritter Grund, aus welchem in diesem einzelnen Falle die Weisheit der Vorsehung vor ihren Kindern sich rechtfertigt, die erfreuliche Thatsache, daß für die Entbehrung und Leiden, die der Blindgeborne zu dulden hatte, ein Ersatz ihm aufbehalten blieb, der den frühern Mangel unendlich überwog, indem das Gotteswerk der Wiedergeburt und Erleuchtung nicht bloß an seinem leiblichen Auge, sondern auch an seinem geistigen Leben vollbracht wurde.

Bei allem dem will der menschliche Fürwitz das Feld nicht räumen; immer noch weiß er mit dem neuen Bedenken hervor zu rücken: ob es denn wirklich gerade so geschehen mußte, wie es geschah, und ob es nicht möglich gewesen wäre, daß die Herrlichkeit Christi, als des Eingebornen vom Vater, auf andere Weise sich offenbarte? Verneinen läßt sich das nicht; auch blieb ja diese Offenbarung nicht einzig auf die Heilung menschlicher Gebrechen beschränkt, sondern kam in jeder erdenklichen Weise zu Stande, die für die Zwecke des Erlösungswerkes nothwendig war. Die Frage selbst jedoch, wie wir sie

eben vernommen, geht von der Gesinnung jener großen Sippschaft aus, welcher die Menschen in der Mehrzahl angehören, nämlich jener der Malcontenten. An Klagen über völlig unverdiente Leiden, Zurücksetzung und Beschränkung ist überall kein Mangel, und gar oft geräth der Erdenpilger auf den Einfall, mit seinen geringen sittlichen Schwächen und seinen überwiegenden Tugenden sich selbst als Fragezeichen neben die göttliche Gerechtigkeit anzusetzen.

Allein abgesehen davon, daß wir mit dem Unendlichen nicht rechten dürfen, müssen wir uns von dem thörichten Beginnen fern halten, Glück und Wohlfahrt, Mißgeschick und Leiden, wie sie dießseits zur Erscheinung kommen, als Lohn der Tugend, oder als Strafe des Lasters anzusehen, was uns in ein Labyrinth von irrthümlichen Urtheilen führen würde, aus dem kein Ausweg zu finden. Eines nur ist gewiß, und diese Gewißheit soll die Stütze und der Trost unseres Lebens bleiben: daß alle Leiden und Uebel, die uns bedrängen, dazu bestimmt sind, „damit die Werke Gottes an uns offenbar werden.“ Wenn wir an den Folgen der Ursünde Theil nehmen, ohne jedoch die Schuld, die Christi Verdienst für das Geschlecht getilgt hat, durch persönliche Untreue in uns wieder zu erwecken, so tragen wir die Leiden des Erdenlebens nicht als Strafe, sondern als Verhängniß, das uns zur Prüfung und Läuterung gereicht, damit wir in Gotteserkenntniß und sittlichem Verdienste zunehmen, und das neue Leben in uns sich vollende. Und so geschieht es, daß denjenigen, die Gott wahrhaft lieben, Alles, was ihnen begegnet, nur zum Guten wirkt*).

*) Röm. 8, 28.

Im Anfange des dritten christlichen Jahrhunderts hatte der Imperator Severus Pertinax an sein Heer einen Tagesbefehl erlassen, der allen Kriegern vorschrieb, ihr Haupt zum Zeichen der Siegesfreude mit einem Lorbeerkranze zu schmücken. Es fand sich jedoch unter ihnen ein Christ, der diesen Kranz bloß am Arme befestigte, und, darüber zur Rede gestellt, mit den Worten sich rechtfertigte: es gezieme dem Christen nicht, im irdischen Leben eine solche Siegeskrone zu tragen. Er meinte wohl damit, daß hiernieden der Kampf, nicht der Triumph, die Arbeit, nicht aber der Lohn zu suchen sei, der, als die Krone der Gerechtigkeit, dem beharrlichen Kämpfer für jene Zeit aufbehalten bleibt, da das Werk der göttlichen Liebe an ihm zur vollendeten Offenbarung gediehen. „Wie herrlich sind deine Werke, o Gott; überaus tief sind deine Gedanken! Der Unweise erkennet sie nicht, der Thor achtet nicht darauf. Wer ist weise, und bewahret dieß, und versteht die liebevollen Führungen des Herrn? In Ihm soll unser Herz sich erfreuen, und auf seiner Huld immerdar unsere Hoffnung ruhen!*)

*) Ps. 91, 6, 106, 43.

II.

Leben und Licht.

„Ich muß die Werke desjenigen vollführen, der mich gesendet hat. So lange ich in der Welt bin bin ich das Licht der Welt.“ (Joh. 9, 4—5.)

Mit einem einzigen Blicke, so fern nicht Nebel und nächtliches Dunkel die Aussicht verhüllen, überschaut der Wanderer die Ebenen und die Höhen, die vor ihm sich ausbreiten, und selbst das Ziel, wohin er strebt, wird aus duftiger Ferne schon seinem Gesichtskreise bemerkbar, während er doch mit seinen Schritten erst nach Stunden oder Tagen dahin gelangt, oder es auch gar nie erreicht. Aehnlich geschieht es im sittlichen Leben des Menschen, daß sein geistiges Auge ungleich behender auf das Gerechte und Gute zu lenken ist, das er anzuerkennen wenigstens innen sich genöthigt fühlt, als sein Wille zum Werke und zur That; weßhalb auch von gar vielen Lehrmeistern die Warnung gilt, daß man nach ihren Worten sich richten soll, nicht aber nach ihren Werken Und welcher irdische Weise ist in Wandel und Werk so gerecht und der Wahrheit getreu, so fleckenlos und durchaus musterhaft, daß nicht irgend ein Schatten jener Rüge auch ihn berührte? Anders der Treue, Gerechte und Wahrhafte, der in der

Fülle der Zeit erschien, um die Fülle des Lebens zu bringen, der das Heil der Menschenwelt nicht bloß durch Unterweisen und Lehren, sondern in Werk und That begründete, und von dem deßhalb schon im Psalme gerühmt wird: „Der Herr, unser König vor allen Zeiten hat das Heil gewirkt mitten auf Erden.“ *) Nicht als bloßes Lehrgebäude, aus übersinnlichen und sittlichen Lehrsätzen aufgeführt, ist das Christenthum mit seiner erleuchtenden Macht in die Welt getreten, sondern als lebenbringende, wesentlich göttliche und menschliche That, zu der jene Lehre sich verhält, wie der Text zu dem großen harmonischen Tonwerk, welches mit Recht das hohe Lied der Menschheit zu nennen ist.

So finden wir es auch bei dem vereinzelten Ereignisse der Heilung des Blindgebornen bestätigt. Nicht deßhalb war der Herr vor ihm stehen geblieben, um mit Theilnahme sein Unglück zu betrachten, und mit freundlichen Worten ihn zu trösten, oder um gelegentlich seine Jünger über die irdischen Uebel und die göttliche Weltordnung zu belehren; sondern um durch die schöpferische Logosmacht das Organ des Lichtes wieder herzustellen, oder vielmehr neu zu bilden, das für den geistigen Menschen, insofern er selber das Auge der irdischen Schöpfung darstellt, von so großer Bedeutung ist; und den Armseligen aus der öden Finsterniß, die ihn umfangen hielt, heraus zu führen an die Mannigfaltigkeit der heitern Außenwelt. Denn „süß ist das Licht, und erfreulich dem Auge der Anblick des Sonnenscheins.“ **) Und wie überall im Leben und

*) Ps. 73, 12.
**) Eccles. 11, 7.

Wirken des Herrn seine Lehre eine That, seine That eine Lehre ist, so nahm er auch hier, von der körperlichen Erleuchtung des Blinden, die er im Einklang mit dem Willen des Vaters zu wirken beschlossen, den Anlaß, auf das höhere Werk der geistigen Erleuchtung hinzudeuten. Darum, nachdem er die Jünger gemahnt, über die sittlichen Ursachen des angebornen Uebels keine unnütze Forschung anzustellen, sondern lediglich an die Bestimmung zu denken, die dasselbe eben jetzt erfüllen sollte, fügte er noch, im Hinblick auf den zunehmenden Haß seiner Feinde, den er so eben im Tempel erfahren, und auf den nahen Abschluß seiner Erdenbahn, die Worte hinzu: „Ich muß die Werke desjenigen vollführen, der mich gesendet hat. Denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann. So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt."

Wohl bedarf es hier der Bemerkung nicht, daß der Herr seine irdische Lebensdauer einem einzigen Tage, seinen Opfertod hingegen und seinen Todesschlummer der Nacht vergleicht. Wie nun ein Jeglicher für die Arbeit, die ihm obliegt, die Tageszeit sorgfältig benützt, ehe das Dunkel der Nacht herein bricht, so, bezeugte er, sei es auch seine Aufgabe, jedes Augenblicks zu wahren, der ihm die Gelegenheit darbiete, die Werke Gottes zu vollführen. Aehnlich hatte er schon früher einmal vor dem Thore zu Sichem zu den Jüngern, die ihm Speise anboten, gesprochen: „Meine Speise", nämlich die wahre Stärkung meines Lebens, die einzige Befriedigung meines Verlangens," ist diese, daß ich den Willen Dessen erfülle, der mich gesendet hat, indem ich sein Werk vollbringe." Eben so bekannte er auch freudig, bei seinem letzten irdischen

Zusammensein mit den Jüngern, im Gebete zu seinem ewigen Vater: „Ich habe dich verherrlicht auf Erden, ich habe das Werk vollbracht, das du mir gegeben hast.“

Das Werk, das in seine Hände gelegt, und womit er beauftragt worden, war die Verherrlichung Gottes auf Erden durch That und Wort: die thatsächliche Sühnung der Schuld und die Erleuchtung und Heiligung der Menschen, weßhalb er auch als das Licht der Welt erkannt werden wollte. Und da er sowohl in und über der Menschheit als für dieselbe lebt, sowie diese um seinetwillen, so ist es klar, daß nicht allein Sein Licht uns erleuchten, sondern daß Sein Werk auch Unser Werk werden soll. Wie er demnach von Sich ausgesagt: „ich muß die Werke Dessen verrichten, der mich gesendet hat“, so ermahnt er auch uns: „wirket eine Speise, die nicht verdirbt, sondern die ausdauert zum ewigen Leben.“ Und wie er von seiner eigenen Aufgabe geredet: „ich muß wirken, so lange es Tag ist“, so hat er auch Uns ermuntert: „Wandelt, so lange ihr das Licht besitzet, damit die Finsterniß euch nicht ergreife.“ *) Daraus ergibt sich nun, daß wir das Werk und das Licht in zweifacher Wechselbeziehung zu erfassen haben, nach welcher zuerst das Licht aus dem Werke, oder das Leben des Herrn, sodann das Werk aus dem Lichte, oder das Leben des Christen, unsrer Betrachtung sich darbieten wird.

* *
*

Es ist noch nicht lange her, daß die gesellige Sitte gebot, bei jedem Anlasse, wo das scheidende Tageslicht

*) Joh. 12, 35.

ein Ersatzmittel forderte, das Anzünden der Lampen oder Kerzen mit einem freundlichen Gruße zu begleiten. Während sehr nüchterne Leute noch jetzt hie und da mit einem „guten Abend sich begnügen, pflegten die alten Griechen bei solchen Gelegenheiten einander zuzurufen: gutes oder schönes Licht; die alten Christen hingegen grüßten und grüßen noch immer mit den Worten: Gelobt sei Jesus Christus. Sie wollen nämlich von dem Lichte, welches die äußere Dunkelheit verscheucht, an das übersinnliche und wesenhafte Licht sich erinnern lassen, das persönlich und lebenbringend in diese Welt gekommen, und das von sich aussagt: „Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsternissen.“

Mit diesem Ausdrucke jedoch, der mehr als ein bloß bildlicher oder symbolischer ist, sowie mit der Unterscheidung von körperlichem und geistigem Lichte, gerathen wir unausweichlich an die nichts weniger als leichte Frage: was denn das Licht im Allgemeinen sei? Alles, wovon wir eine Vorstellung, einen Begriff, ja selbst eine geistige (ideelle) Erkenntniß haben, und wovon wir sagen, daß es uns anschaulich oder klar geworden, wird, wie schon diese Redensart zeigt, durch das Licht für unser Wissen vermittelt; soll denn das Licht selber, seinem Wesen nach, uns unbekannt und folglich dunkel bleiben?*) So widersinnig diese Voraussetzung scheint, könnten wir doch dazu versucht sein, wenn wir auf dem Gebiete der Naturforschung so vielen verschiedenen Meinungen begegnen. nach welchen das Licht in der Körperwelt bald als ein

*) „Nil luce obscurius.“

durch Ausströmung (Emanation) sich verbreitender gewichtloser Stoff, oder als Erfolg der Einwirkung eines sonnenhaften Elementes auf die irdischen Grundstoffe und Gebilde betrachtet wird, bald wieder als eine Erscheinung, die aus der Schwingung (Vibration) des feinsten Raum erfüllenden Stoffes oder des Aethers entstehen soll. So viel aber auch diese letztere Meinnng für sich hat, wird sie doch, als eine bloß im Gebiete der Körperwelt anwendbare, für unsern Zweck nicht ausreichen. Denn sobald von einem geistigen und sittlichen, sogar von einem unerforschlichen und göttlichen eben sowohl als von einem rein natürlichen (physischen) Lichte die Rede ist, wird man wohl billig fordern dürfen, daß zuerst das, was beiden gemeinsam ist, hervor gestellt, und dann erst auf ihr wesenhaftes Verschiedensein eingegangen werde.

Worin nun dieß Gemeinsame liege, darüber können wir bei dem Apostel Paulus Belehrung finden. Nachdem er die Seinen gemahnt, an den fruchtlosen und lichtscheuen Werken der Sünde keinen Theil zu nehmen, sondern vielmehr durch Wort und Wandel solche Werke zu rügen, setzt er hinzu: „Alles was der Rüge unterliegt, wird durch das Licht offenbar; alles was offenbar macht, und offenbar wird, ist Licht." *) Wie nämlich die Helle des Tages Alles zur Anschauung bringt, was die Nacht in ihrem Dunkel verborgen hielt, so brachte das Licht des christlichen Lehrwortes und Lebens die unheilvolle Verkehrtheit der Sünde zum Vorschein, die bisher durch die Finsternisse des Unglaubens den Sündern selbst

*) Ephes. 5, 13.

unerkannt geblieben, so daß auch diese nunmehr von der sittlichen Wahrheit erleuchtet, ihrem Lichte sich zuwenden.

Was nun der Apostel in Bezug auf das geistige Leben sagt, hat auch im Gebiete des unfreien Lebens oder der Natur seine Geltung. Ueberall nämlich, wo ein verborgener (zustandloser) Lebensgrund sich offenbart, oder, um mit den Ausdrücken der Schule zu reden, wo das unbestimmte Sein ins Leben als Dasein hervortritt, weicht die Dunkelheit dem Lichte. Und da alles Leben nichts anderes sein kann, als Offenbarwerden des Wesens (der Substanz), oder als das Erscheinen des Seins, so wird es auf allen seinen Stufen von einer entsprechenden Entwicklung des Lichtes, d. h. des Bewußtseins, des Wissens um das eigene Sein begleitet werden. Wie nun Gott durch sein schöpferisches Wort nichts Todtes (was so viel als Nichtseiendes wäre), sondern nur Lebendiges und Lebenskräftiges in die Ihm äußerliche Wirklichkeit gerufen, so hat auch die Natur, oder die uranfängliche Natursubstanz, als ein Wirkliches und Ur-Sächliches, das Streben, zum Gedanken um ihr eigenes Sein oder zum Lichte vorzudringen; welches Ziel sie jedoch aus ihrem eigenen Wesen heraus nie so vollkommen wie der erschaffene Geist erreichen kann. Denn nicht allein mußte sie, nach den Gesetzen ihrer Bedingtheit, zum Hervortreten aus ihrem zustandlosen Sein erst vom schöpferischen Worte geweckt werden; sondern auch nachdem diese Weckung zum Leben (in dem Worte: „es werde Licht") erfolgt war, mußte sie, wie es gleichfalls die Schöpfungsgeschichte bezeugt, in eine wesenhafte Entzweiung ihrer selbst, in polarische Gegensätze und Scheidungen

auseinander gehen. So werden die Scheidung der obern Gewässer, d. h. der Luft, von den untern, und das Hervortreten des festen Landes, d. h. des Minerals, über dem Wasser*) als die ersten Perioden in der Lebensentwickelung der Erde bezeichnet, von welchen, sowie von ihrem Wechselverkehr mit der Sonne die stufenweise Entfaltung ihrer höhern Gebilde bedingt wird.

Wollen wir den Grund dieser Entzweiung kennen lernen, die überall, z. B. in den Gegensätzen der Mitte und des Umfangs, der Sonne und der Planeten, des Allgemeinen und des Besonderen, der magnetischen und elektrischen Strömungen, der Wurzel und der Blüthe ꝛc. im Leben der Natur hervortritt, so müssen wir gleichzeitig auf das Licht und Leben des erschaffenen Geistes achten. „Niemand Andrer weiß, was im Menschen ist," sagt der Apostel, „als der Geist des Menschen, der in ihm ist."**) Kein Mensch nämlich durchschaut und weiß, was ein Andrer denkt oder will, indem nur der Geist dieses Andern darum wissen kann. Oberflächliches und halbes Denken kann uns wohl zu der Meinung verleiten, daß wir von dem Naturantheile unsres Lebens, nämlich von unserm leiblichen Wesen eine größere Kenntniß besitzen, als von unserm Geiste. Denken wir jedoch reiflicher nach, so ist uns der Inhalt unsres geistigen Bewußtseins und Willens bei weitem besser bekannt, und folglich heller, als die unzähligen Organe und Funktionen unseres leiblichen Wesens, das, wie alles

*) Genes. 1, 3, 6, 9.

**) 1. Cor. 2, 11.

Materielle oder Körperliche, dem Lichte des Gedankens widersteht, und daher vergleichungsweise als das Finstere bezeichnet wird.

Das Leben des Geistes ist also von jenem der Natur ein seinem Grunde oder Wesen nach verschiedenes. Der Geist ist frei, dadurch, daß in ihm die Selbstheit oder selbstständige Wirksamkeit vorwaltet; die Natur hingegen ist unfrei, bleibt sich selber äußerlich und in jeder Lebensthätigkeit an äußeres Einwirken gebunden, so daß die Abhängigkeit in ihr vorwaltet. Darum wird der Geist seiner selbst inne, indem er nicht bloß von jedem Aeußern und andern sich unterscheidet, sondern auch Sich selber als den Grund seiner Lebensäußerungen (seines Denkens und Wollens) erfaßt und erkennt. Die Natur hingegen, als ein Ursächliches und doch Unfreies, kann über diesen steten Widerspruch mit sich selbst nicht hinauskommen. In ihrem Streben nach Verinnerung sucht sie zwar die ursprüngliche Entzweiung durch immer neue Ausgleichungen der Gegensätze zu überwinden, (wie das in den von Licht begleiteten, elektrischen und chemischen Vorgängen der Fall ist); der Erfolg bleibt aber immer derselbe, daß nämlich jene Gegensätze in neuer Gestalt hervortreten, und so die angestrebte Verinnerung jedesmal in eine Veräußerung umschlägt.

Auf diese Weise geschieht es, daß die Natur von einem Gebilde zum andern rastlos fortschreitet, um stufenweise zu derjenigen Selbstkenntniß, deren sie fähig ist, vorzudringen. Sie nähert sich diesem Ziele im Gebiete ihrer organischen Bildungen (Organismen), in welchen die Vielheit der Gegensätze, durch die vorherrschend

gewordene Selbstmacht, zur Einheit sich zusammenschließt, so daß nun das Körperliche, das im Unorganischen eine bloße Veräußerung gewesen, der Innerlichkeit dienstbar wird. Darum tritt schon in der Pflanze, die zwischen dem Mineral und dem Thiere in der Mitte steht, eine neue Form der Lichtbildung an der farbigen Blüthe hervor. In der Thierwelt, in welcher durch den Gegensatz von Nerv und Muskel die Besonderung der Natur bis zum Selbstgefühl und zur Willkür gediehen, entfalten sich die Sinne als die höchsten Gebilde der Natur, mittelst welcher und in welchen sie (als das Wahrnehmende) sich selber als das Wahrgenommene findet, oder der Gegenstand ihrer eigenen Spiegelung wird, was vornehmlich im höchsten aller Sinne: im Auge zu Stande kommt. Hier also erreicht die Lichtentwicklung der Natur, als Einleitung in das Bewußtsein ihrer selbst, die höchste Stufe, deren sie fähig ist. Das Bewußtsein aber beginnt im thierischen Leben mit der Empfindung, geht über in die Vorstellung, und endigt mit dem Gemeinbilde der sogenannten Einbildungskraft, als dem Ansatze oder Keime zum spätern Begriffe (dem Gedanken vom Gemeinsamen), der erst im Menschen seine Vollendung erreicht, und im Geiste desselben seine Deutung und Bedeutung erhält.

Was daraus als Folgerung sich ergibt, ist vor allem die Feststellung des Unterschiedes zwischen dem geistigen und natürlichen Lichte. Obwohl alles Licht, das im Gebiete der Natur sich entwickelt, der Ausdruck ihres Verlangens nach dem Wissen um sich, als der Höhe des Lebens ist, so kann es doch, weil dieses Streben

immer in Veräußerung oder Verkörperung ausgeht, selbst nur materiell bleiben, und lediglich nur die Einheit der Natur mit ihr selbst in ihren Gebilden, also nur ihre Erscheinungen, nicht aber ihren Wesensgrund ihr zur Kunde bringen. Wie das äußerliche Dasein der Natur im steten Hervorbringen körperlicher Gebilde aufgeht, so kann sie in jenen organischen Wesen, in welchen sie eine gewisse Stufe von Innerlichkeit erreicht hat, auch nur durch Nachbilder jener Gebilde, d. h. durch Vorstellungen ihrer selbst sich träumerisch bewußt werden. Das geistige Licht hingegen, oder das Bewußtsein des Geistes ist ein Erfassen des eigenen Wesens; es ist sein Wissen von sich, als dem selbstständigen Grunde seiner Lebensäußerungen. Zu diesem Gedanken erhebt sich der Geist für ein- und allemal in dem Augenblicke, da er durch äußeres Einwirken zur Selbstthätigkeit geweckt wird, oder zu sich kommt, während die Natur zu ihrer äußerlichen Selbstanschauung nur stufenweise durch ihre organischen Gebilde fortschreitet, welche nichts anderes, als die mannigfachen Darstellungen des Allgemeinen im Einzelnen und Besonderen sind. Das Licht oder der Gedanke des Geistes (die Idee) ist also etwas wesentlich Anderes, als der Gedanke der Natur, welcher mit dem Namen des Begriffes bezeichnet wird. In jenem denkt der Menschengeist sich selber als Seiendes oder Ur-Sächliches; in diesem aber denkt der Mensch als Natur-Individuum oder als Einzelwesen der Gattung nur das Gemeinsame der äußern Gegenstände. Und wenn er den Inbegriff dieser letzteren dem Inbegriffe der sinnbegabten Thierwelt gegenüber stellt, und beide Gebiete

als Erscheinungsweisen eines und desselben Lebensprinzips sich deutet, so führt er nicht als Naturwesen diesen Gedanken durch, sondern als Geist.

Aus dieser wesentlichen Verschiedenheit ist nun ferner zu ersehen, wie es dem Naturbewußtsein, das sich im Begriffe darstellt, durch keine Steigerung gelingen könne, bis zum Geistesbewußtsein oder zur Idee sich zu erheben. So sehr auch die Natur in ihren höheren organischen Gebilden sich verinnert, und zum animalischen Leben, zur thierischen Seele sich gleichsam vergeistigt, kommt sie doch, wie das in der ganzen Thierwelt sich zeigt, niemals wahrhaft zu Sich, d. h. zu einem Ichgedanken. Soll sie aber an diesem geistigen Selbstbewußtsein, welches nicht das Ziel ihrer unermeßlichen Bestrebungen sein kann, theilnehmen, so kann sie dieß, und zwar auf dem Gipfel ihrer organischen Durchbildung, nur außerhalb ihrer selbst, in einem (erschaffenen) Geiste erreichen, dem sie durch Selbsthingabe gänzlich angehörig oder leibeigen wird. Diese ihre organische Verbindung mit einem selbstbewußten Geiste, wodurch sie in die Persönlichkeit und Freiheit des letztern aufgenommen, und ihr Dämmerlicht von der Helle des geistigen Gedankens verklärt wird, kommt im Menschen zu Stande; der deßhalb auch leiblich, als neues Schöpfungswerk, über der Natur steht und der demnach nicht als ein Uebergangs-, sondern vielmehr als ein Bindeglied zweier Welten (der Natur- und der Geisterwelt) zu betrachten ist.

Wie jedoch die Natur ihre Verklärung nur außerhalb ihrer selbst im Geiste gewinnen kann, so dieser die Fülle und den Frieden seines Lebens nur in Gott. Als

organische Einheit von Natur und Geist ist der Mensch der Inbegriff und Darsteller der gesammten Schöpfungswelt in ihrer Bedingtheit. In seinem geistigen Denken erkennt er nicht allein das ihm verbundene Naturgebilde, nämlich seine Leiblichkeit, als ein von ihm wesenhaft Verschiedenes und dem Range nach Untergeordnetes, sondern auch sich selbst als ein, erst durch fremdes Einwirken zum Bewußtsein gewecktes, mithin als ein bedingtes und abhängiges, und folglich endliches Wesen. So wird es für ihn möglich, daß er außerhalb seiner selbst, oder über sich hinaus langend, zu dem Gedanken an ein unbedingtes, unendliches Wesen, als die Bedingung seines eignen Seins und Daseins gelangt, oder daß jenes Licht des Gottesgedankens ihm aufgehen muß, wovon die schönen Worte des Psalmes zeugen: „Bei Dir, o Gott, ist die Quelle des Lebens, und in Deinem Lichte schauen wir das Licht."

Wieso die Quelle des Lebens? Weil Alles, was nicht Gott ist, einzig nur durch den schöpferischen Gedanken und Willen Gottes entstanden sein kann. Und ähnlich wie es gesagt wird, daß bei Gott die Quelle des Lebens sei, so heißt es vom schöpferischen Logos: daß er bei Gott und selber Gott ist, und daß alle Dinge ohne Ausnahme durch ihn geschaffen sind. Dieser Urquell des Lebens ist auch die unendliche Fülle des Lichtes, weil das göttliche Selbstbewußtsein wesenhafte Selbstschauung ist, die sich durch die Entfaltung der Einen göttlichen Wesenheit in drei Personen vollendet. Wenn aber sowohl die Person des Logos als jene des heiligen Geistes in der Schrift als das göttliche Licht bezeichnet werden, so

geschieht das aus besonderen Ursachen; und zwar für's erste in Bezug auf das gottheitliche Leben selbst: weil im Logos der göttliche Urgrund (der Vater) sich gegenständlich wird, und weil der von beiden ausgehende Geist die Wesensgleichheit und Einheit Beider bezeugt*); sodann auch im Verhältnisse zu der nicht göttlichen d. h. erschaffenen Welt, und zunächst zum Menschen: weil dieser wie die Psalmesworte es ausdrücken, des göttlichen Lichtes bedarf, um in das volle Licht seines eigenen Daseins zu treten. Wie er nämlich ursprünglich aus der Unbestimmtheit des Seins zum Bewußtsein geweckt werden mußte durch das schöpferische Wort, so war es auch die göttliche Huld, die ihm durch den heiligen Geist sich mittheilte, um in seiner Stellung und Würde ihn aufrecht zu erhalten.

Allein mit dieser einfachen Kenntniß Gottes, seiner selbst und der Außenwelt, und mit der von Gott ihm gegebenen Willensrichtung zum Guten, welche die ursprüngliche Gerechtigkeit genannt wird, war doch sein Leben, als das eines freien und zugleich bedingten Wesens noch nicht vollendet, so lange er nicht die Stellung, in welche sein Schöpfer ihn gerufen, durch eigene Wahl und freie Selbstbestimmung bejaht oder auch verläugnet, und so in jedem Falle als ein freies oder persönliches Wesen sich kennen gelernt hatte. Und auch zu dieser zweiten Lebens- oder Lichtentfaltung des Geistes, die für ihn zur verhängnißvollen Freiheitsprobe wurde, konnte in

*) Prof. G. K. Mayer: Das ewige Wort des Ewigen. Wien 1857.

Folge seiner Abhängigkeit nicht von ihm selbst, sondern nur von Gott der Anlaß gegeben werden, und zwar mittelst eines beschränkenden Gebotes, welches, wie jede Offenbarung Gottes in der Schöpfungswelt, durch das göttliche Wort, den gesetzgebenden Logos, an den Menschen ergangen ist.

So sind wir nach diesen nothwendigen Voraussetzungen da angelangt, wo es uns möglich wird, die Johanneische Lehre zu würdigen: „In ihm (dem ewigen Worte) ist das Leben, und das Leben ist der Menschen Licht, das in den Finsternissen leuchtet, und von diesen nicht erfaßt, nicht aufgenommen wurde." Der schöpferische Logos ist der Urquell der Erleuchtung, von welchem der Mensch, schon in seinem ursprünglichen Zustande, an sein Verhältniß zu Gott gemahnt, und zugleich aufgefordert wurde, den göttlichen Willen durch die eigne That zu vollbringen, um so durch freie Hingabe in der Einigung mit Gott, die Fülle des geistigen Lebens, die Obmacht über die Natur, und in der Verklärung derselben auch die leibliche Unvergänglichkeit zu gewinnen. Das Gegentheil dieser Geisteshelle, also die geistige Finsterniß, in welche der Mensch durch die Hingabe an die unfreie Natur sich verloren hat, ist die Unkenntniß Gottes und der eigenen Bestimmung, im Bunde mit einer Verkehrtheit der Willensrichtung, welche eben so wesentlich an jener Unwissenheit schuld ist, als sie aus ihr in neuer Folge sich entwickelt.

Nun tritt uns aber, bevor wir weiter gehen, die Frage, die Vielen zum Steine des Anstoßes geworden, in den Weg: wie es denn in früheren Zeiten, bevor

der Logos als Licht der Welt erschienen, in dieser Welt gewesen sei, und ob denn wirklich überall im Menschengeschlechte völlige Finsterniß geherrscht habe? Ausdrücklich genug wird von den Propheten bezeugt: daß Finsternisse die Erde bedeckten und nächtliches Dunkel die Völker; es wird von diesen letzteren ausgesagt, daß sie in der Finsterniß wandeln, und im Schatten des Todes wohnen*). War dieß eine schwarze Mitternacht ohne Spur eines Dämmerscheines? ein Geistestod, in welchem kein belebungsfähiger Funke glimmte? eine Gottentfremdung und Trennung, die bis zur Geistlosigkeit und somit zur Thierheit entartet war? Dieser Meinung, die aus mehr als Einem Irrthume sich hervorgebildet hat, widerspricht schon die Thatsache, daß in allen Zeiten der Weltgeschichte das Gottesreich auf Erden sich wirksam erwies, daher es auch niemals an Gottgetreuen und erleuchteten Menschen gefehlt hat.

Eben so gewiß ist es ferner, daß auch außerhalb des enger begränzten theokratischen Reiches die geistigen Kräfte der Willensfreiheit und des vernünftigen Denkens, die Achtung und Anerkennung des Edlen und Guten, die Sehnsucht nach Erkenntniß göttlicher Wahrheit bei keinem der alten Völker spurlos untergegangen sind; daß vielmehr auch diese, bei allen ihren Verirrungen und Lastern, immer noch gar viele Züge der Weisheit, der Aufopferung, der Bürgertreue und hohen Sittlichkeit aufzuweisen haben; daher denn auch der Apostel von ihnen sagt: da sie (die Heiden), welche das geoffenbarte

---

*) Isai. 9, 2, 60, 2.

Gesetz nicht haben, von Natur d. h. aus anerschaffener Anlage und eigener Einsicht das thun, was das Gesetz vorschreibt, so erscheinen sie selber als ihr Gesetz, und geben kund, daß es in ihre Herzen eingeschrieben sei, indem ihr Gewissen ihnen davon Zeugniß gibt.*) Nun ist zwar das Gewissen zunächst nur eine Stimme des Geistes, an ihn selber gerichtet, damit er freithätig in der Würde sich behaupte, worin er im ursprünglichen Selbstbewußtwerden sich gefunden; aber in höchster Bedeutung (in letzter Instanz) behauptet es sich, doch auch als eine Stimme seines Gottes, von dem er Alles empfangen, was er wesentlich ist und besitzt, und der es nicht unter seiner Würde findet, dieß sein mittelbar gegebenes Gesetz unmittelbar zu bekräftigen, und den erschaffenen Geist mit derselben Stimme anzureden, womit er im Paradiese zu Adam, und auf Sinai zu dem erwählten Bundesvolke gesprochen.

Worin bestand nun dennoch, und wie entwickelte sich die Finsterniß, die über die Menschenwelt ihre Fittige gebreitet hat? Wir müssen uns sorglich hüten, sie geradezu im Verfalle der geistigen Denkkraft, in der gänzlichen Verdunklung der Vernunft zu suchen, als ob mit dem göttlichen Geiste, der den Stammvater der Menschen in Folge seines Abfalls verlassen, auch alles, was geistig genannt wird, von ihm gewichen wäre. Welchen Ausgang immerhin die Probe seiner Freiheit oder Selbstthätigkeit nehmen mochte, ob er für oder gegen Gottes Willen sich entschied, in jedem Falle ward doch dieser Lebens-

*) Röm. 2, 14 u. 15.

zweck für ihn erreicht, daß er seiner selbst, als einer freien Persönlichkeit sich bewußt, daß sein eigenes Wesen als ein freies ihm bekannt oder licht wurde. So konnte demnach die Prüfung, durch welche sein Selbstbewußtsein sich vollendete, keineswegs zu einer Verfinsterung dieses Bewußtseins führen. Wie tief also sein Verhältniß zu Gott durch den Ungehorsam gestört und zerrüttet wurde, so konnte doch sein Geist, als ein Unvergängliches, nicht vernichtet werden; und vorausgesetzt, daß der Segen der Erlösung den ganzen Menschen vor dem Untergange verwahrte, so mußte auch die Willensfreiheit, so wie die Befähigung für die Gotteserkenntniß ihm eigen bleiben.

Es ist also sowohl dem Urmenschen nach dem Falle, als seinen Abkömmlingen die Verpflichtung geblieben, dem Gesetze Gottes, das ihrem Geiste sich offenbarte, in freier Wahl zu gehorchen; und wenn dieß von Seite der Nachkommen Adams nicht geschah, so war ihre Untreue nicht Folge der Unwissenheit, sondern der zunehmenden Willensverkehrung; wie das der Apostel so nachdrücklich in den Worten bezeugt: „Obschon sie ihn (den unsichtbaren Gott) erkannten, haben sie ihn doch (durch sittliche Treue) nicht verherrlicht, noch ihm sich dankbar gezeigt, und so gerieth ihr Denken auf eitle Dinge und ihr unverständiges Herz ward verfinstert."*) Indem sie nämlich, den sinnlichen Neigungen folgend, ihre geistige Freiheit im Dienste der unfreien Natur entwürdigten, verfielen sie in den Irrthum und die Thorheit, Göttliches mit Natürlichem zu verwechseln;

*) Röm. 1, 21.

weil der Geist für alles das, wovon er seinen Willen und seine Liebe abgewendet hat, bald auch den Sinn und die Einsicht verliert.

Die Finsternisse, welche die Völker umhüllten, bestanden sonach in der beharrlich gewordenen sittlichen Abkehr von Gott durch die Sünde, und in der damit verketteten Abnahme der Erkenntniß Gottes durch die Blendwerke des vielgestaltigen Heidenthums. Je entschiedener die Menschen, die Würde ihrer geistigen Stellung hintan setzend, von den blinden Trieben des Sinnenlebens, und somit von der unfreien Natur sich beherrschen ließen, desto mächtiger mußte diese ihren Riesenschatten über die Regionen des geistigen Bewußtseins werfen, und dasselbe in das Halbdunkel ihres träumerischen Bild- und Begriffslebens hüllen; und eben deßhalb wird das Heidenthum, welches die Naturmächte zu schaffenden oder zerstörenden Gottheiten erhob, mit seinen Träumen und Fantasiegestalten von der Schrift als der Schatten des Todes bezeichnet. Selbst den Weisesten und Edelsten unter den Heiden mangelte die klare Kenntniß von der Einheit und Heiligkeit Gottes, von seinem Verhältnisse zur Welt, als seiner Schöpfung, von dem Wesen, der Bestimmung und Zukunft des Menschen, und der Gegenliebe, die er Gott schuldet: auch sie waren dem Aberglauben und den Schrecknissen der düstern Naturgewalt des Schicksals hingegeben; sie wandelten ohne Glauben, ohne Hoffnung, ohne Gott, in dem Schatten des Todes.

Wie jedoch der Tod, der die Menschenwelt in so unheimliches Dunkel hüllte, das Leben voraus setzt, so

weiset der Schatten, der nichts weniger als gänzliche Finsterniß ist, auf die Gegenwart des Lichtes; und woher dasselbe in die Menschenwelt sich ergossen, noch bevor der helle Tag angebrochen, dieß haben wir bereits vernommen. „In ihm (dem Logos) ist das Leben, und das Leben ist der Menschen Licht.“ Derselbe Logos, der den Menschen in seinem Urzustande erleuchtete, und an die Aufgabe oder das Gesetz seiner geschöpflichen Stellung ihn mahnte, ward auch das Licht des gefallenen und aus dem Verderben geretteten Menschen *) und darum freilich in einer von der frühern sehr verschiedenen Weise und Vermittlung. Darum haben wir uns davor zu wahren, unter dem Logos, wie ehedem Philo gethan, das geistige Denkvermögen zu verstehen, das gemeinhin Vernunft genannt wird, während von ihm doch als einem unerschaffenen Prinzipe die Rede ist, das erleuchtend und vermahnend auf die Vernunft und den Willen des Geistes einwirkt. Das vielbeliebte Gerede von einer göttlichen, oder, wie man gleichfalls zu sagen pflegt, allgemeinen Vernunft, die gleich der Sonne in unzähligen Thautropfen sich spiegelt, und in jeder Menschenseele besondert und vereinzelt sich darstellt, hat den uralten Irrthum zum Grunde, der den Begriff, d. h. das Verhältniß des Allgemeinen zum Besondern, mit dem geistigen Gedanken verwechselt, und somit das Wesen und Leben der erschaffenen Natur zum absoluten Ein und All erhebt.

Es wird aber die Art und Weise, wie der Logos von Anfang her belebend und erneuernd auf das gesunkene

*) Maier Comment. I. S. 153.

Geschlecht eingewirkt, noch bestimmter dadurch angegeben: daß er das wahre Licht ist, welches alle Menschen erleuchtet, und zwar als ein in die Welt kommendes.*) Es wird nämlich nicht gesagt: daß er alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, was ein sehr überflüssiger Beisatz wäre; sondern: daß er alle Menschen, der frühesten wie der spätesten Zeiten erleuchtet, weil er von Anfang her dem gefallenen Geschlechte als der Erlöser verheißen war, der als Mensch unter Menschen erscheinen sollte, und weil er schon vor dieser geschichtlichen oder Messianischen Ankunft, im steten Kommen, erleuchtend und erhaltend in der Menschheit wirkte, und zwar als die Kraft und der Träger der Wiederherstellung des zerrütteten Menschenlebens, durch welchen gleich von Anfang der aufgehobene Lebensverkehr mit Gott wieder eingeleitet und vermittelt wurde.

Hier finden wir uns also neuerdings vor dem Gegenstande, dem wir theilweise schon unsere Betrachtung zugewendet; und da wir ihn wieder aufnehmen, wo sollen wir beginnen, um zu einer umfassenden Ansicht zu gelangen? -- Von einem berühmten Manne, dem Dichter Pope, wird erzählt, daß er eine Art von Betheuerung sich angewöhnt hatte, die er bei jedem Anlasse wiederholte; sie bestand in dem Ausruf: „Gott bessere mich!“ Immerhin war das ein schöner Wunsch, wenn schon etwas bequem,

*) Joh. 1, 9. Daß diese Uebersetzung, welche das Epitheton „kommend“ nicht auf „alle Menschen“, sondern auf das „wahrhafte Licht“ bezieht, den echten Sinn der evangelischen Worte darstelle, was sowohl aus grammatischen, als dogmatischen Gründen unzweifelhaft ist, darüber s. Maier's Comment. I. S. 163 f.

und zu sehr auf das Gotteswerk, zu wenig auf das eigene Mitwirken abzielend. Einst, da er dieß Lieblingswort wieder aussprach, stand ein Fackeljunge in seiner Nähe, und weil der Dichter körperlich verwahrlost und im Wuchse verkommen war, sah der Knabe ihn kopfschüttelnd an, und sagte: „Gott Euch bessern? Leichter ist es ihm, einen ganz neuen Mann herzustellen!" — Wenden wir dieß Wort auf die Erneuerung der zerrütteten Menschenwelt an, und auf das Verhältniß Christi zu ihr, so kann es uns zur Würdigung der Frage nützen: ob der Erlöser bloß gekommen sei, das Wissen und Gewissen der Sterblichen zu bessern, und ob er etwa nur deßhalb das Licht der Welt genannt werde, weil er über ihre religiösen und geselligen Pflichten sie belehrt habe?

Wenn wir in der billigen Voraussetzung, daß die Welt, als Verwirklichung seiner Idee, später ist, als Gott, oder, was dasselbe sagt, daß sie einen Anfang genommen, auf diesen Anfang der Dinge zurück blicken, so finden wir in der Schöpfungsgeschichte zu den göttlichen Werken, die als Epochen in der Entwickelung der Natur hervortreten, die Bemerkung beigesetzt: Gott habe sie gut genannt, indem sie nämlich seinem schöpferischen Gedanken vollkommen entsprachen. „Gott sah das Licht, daß es gut sei; er befahl, daß die Gewässer von der Erdveste sich schieden, und sah, daß es gut sei"; er weckte die Erde zu neuen Lebensentfaltungen, daß die Gewächse aus ihr entsproßten, und daß sie die thierischen Wesen nach ihren mannigfachen Reihen und Gattungen, herfürbrachte, und er sah, daß es gut sei.*) Als Schluß und

*) Genes. 1, 3—25.

Vollendung des göttlichen Schaffens wird zuletzt die Schöpfung des Menschen angesetzt, mit dem besondern Ausdrucke: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde und Gleichniß.“ Denn als organisches Vereinwesen, in welchem die beiden gegensätzlichen Schöpfungsreihen der Natur- und Geisterwelt in Einheit sich zusammenschließen, war der Mensch bestimmt, die ganze Fülle der schöpferischen Gedanken, das vollendete Gegenbild Gottes in sich darzustellen, und in seiner Persönlichkeit das Naturlicht der Begriffsbildung mit dem höhern Geisteslichte der Idee zu vermählen. Wie sollte nicht vorzüglich hier der frühere Zu- oder Nachsatz wieder an seiner Stelle sein: „und Gott sah, daß es gut war“?

Allein gerade dem letzten und höchsten Schöpfungswerke wird dieses Zeugniß des in sich Fertigseins nicht ertheilt, dieß Siegel der Uebereinstimmung mit dem Gottesgedanken nicht aufgeprägt; und sinnreich bemerkt darüber der heilige Ambrosius: „Diesem Werke wird das Lob nicht vorangesetzt, sondern erst für die Folge vorbehalten.“ Und worin liegt der Grund? Gewiß ist er nirgendwo anders zu suchen, als in der göttlichen Idee vom Menschen, der als ein geistig persönliches Geschöpf durch die bloße Setzung Gottes noch nicht vollendet war, sondern vorerst noch im Besitze seiner Freiheit sich finden, und durch eigene Wahl und Selbstentscheidung aus dem Zustande der Unbestimmtheit heraustreten mußte. Als er nun bei dem ersten Anlasse, der ihm dazu gegeben ward, in einer Weise sich entschied, durch die er dem göttlichen Willen entgegen handelte, den Liebesbund mit Gott brach, und so die Möglichkeit seines fernern Daseins

(als der Einheit eines wesenhaften Gegensatzes) selber aufhob, war er in und mit sich dergestalt fertig geworden, daß er dem gänzlichen Zerfalle, dem geistigen und leiblichen Tode nicht entgehen konnte.

Was nun daraus in Bezug auf die angeregte Frage sich ergiebt, ist die Erkenntniß, daß es bei dem großen Werke der Erlösung, von allem Anfang her, um keine Verbesserung irgend eines gesunkenen oder verschlechterten Zustandes sich handeln konnte, sondern um den Beschluß der göttlichen Liebe, den Menschen nicht dem Verderben anheim zu geben, und den großen Riß in der Ordnung der Schöpfungswelt, der daraus entstehen mußte, nicht ungeheilt zu lassen; wie davon die feierlichen Worte Zeugniß geben: „mein gesammter Rathschluß wird stehen bleiben, und mein ganzer Wille wird geschehen."*) Gott hätte den Menschen, dessen Lebensvollendung von seinem eigenen Freiheitsgebrauche bedingt wird, nicht in's Dasein gerufen, hätte er nicht die Macht gehabt, ihn zu erlösen d. h. neu zu schaffen; die Möglichkeit dazu aber lag in dem Naturcharakter der Menschheit, der sie befähigte, sich in den Organismus eines Geschlechtes zu entwickeln. Die Natur in und am Menschen war daher der Boden, auf welchem jene neue Schöpfung zu Stande kam. Aus diesem Boden sproßte, in Mitte der Zeiten, durch einen neuen Schöpferakt ein neuer schuldloser Mensch auf, der nicht bloß die ungestörte Harmonie (von Gott, Geist und Natur) ursprünglich wieder in sich trug, sondern auch dem Ungehorsam des Urmenschen seinen vollendeten

*) Isai. 46, 10.

Gehorsam entgegensetzte, und sonach kraft seiner Einheit mit dem Menschengeschlechte, sein persönlich erworbenes Verdienst ebenso an dasselbe vererbte, wie die persönliche Schuld des ersten Menschen auf das von diesem stammende Geschlecht sich vererben mußte. Was demnach der erste Adam versäumte und verdarb, ward durch den zweiten, als neuen und geistigen Stammvater ersetzt und gutgemacht; und so erfüllte sich der Wahrspruch des heil. Ambrosius: „Nicht im Anbeginne, sondern erst am Schlusse ward dem Menschen, als einem Schöpfungswerke, das sich selbst zu vollenden hat, das Lob, daß es gut sei; als nämlich am Jordanstrome, und wiederum über der Höhe des Tabor die Stimme vom Himmel vernommen wurde: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an welchem ich mein Wohlgefallen habe."

Auf ihm, dem himmlischen Menschen ruhte das göttliche Wohlgefallen ohne alle Trübung, weil er mit seinen freien, menschlichen Bestrebungen, in allen Verhältnissen des Lebens, der Willensheiligkeit Gottes vollkommen entsprach; und um seinetwillen ruhet die Vaterhuld Gottes auf der Menschheit als solcher, weil dieselbe durch Christum und für ihn aufrecht erhalten, in seinem Verdienste gesühnt und schuldlos vor Gott sich darstellt; obwohl jeder Einzelne im Geschlechte, in Folge seiner geistigen Freiheit, noch insbesondere darauf angewiesen bleibt, sich durch persönliche Aneignung jenes Verdienstes in der Huld Gottes zu bewähren.

Durch Christum ist also der Urzustand des Menschen, als ein von Gott gesetztes Vereintsein des göttlichen mit dem erschaffenen Geiste, für die Gesammtheit vermittelt

und wieder hergestellt. Diese Vermittlung aber muß als eine uranfängliche gedacht werden, die in demselben Augenblicke, da der Urmensch den Gehorsam Gottes verließ, dazwischen trat, und den getrennten Lebensverkehr wieder anknüpfte, weil sonst weder sein persönlicher Fortbestand, noch seine Fortsetzung in ein Menschengeschlecht möglich gewesen wäre. Dieser erneuerte Lebensverkehr, der nicht mehr als Liebe und Gegenliebe vom göttlichen Geiste, sondern als Mahnung an das verletzte göttliche Gesetz vom Logos vermittelt wurde, gibt sich in der gebietenden Macht des (objectiven) Gewissens und der Furcht vor ihrer Drohung zu erkennen, die der Mensch, so lange er auf Erden lebt, nie völlig zu überwinden und aus seinem Innern zu tilgen vermag.

Je mehr wir diese Thatsachen zu würdigen wissen, desto weniger werden wir geneigt sein, die Lebensfülle des Glaubens mit der dürftigen Ansicht zu vertauschen, welche Christum nur darin als das Licht der Welt anerkennt, weil er als Offenbarer himmlischer Wahrheiten und reiner Sittenlehren wirksam gewesen; während diese Wahrheiten doch großentheils im Gewissen, im Gesetze, in den Ermahnungen der Propheten, und, wie Blitze durch nächtliches Dunkel, zuweilen selbst in den Lehrschulen heidnischer Weltweisen zum Vorschein kommen. Es wird uns darum auch nicht befremden, daß schon vor dem irdischen Erscheinen Christi so viel Morgenlicht der Gotteskenntniß und der sittlichen Wahrheit in der Welt gedämmert; da er ja selber, als Logos Gottes, in der geistigen Menschenwelt herrschte, ihren Lebensverkehr mit Gott bedingend, und das Licht, das er in diese Welt

gebracht, schon vor seiner Menschwerdung jeden Einzelnen in der Welt innerlich (im sogenannten Naturgesetz) erleuchtete.

Die Dämmerung jedoch erwuchs zum vollen Tage und das Werk der Erlösung und Wiedervereinigung mit Gott, das im Gewissen begonnen, ward zum Bunde der Gnade vollendet, als in der persönlichen Lebenseinheit des ewigen Wortes der neue Adam in der Menschenwelt erschien, um sowohl durch göttliche Setzung, als durch seine persönliche Treue der Weg, die Wahrheit und das Leben für die Gesammtheit zu werden. Dieß geschah, indem er, für die Verherrlichung seines Vaters und das Heil der Menschen, einzig und allein dem göttlichen Willen lebte, und in der Erfüllung desselben gehorsam wurde bis zur äußersten Gränze irdischer Drangsal und Noth, bis zum Kreuzestode.

Diese Gränze war es auch, auf die er hindeuten wollte, als er zu den Jüngern sprach: seine Aufgabe sei, zu wirken, so lange der Tag währt, indem die Nacht heran komme, da Niemand wirken kann. Als den Tag, auch wohl als Seinen Tag, bezeichnete er die ihm gesetzte Zeit des irdischen Wandels, zur Offenbarung seiner göttlich menschlichen Lebensfülle; unter der Nacht verstand er die Zeit, da den finsteren Mächten des Hasses und der Lüge Raum gegeben war, seine Gottesergebung und duldende Liebe auf die äußerste Probe zu setzen, und in schauerlichen Qualen ein Leben zu tilgen, welches doch nur er allein hingab, um es wieder an sich zu nehmen. Aber aus dieser Nacht der Leiden, des Todes und des geheimnißvollen Weilens in der Unterwelt trat die that-

sächliche Sühnung der alten Todesschuld, die wieder erworbene Gotteshuld, das unverwelklich erneuerte, geistig leibliche Leben der Menschheit siegreich hervor, und in der Sendung des göttlichen Geistes erfüllte sich das Wort des großen Hirten der Völker: „ich bin gekommen, auf daß sie das Leben haben, und (durch geistige Wiedergeburt, und dereinstige leibliche Verklärung) in ganzer Fülle es besitzen.“ *)

So leuchtet also das Licht des Lebens aus dem Wandel, dem Wirken, und der gesammten Selbstoffenbarung Christi, sowohl vor als nach seinem Opfertode hervor, wodurch er uns nicht bloß zur Weisheit von Gott, zur Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung geworden **), sondern zunächst auch zum wundervollen Vorbilde (Ideale), an welchem wir die rechte Persönlichkeit in Bewahrung der sittlichen Geisteswürde erkennen und in uns nachbilden sollen. Daran erinnert der Apostel in den Worten: „Gott, der (in der Urzeit) befohlen, daß aus den Finsternissen das (physische) Licht hervorstrahlte, hat auch in unsere Herzen das Licht (des Glaubens und der Liebe) gesendet, damit wir erleuchtet werden durch die Kenntniß der göttlichen Herrlichkeit, die vom Angesichte Christi zurück strahlt ***); d. h. die aus der ganzen irdischen Lebenserscheinung Christi, als Fülle der Gnade und Wahrheit uns anschaulich geworden. So ermahnt er auch die aus dem Heidenthume erweckten Gemeinden: „Ehedem waret

*) Joh. 10, 11.
**) 1. Cor. 1, 30.
***) 2. Cor. 4, 6.

ihr Finsternisse (im Aberglauben, im Dienste der Natur und ihrer Triebe befangen), nun aber seid ihr Licht im Herrn. Wandelt daher als Kinder des Lichtes; denn die Frucht des Lichtes ist lauter Güte, Gerechtigkeit und Treue; forschet nach dem, was Gott wohlgefällig."*)

Wie demnach das herrliche Licht der Offenbarung Christi aus seinem Wandel und Werke hervor strahlt, so wiederum soll unser Leben und Wirken aus seinem Lichte sich entwickeln. Denn nur so bewähren wir uns als Solche, die der Herr aus den Finsternissen in sein wunderbares Licht berufen, indem er uns, wie das Concil von Trient erklärt, aus dem Zustande, in welchem wir uns als Nachkommen Adams befunden, in jenen der Gnade und der Kinder Gottes versetzt hat. Schon aus diesen Worten ergibt es sich, daß eine solche Umwandlung von zwei Vorgängen abhängt, die, obwohl einer den andern voraussetzt, dennoch in der Wirklichkeit unzertrennlich sind; nämlich von dem befreienden (negativen) der Rechtfertigung, und dem gebenden (positiven) der Heiligung. Da nämlich Christus, als der neue Adam, aus keiner andern Ursache von Gott in das Menschengeschlecht gepflanzt worden, als um der Schuld und ihrer Folgen willen, so wird die Rückwirkung seines persönlichen Gehorsams und Verdienstes, oder seiner Gerechtigkeit auf das ganze Geschlecht als eine zweifache zu unterscheiden sein. Die erste Wirkung nämlich ist die sühnende oder rechtfertigende, welche die Schuld und Strafe Adams aufhebt, und somit auch das Hinderniß hinwegnimmt,

*) Ephes. 5, 8—10.

das der Vereinigung des göttlichen Geistes mit dem Menschengeiste im Wege gestanden. Die andere ist die positive, ist diese Vereinigung selbst, die den Menschen heiligt, und somit sein Urverhältniß wieder herstellt; was in den Einzelnen, als Kindern des Geschlechtes, durch das Sacrament der geistigen Wiedergeburt zu Stande kommt.

Bis hierher nun erscheint dieser Vorgang als Setzung Gottes, als reines Werk seiner Liebe. Weil aber der einzelne Mensch nicht ein bloßes Natur- und Gattungswesen, sondern zugleich ein Geisteswesen ist, so hat er die Aufgabe, das, was Gott an ihm gewirkt, auch zu seinem eigenen Werke zu machen, und in der ihm gewordenen Rechtfertigung und Heiligung durch sein persönliches Verdienst sich zu befestigen. Wenn nun daraus die Frage entsteht: auf welchem Wege dieß erreicht werde, oder wie und wodurch der Einzelne das Ur- und Erbverdienst Christi sich aneignen, der Gnade des heiligen Geistes zu seinem Heile sich versichern könne? so wird die Antwort durchaus von der Ansicht bedingt sein, nach welcher man das Verdienst oder die Gerechtigkeit Christi (als den Quell der Rechtfertigung) beurtheilt. Wird nämlich das Werk Christi vorzugsweise nur als Setzung Gottes betrachtet, so daß man seine Menschheit mehr als ein passives Werkzeug ansieht, auf die menschliche Willensfreiheit hingegen, und auf den vollkommen freien Gehorsam, wodurch er für uns der W:g und das Leben geworden, ein viel zu geringes oder gar kein Gewicht legt; so kann es nicht fehlen, daß man den nämlichen Maßstab auch auf die Erlösten anwendet. Es wird dann von diesen ausgesagt: daß sie von Gott wegen des

Verdienstes Christi, das er ihnen zugerechnet, für gerecht erklärt werden; der Glaube aber, mittelst dessen der Einzelne jenes Verdienst ergreifen und sich zu eigen machen soll, und der deßhalb als allein rechtfertigend und beseligend gepriesen wird, kann, genauer erwogen, bei dem vorausgesetzten Mangel der geistigen Willensfreiheit, auch nur in einem bloß passiven Ergriffensein des menschlichen Willens von einer göttlichen Kraft gesucht werden. Und darum heißt es auch, daß der göttliche Geist es sei, der (ganz allein) im Menschen den Glauben wirke.

Die katholische Lehre hingegen, die das geschöpfliche geistige Wesen, und somit auch die Willensfreiheit des Menschen nie aus dem Auge verloren, hält fest an das Verdienst, das Christus für sich und das Geschlecht im eigentlichsten Sinne, d. h. durch freien Gehorsam erworben hat*); und dieser Grundansicht getreu, betrachtet sie nicht bloß den Glauben, sondern auch die persönliche Rechtfertigung und Heiligung als das Werk eines wechselseitigen Verkehrs zwischen Gott und dem erschaffenen Geiste, welches allerdings von der ewigen Liebe den Ausgang und Anfang nimmt, aber das freie Mitwirken des Menschen als wesentliche Bedingung fordert. Wie Christus selbst als Menschensohn, um der Erlöser der Welt zu werden, nach seinem eigenen Zeugnisse die Aufgabe hatte, den Willen Gottes in freier Hingabe zu erfüllen, so ist es auch uns, als Gliedern eines durch Ihn erlösten Geschlechtes, auferlegt, daß wir um per-

*) „Christus sibi et humano generi p r o p r i e meruit.“

sönlich Erlöste, durch den Geist Gottes Erneuerte zu werden und zu bleiben, mit freier Wahl und Gesinnung in die Gerechtigkeit Christi eingehen, und seine Gebote erfüllen, in welchen der Wille Gottes uns kund gegeben wird. Und weil daher auch der Glaube, wiewohl er im Anfange so unwillkürlich eintritt als das Wissen des Geistes um sich selber, mit der Freiheit innig verkettet ist, welcher letztern es unbenommen bleibt, dem göttlichen Willen zu gehorchen oder zu widerstreben; so wird von der Kirche nur ein solcher Glaube ein lebendiger genannt, der in der freudigen und liebevollen Hingabe an Gott, also in Gegenliebe sich wirksam erweist, was bekanntlich nicht durch Wort und Rede, sondern durch Werk und That sich beurkunden muß.

Darum besteht, wie Augustinus lehrt, das Annehmen des Evangeliums in zwei Dingen, nämlich im Glauben und im Wirken; der Glaube ohne Werke ist todt; „wie arg ist also die Täuschung Derjenigen, die von dem todten Glauben das ewige Leben sich versprechen!" Es versteht sich von selbst, daß zu diesen guten Werken Alles gehört, was aus erleuchteter, Gottliebender Gesinnung, sowie im steten Hinblick auf den klar erkannten göttlichen Willen geschieht, und folglich als eine „Frucht des Lichtes" sich bewährt; während hingegen Alles, was nicht aus dem Glauben ist, d. h. nicht aus dem Lichte des Evangeliums und des Gewissens sich rechtfertigt, als Sünde erklärt wird.*) Denn wer diesem Lichte nicht gehorcht, der wandelt nicht am Tage, sondern in der

*) Röm. 14, 23.

Nacht der Selbstsucht, des Wahns, des Sinnenlebens, in der sündhaften Gesinnung des irdischen Menschen, vor welcher der Apostel in den Worten warnet: daß wir nimmer wandeln gleich den Heiden, deren Einsicht von sittlicher Finsterniß verdunkelt worden, die vom Leben Gottes sich entfremdet haben, und die, ohne Hoffnung, und ohne den Stachel des Schuldbewußtseins zu achten, jeglicher Unsitte sich hingegeben.*)

In der stolzen und prunkvollen Hauptstadt hellenischer Bildung entdeckte man eines Morgens, mit Staunen und Abscheu, den Sitzungssaal der Senatoren verwüstet und ekelhaft verunreinigt. Emsig forschte man nach den Urhebern der bübischen That, und entdeckte, daß es die Bewohner des benachbarten Ortes Clezomene waren, die ihren Haß gegen die Athener durch diesen frechen Schimpf zu befriedigen gesucht. Mit Spannung harrten nun die letztern darauf, was der Senat beschließen würde. Sollte die Beleidigung wohl anders zu rächen sein, als mit der Schärfe des Schwertes? oder wird man die Frevler ächten und verbannen? Nichts von allem dem geschah; sondern der ganze Beschluß, den der Senat gefaßt, und welcher durch die öffentlichen Ausrufer in allen Straßen verkündet wurde, bestand in der Erklärung: „es sei den Bewohnern von Clezomene gestattet, schändlich zu handeln,“ d. h. wen immer es gelüste, sich pöbelhaft und niedrig zu benehmen, der möge unter die Bürger von Clezomene gerechnet werden. Aehnliches soll auch von Uns beherzigt

*) Ephes. 4, 17—19.

werden. Sei es den Rohen, den Unwissenden, den halbwilden und den civilisirten Heiden immerhin gestattet, in sittlicher Verkehrtheit zu leben, insofern ihre Zurechnung dadurch, daß sie den Willen Gottes nicht kennen, gemindert wird; wir unsererseits sind zu einer so kümmerlichen Ausflucht nicht berechtigt. Wir sind nimmer Kinder der Finsterniß, sondern des Tages, und sollen als solche im Lichte wandeln. Denn die Gebote des Herrn sind klar, und erleuchten das Auge.*) Darum ermahnt der Apostel,**) daß wir, was heilig, was ehrbar, was gerecht und liebenswerth ist, was irgend zur Tugend und reinen Sitte gehört, bedenken und beherzigen, damit der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, unsern Willen und unsern Verstand beschirme in Christo Jesu.

*) Ps. 18, 9.
**) Philipp. 4, 8, 7.

III.

Heilquell und Strömung.

„Gehe hin und wasche dich im Schwimmteiche Siloah."
(Joh. 9, 7.)

„Die Leuchte deines Leibes," sagt der Herr, „ist dein Auge; ist dein Auge krank, so wird dein ganzer Leib im Finstern sein." Eine Leuchte nennt er das Auge, weil es nicht allein unter allen Naturgebilden, deren Gipfel es darstellt, am meisten dem Lichte verwandt, sondern auch selber Lichtbildend und eine Quelle des Lichtes ist; woher es auch kommen mag, daß, in Folge der Sprachverwandtschaft, das völlig gleichlautende griechische Wort sowohl den Glanz und Lichtstrahl als die Morgendämmerung bedeutet. Das Auge, nach einem bekannten Ausspruch, ist selber sonnenhaft, indem es zwischen dem äußern (materiellen) Lichte und dem innern der Vorstellung, zwischen der Sonne des Planetensystems und jener des vereinzelten, selbstständigen Lebens (dem Gehirne) mitten inne steht, und den Wechselverkehr beider vermittelt. Während die sogenannten niedrigen Sinne nur für das Nahe und Nächste empfänglich sind, das als Dichtes oder Stoffliches (Chemisches) mit ihnen in Berührung kommt,

und während selbst der Gehörsinn, der den höchsten Erkenntnissen des Geistes dient, dennoch, indem er an die Schallwellen der Luft angewiesen ist, in der äußern Welt nicht über das Gebiet der Erde hinausreicht, dringt das Auge in die Höhen oder Tiefen des Weltraums, übersieht mit Einem Blicke die zahllosen Gestirne, die unermeßlichen Fernen des Himmels, belehrt den Menschengeist über die Einheit der Natur in der unberechenbaren Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde und Erscheinungen, und macht es ihm möglich, aus der Größe und Schönheit der Welt die Erhabenheit ihres Urhebers zu ahnen. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und die Werke seiner Macht verkündet das Firmament.“

Die Leuchte unseres Leibes ist das Auge, denn erst mit diesem Sinne erreicht die Natur das Ziel ihrer Bestrebungen, durch innere Bilder sich selber offenbar zu werden; und indem sie im Menschen mit dem Geiste zur organischen Einigung gelangt, vermählt sich ihr Begriffsleben mit dem Gedanken (der Idee) des Geistes, so daß sie an seiner Persönlichkeit Theil nimmt, während der Geist den Naturbegriff zu seinem Eigenthume macht, und die Einbildung oder das Vorstellungsvermögen der Natur zur schaffenden Fantasie und zum Kunstvermögen erhebt. Und weil sonach der Mensch selber das Auge, der leibliche und geistige Seher der irdischen Schöpfung geworden, so ist es vorzüglich sein Sehorgan, welches als höchste Blüthe alles organischen Lebens der Erde, die sämmtlichen Lebensgebiete und Bildungen der letztern in vollkommenster Verinnerung in sich schließt. Abgerundet oder sphärisch, gleich dem Erdball und den obersten Wirbelgebilden des

Hauptes (dem Schädelgewölbe), wird der Augapfel nach außen von der Hornhaut umschlossen, die in ihrer Durchsichtigkeit der atmosphärischen Luft entspricht, und die wässerige Flüssigkeit als das Abbild des reinsten Wassers umfängt; hinter dieser lagert die krystallinische Linse, die an die Mineralgebilde erinnert, und an welcher, mit zarten Wurzeln und zelligem Bau, wie eine Pflanzenbildung, die glasartige Feuchtigkeit sich anschließt. An der innersten Wandung endlich verbreitet sich der Sehnerve in die Netzhaut, das Organ der gesteigertsten Empfindung, mit welcher die überaus reizbare und bewegungskräftige Iris (die Regenbogenhaut) den regsten Gegensatz bildet; so daß diese beiden die höchste Stufe des animalischen Lebens darstellen.

Ist demnach das Auge nach seiner Gestaltung, inneren Gliederung und Thätigkeit nicht bloß ein Spiegel des Weltalls, sondern selber eine Welt im Kleinen, ein verjüngtes und vergeistigtes Nachbild des Erdplaneten: wer wird diese kleine Welt, wenn sie im Innern zerrüttet und verdunkelt worden, wieder zu schaffen vermögen? Wer ruft diese Sterne wieder hervor, daß sie leuchten am Firmamente des Menschen, am Himmel seines Angesichtes, aus welchem sein geistiges Leben sich offenbart? Wo bloß die feste, durchsichtige Hülle von gröberem Stoffe getrübt worden, da fehlt es der menschlichen Erfahrung nicht an Mitteln, ihre Aufsaugung und Rücknahme zu fördern; und so geschah es auch, nach biblischer Erzählung, daß ein aus der Ferne heimkehrender Jüngling seinem erblindeten Vater die Wonne des Wiedersehens mitbrachte, indem er ihm das Auge mit der Galle eines Fisches

bestrich, den er aus dem Tigrisstrome gezogen, worauf jene Hülle sich löste. Wo aber sind die Heilmittel für einen Blindgebornen aufzusuchen, dessen Augapfel wahrscheinlich verschrumpft, und in seiner innern Gliederung gänzlich verkümmert war?

Als der Herr zu dem großen Werke schritt, einem solchen Menschen das Organ und die Kraft des Sehens zu geben, formte er aus dem Staube der Erde mittelst seines Speichels einen Teig oder eine Salbe, bestrich und bedeckte damit die Augenlieder des Blinden, und gebot ihm sodann: „Gehe hin und wasche Dich im Schwimmteiche Siloah," welches Wort, wie Johannes erklärend hinzusetzt, so viel bedeutet als „der Gesendete." Wie viele Fragen sind es, die bei diesem Berichte zugleich dem Hörer sich aufdrängen! Hat der Speichel hier, in seiner Mischung mit Erde, die Stelle eines Heilmittels, oder wenigstens eines Trägers der Heilkraft vertreten; und hat der Herr deßhalb auch bei der Heilung des Taubstummen, so wie bei jener des Blindgebornen von Bethsaida, seinen Speichel angewendet? War die nachfolgende Waschung im Teiche Siloah etwas ebenfalls Nothwendiges, was die Heilung mit bedingte? Und was konnte den Augenzeugen des Vorgangs veranlassen, noch insbesondere die sprachliche Bedeutung dieses Namens hervor zu heben, die doch mit der Thatsache selbst in keiner Verbindung zu stehen scheint?

Immerhin war es in der Vorzeit wie noch jetzt beim Volke, nichts Ungewöhnliches, dem Speichel nüchterner Menschen eine Heilkraft zuzuschreiben, darum er auch bei Plinius und Galenus als ein Mittel gegen mancherlei

Uebel galt; und es wird sogar von der Heilung eines Blinden berichtet, die der Kaiser Vespasianus durch dieß Mittel bewirkt habe, wiewohl die Geschichte schon darum verdächtig ist, weil sie erzählt, daß jener Blinde vom Gotte Serapis im Traume ermahnt worden sei, beim Imperator Hülfe zu suchen. Im Gegentheile ist es gewiß, daß Speichel und sonstige Bähungen höchstens nur den Schmerz und die Entzündung lindern können, außerdem aber nichts vermögen. Eben so wenig läßt sich dem Wasser des Teiches Siloah die Kraft zumuthen, ein neues Sehorgan zu schaffen, und was die Väter über die Anwendung des Staubes oder der Erde bemerken, indem sie (wie z. B. Irenäus) auf die Erschaffung des ersten Menschen zurückweisen, ist bloß in allegorischem Sinne gemeint. Wollte man annehmen, daß jene Mittel die Bestimmung hatten, zu dem Heilzwecke nachhülflich mitzuwirken, so würde das mit der Idee des Wunders im Widerspruche stehen. Nicht minder haltlos erweiset sich die Ansicht: die genannten Stoffe, Speichel, Erde und Wasser, hätten dem Herrn als Träger und Leiter (Conductoren) seiner segenvollen Heilkraft gedient, da er ja unzählige andere Uebel, und so auch die Blindheit, bald durch bloße Berührung seiner Hand, bald wieder, und zwar viel häufiger noch, lediglich durch sein einfach gebietend schaffendes Wort, durch den Zuruf: „stehe auf, blicke auf, werde rein,“ sofort gehoben hat. Mit Recht bemerkt daher, dieß Alles wohl erwägend, der heil. Ambrosius: „Daß der Blindgeborne geheilt wurde, war nicht die Sache der Kunst, sondern der Macht. Denn der Herr hat Gesundheit gespendet, nicht aber die Arzneikunde ausgeübt.“

Dieß vorausgesetzt, konnten jene irdischen Stoffe, die an sich keine Heilkraft besitzen, nur Zeichen oder Symbole sein, in welche der Herr in einigen besonderen Fällen, zumal bei der Heilung dieses Blinden und eines Taubstummen, seine schaffende Wirksamkeit gleichsam eingekleidet hat; und fragen wir nun, in welcher Absicht er solche scheinbare materielle Behelfe in's Mittel gezogen, deren er doch sicher nicht bedurfte? so wird, so viel wir davon verstehen können, die Ursache darin zu finden sein, daß er nicht bloß der Heiland und Helfer der verhältnißmäßig Wenigen sein wollte, die in den Landschaften von Galiläa und Judäa, und in der kurzen Zeit seines Erdenwandels als Hülfsbedürftige ihm sich darstellten, sondern daß er seiner heilenden und belebenden Wirksamkeit die Bestimmung gab, auf die Menschen der ganzen Erde und aller folgenden Zeiten sich auszubreiten und fortzusetzen. Um nun darüber das nöthige Verständniß zu gewinnen, wollen wir den Befehl des Herrn an den Blinden, nach Siloah zu gehen, auch Uns gesagt sein lassen, um dort sowohl die Quelle des menschlichen Heiles, als die Strömungen kennen zu lernen, die durch sie in die Menschenwelt sich verbreitet.

* * *

Südöstlich von der Stadt Jerusalem am Fuße des Sionsberges, am Eingange eines Thales (Tyropöum) findet sich die von Alters her Siloah genannte Quelle, die mit ihren beiden Ausströmungen den gleichnamigen Teich Siloah, und einen andern: den Teich des Salomo bildete, dessen ehemalige Lage jetzt schwer zu bestimmen

ist. Nach der Meinung der älteren Schrifterklärer war es, unter dem Namen Geon oder Gihon, dieselbe Quelle, in deren Nähe Salomo zum Könige gesalbt wurde, weßhalb sie nicht selten zur Bezeichnung der im Hause Davids erblichen Königswürde diente; einer Würde, die auch dem erwarteten Messias, als dem Sohne Davids, rechtlich zukam. Eben so wird angenommen, daß man das Wasser, welches, als Sinnbild des kommenden Messianischen Segens, über den Altar der Brandopfer ausgeschüttet wurde, aus dieser Quelle geschöpft habe, so daß sie in mehrfacher Beziehung als ein Vorbild oder Typus des künftigen Heiles bekannt war.

Näher jedoch und bestimmter bezeichnete die Quelle den Heiland und Erlöser selbst, und zwar ganz einfach durch ihren Namen. Siloah bedeutet so viel, als der Gesandte, und mit diesem Namen haben bekanntlich sowohl die Erzväter als die Propheten ihn angekündet, so oft ihrem Seherblick seine Zukunft sich darstellte. „Der Szepter wird nicht genommen vom Stamme Juda, bis der Siloah (der zu Sendende) kommt, welcher die Erwartung der Völker ist.*) Gleichermaßen hat er selbst bei jeder Gelegenheit als den vom Vater Gesendeten sich bezeugt. So geschah es in der Synagoge zu Nazareth, nachdem er die Stelle des Propheten Isaias gelesen: „Der Geist des Herrn ist über mir; um den Armen die frohe Botschaft, den Gefangenen die Freiheit anzukünden, hat er mich gesendet;" eben so redete er auch in der Gegend von Capernaum zu dem Volke, das ihn bei sich behalten

*) Genes. 49, 10.

wollte: „ich muß auch anderen Orten das Evangelium vom Gottesreiche verkünden, denn deßhalb bin ich gesendet."*) Und wie oft findet sich dieser Ausdruck in seinen Reden und Selbstoffenbarungen wieder: „Meine Speise ist die, daß ich den Willen dessen erfülle, der mich gesendet hat. Wer mich sieht, siehet auch den, der mich gesendet. Dieß ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen, den einzigen wahren Gott, und den Du gesendet hast, Jesum Christum."**) Aehnlich reden von ihm auch seine Jünger: „Als die Fülle der Zeit gekommen, sendete Gott seinen Sohn. Darin ist die Liebe Gottes unter uns offenbar worden, daß er seinen Eingebornen Sohn in die Welt gesendet, damit wir durch ihn leben."***) Ueberdieß haben wir den Ausspruch, der auf den Blindgebornen sich bezog: „ich muß die Werke dessen verrichten, der mich gesendet hat," schon früher in Betracht genommen.

Verweilen wir nun bei diesem Ausdrucke, um seine Bedeutung zu würdigen, so finden wir sofort, daß es bei jedem irdischen Gesandten für's erste um seine Beglaubigung (Legitimation), und sodann um den Zweck seiner Sendung oder seinen Auftrag sich handelt. Auch der von Gott ausgehende Gesandte mußte daher mit göttlichen Kräften und Zeugnissen ausgerüstet sein, und darauf hat er selber sich berufen, indem er auf die Werke hinwies, die Niemand Anderer zu wirken vermöge; am bestimmtesten aber in den Worten, die er, nach der

*) Luc. 4, 16, 4, 44.

**) Joh. 4, 34; 12, 45; 17, 3.

***) Galat. 4, 4; 1. Joh. 4, 9.

Speisung in der Wüste, an die Leute richtete, welche die Wiederholung dieses Wunders verlangten: „Bemühet euch lieber, eine Speise zu erwerben, die in's ewige Leben dauert, und die der Menschensohn euch geben wird; denn diesen hat Gott der Vater besiegelt!"*)

Wie es aus vielen anderen Schriftstellen hervorgeht, heißt Besiegeln so viel, als genaues Bezeichnen, Bestätigen, für wahrhaft und vollgiltig erklären und anerkennen, in welchem letztern subjektiven Sinne der Evangelist auch anderwärts bemerkt: „Wer sein (des Gottesgesandten) Zeugniß annimmt, der besiegelt, daß Gott wahrhaft sei,"**) indem der Glaube an Ihn und sein Lehrwort so viel als die Anerkennung der untrüglichen Offenbarung Gottes ist. Christus nennt sich den Menschensohn, den der Vater besiegelt hat: denn als Logos ist er des Vaters wesenhaftes Ebenbild, das Licht seines Wissens um Sich selber; als Mensch aber ist er in die Persönlichkeit des Logos aufgenommen, in die Lebenseinheit desselben erhoben, und trägt daher das Siegel der Allmacht und Willensheiligkeit Gottes an sich, die auch äußerlich in seinem Wandel, Lehrwort und Wirken sich ausprägt, so daß er sagen darf: „Wer Mich sieht, sieht auch den Vater."

Auch über den Zweck oder Auftrag seiner Sendung hat er, dessen Lehre und Wirken seine Selbstoffenbarung ist, sich oft genug ausgesprochen. „Der Sohn des Menschen ist gekommen, um aufzusuchen und zu retten, was verloren war. Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesendet,

*) Joh. 6, 27.
**) Joh. 3, 53.

daß er die Welt richte, sondern damit sie durch ihn das Heil gewinne." Er bezeugte auch von Sich, daß er sein ganzes Leben daran gesetzt, dem göttlichen Auftrage zu gehorchen. „Ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht um Meinen Willen zu thun, sondern Dessen, der mich gesendet hat. Dieß aber ist der Wille meines Vaters, der mich gesendet: daß ein Jeglicher, der den Sohn sieht (von ihm weiß) und an ihn glaubt, das ewige Leben habe, und ich ihn auferwecke am jüngsten Tage. Von mir selber (vereinzelt, und ohne Einklang mit des Vaters Willen) thue ich Nichts; sondern wie der Vater mich gelehrt, so rede ich es; und der mich gesendet hat, ist mit mir, weil ich allzeit thue, was ihm wohlgefällig. Deßhalb liebt mich der Vater, weil ich meine Seele (für die Menschen) einsetze, um sie wieder zu mir aufzunehmen; dieses Gebot habe ich von meinem Vater empfangen. Der Menschensohn ist gekommen, seine Seele (sein leibliches Leben) hinzugeben für Alle." *)

So ist der ganze Wandel Christi, den er auf Erden geführt, das Leben eines Gottgesandten, der, nachdem er als Gottessetzung, als neuer oder himmlischer Adam und Sohn der Jungfrau, vom Vater ausgegangen, auf dem Wege des freien Gehorsams und der unverbrüchlichen Treue, durch die Pforte des zeitlichen Todes und die darauf folgende leibliche Verklärung, wieder zum Vater zurückkehrte. Dieser vollendete Gehorsam, bis zur Hingabe in den Tod, ist sein persönliches, dem Menschengeschlechte zu Erbe gegebenes Verdienst, welches für dasselbe der

*) Joh. 8, 29; 10, 17.

Quell aller Rechtfertigung und Heiligung geworden. Deßhalb nennt sich der Herr nicht bloß die Wahrheit und den Weg, sondern auch das Leben; nicht bloß das Licht der Menschen, sondern auch den Quell ihres Lebens; und wie es schon vom Seher Jesaias angekündigt worden: „Ihr werdet mit Freude lebendiges Wasser schöpfen aus den Quellen des Erlösers,“ so hat auch Secharjah vorhergesagt: „An jenem Tage (der thatsächlich vollführten Erlösung) wird für die Bewohner Jerusalems ein offener Quell sein zur Abwaschung der Sünden.“ *) Und zwar, wie Gregor der Große dazu bemerkt, ist der verborgene Quell der Eingeborne des Vaters, der unsichtbare Gott; der offene Quell ist derselbe Logos, indem er als Mensch unter Menschen erschienen. Wir werden dadurch eben wieder an die Psalmesworte erinnert: „Bei Dir ist der Quell des Lebens, und in Deinem Lichte schauen wir das Licht.“ Derselbe, sagt Augustinus, der das Licht, ist auch der Quell; der die nach seiner Wahrheit Dürstenden erquickt, erleuchtet auch die Blinden. Denn das volle Licht des geistigen Bewußtseins oder der Persönlichkeit haben die unter der Obmacht der Natur gefangenen Menschen nur durch den Erlöser wieder gewinnen können.

Blicken wir nun auf den Quell Siloah zurück, oder auf das Becken, worin seine Gewässer sich sammeln, um zu erkennen, was sein Namen und Typus uns lehrt, so finden wir, daß die Waschung aus diesem die Heilung des Blindgebornen vollendete, während doch der Wirkende dabei nur Christus allein war, von welchem die

*) Isai. 12, 3. Zachar. 13, 1.

ganze Kraft ausging, sintemal die Stoffe, die bei diesem Vorgange als vermittelnd erscheinen: Speichel, Erde, Wasser, an sich keine solche Wirksamkeit zu üben vermögen. Gewiß aber hat der Herr nichts umsonst, noch zum Schein gethan, sondern Künftiges und dem Heile der gesammten Menschheit Bestimmtes vorbereitet; ähnlich wie er die Speisung in der Wüste als die Grundlage benützte, um darauf die Lehre von einer erst zu gebenden Speise des unsterblichen Lebens zu bauen. Fragen wir nämlich nach den Mitteln und Wegen, wodurch der Erlöser sein sühnendes Verdienst, so wie die für Alle von ihm verdiente Gnade des heiligen Geistes unzähligen Menschen aller Zeitalter zuleitet und aneignet, um ihre Belebung und Heiligung zu bewirken; so können wir uns selber die Antwort geben: es ist der Quell Siloah, der seine Strömungen in die Menschheit leitet. Der Quell selbst ist Christus, genannt das Wunder und Sacrament der Menschenwelt; die Strömungen aber oder die Zuleitungen, wie schon Ambrosius gelehrt, sind die Sacramente oder Heilsmysterien der Kirche, deren Wesen kein anderes sein kann, als die Darstellung und Aneignung des Opferlebens Christi, und der Frucht seines Verdienstes (des heil. Geistes) im Menschengeschlechte und an dasselbe.

Mit welchem Rechte Christus das Sacrament oder Mysterium, das Lebensgeheimniß, die übernatürliche und wunderbare Grundlage der Menschheit genannt werde, kann um so weniger in Frage stehen, je öfter er selbst von seinem Verhältnisse zur Welt als dem Mysterium des Gottesreiches geredet hat, und je vielfältiger sein Jünger Paulus diesen Ausdruck näher bestimmt und

anwendet. So redet er von dem Mysterium Gottes des Vaters und Christi, in welchem alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen; von dem Worte Gottes, als dem Geheimnisse, das den frühern Zeiten verborgen, nun aber den Gläubigen offenbar worden, welchen Gott die herrlichen Reichthümer dieses Sacramentes kund gegeben.*) Er bezeichnet dieselbe Thatsache an anderen Stellen als das Mysterium des Glaubens, des Evangeliums, des göttlichen Willens, worin der Vater beschlossen, in der Fülle der Zeit Alles wieder herzustellen, und zu erneuern in Christo;**) er freut sich, daß ihm die Gnade verliehen worden, unter den Heiden die unerschöpflichen Reichthümer Christi zu verkünden, und Allen es klar zu machen, wie es mit der Anordnung und Ausspendung des Sacramentes sich verhalte, das vordem in Gott, dem Schöpfer aller Dinge, verborgen geblieben.***)

Mit noch größerer Bestimmtheit aber prägt er diesen Gedanken in den inhaltreichen Worten aus: „Ohne Widerrede groß und herrlich ist das Sacrament der Gottseligkeit (das Geheimniß aller Religion, der göttlichen Erbarmung und Liebe, des christlichen Glaubens und Gottesdienstes), das geoffenbart worden im Fleische, gerechtfertigt im Geiste, geschaut von den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.“****) Der Menschgewordene Logos, welchen

*) Coloss. 2, 2; 1, 26.

**) 1. Timoth. 3, 9. Ephes. 6, 19; 1, 9.

***) Ephes. 3, 8.

****) 1. Timoth. 3, 16.

der heilige Geist als den Erlöser bezeugte, der Menschensohn, dem auch die himmlischen Geister als ihrem Gebieter huldigten, der nicht bloß dem Volke des alten Bundes, sondern auch den Heiden verkündet ward, und durch dessen ewige Verklärung die beiden Schöpfungsreihen, die Natur- und Geisterwelt, in das Licht der göttlichen Beseligung eingegangen: dieser ist das Mysterium, oder das Sacrament im Menschengeschlechte, die neue Schöpfung, die auf dem Boden der alten eingeleitet und vollendet ward, und worin alles Leben und Heil der Menschheit wurzelt.

Auch die Kirche selbst, durch welche dieß Gotteswerk zur vollkommenen Entfaltung gelangt, oder in die Menschenwelt eingeht, kann darum mit Fug und Recht mit diesem Namen bezeichnet werden; weil in ihr und durch sie das Mysterium des Heils in organischer Gliederung sich gestaltet, um in mannigfacher Weise dem Einen großen Zwecke der Rechtfertigung und Heiligung zu dienen. Daß die Art und Weise, wie Christus sein Verdienst den Menschen mittheilt, um sie in seine Lebenseinheit aufzunehmen, nicht durch einen einzigen Weg veranstaltet sein könne, ist anschaulich genug. Fürs erste nämlich kommt hier zu erwägen, daß die Erlösung selbst eine doppelte Seite hat: die befreiende oder die Schuld aufhebende der Genugthuung, und die gebende (positive) der heiligmachenden Gnade, mit anderen Worten: das sühnende Verdienst Christi, und das durch Ihn Verdiente. Sodann ist zu beachten, daß die einzelnen Menschen entweder aus dem Zustande des geistigen Todes erst empor zu heben sind in's Gebiet des Lebens, oder, als bereits geistig

Wiederbelebte, nur noch der Stärkung, der Berufsweihe und mancher eigenthümlichen Befähigung bedürfen. Schon aus dieser Unterscheidung geht hervor, wie das Eine Sacrament, dessen Wesen und Inhalt Christus der Gottmensch und die durch ihn erworbene Gnade des heiligen Geistes ist, in einzelne Sacramente sich gliedern muß; wiewohl es daraus allein noch nicht klar wird, warum diese Gliederung, gleich den Farbenstrahlen des Lichtes, oder den Lampen des Armleuchters im Heiligthum zu Sion, gerade in der Siebenzahl sich abschließt und vollendet.

Um den Grund dieser unverbrüchlichen Zahl zu ermitteln, hat man von jeher mancherlei Wege und Gleichnisse gesucht, und vorzugsweise auf gewisse Verhältnisse und Entwickelungen des natürlichen und geselligen Lebens hingewiesen, an welche man die Elemente der geistigen Weihe, als Heiligung der Lebenssphären, anzuschließen versuchte. So wurde, z. B. der Geburt des Menschen die Taufe oder Wiedergeburt, seinem Heranwachsen zu sittlicher Selbstständigkeit die Firmung, seiner leiblich irdischen Ernährung die himmlische der Eucharistie, seiner Erkrankung und Heilung die Buße an die Seite gestellt.*) Es ist aber nicht zu läugnen, daß Erklärungen dieser Art viel zu sehr in dem bloß Aeußerlichen sich ergehen, als daß sie vollkommen genügen könnten. Näher dem Innern oder dem rechten Grunde tritt ein anderer

*) Dr. Staudenmaier, in dem Aufsatze: der Protestantismus in seinem Wesen rc. Freib. Zeitsch. für Theologie. XIII. 2. 1845. S. 436.

Versuch, der diese Siebenzahl den sieben Bitten im Gebete des Herrn in einer Gleichung anreiht, deren gutes Recht schon daraus einleuchtet, daß sie von jeder Gezwungenheit frei ist, und mit wenigen Worten so gut als mit vielen sich darstellen läßt.

Der ersten Bitte nämlich: „geheiligt werde Dein Name" entspricht die Taufe, welche den Menschen in die Huld des heil. Geistes, in die Kindschaft des ewigen Vaters wieder erhebt, und so die Verherrlichung Gottes auf Erden begründet. Dem Inhalte der zweiten Bitte: „zukomme uns Dein Reich" entspricht die Priesterweihe, als dasjenige Sacrament, wodurch das Mittleramt Christi und somit auch sein Reich auf Erden stellvertretend fortgeführt wird. Die Erfüllung der dritten Bitte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden," knüpft sich an das Sacrament der Firmung, welches die geistige Kraft des Gläubigen stärkt, damit er in Wort und Wandel die Glaubenstreue bewahre. Der vierten Bitte: „unser tägliches Brod gib uns heute" kömmt mit mehr als irdisch materieller Gewährung die Eucharistie entgegen. Der fünften Bitte: „vergib uns unsere Schulden", entspricht ganz einfach das Sacrament der Buße, welches der Ordnung nach jede Sündenvergebung bedingt, die nach der Taufe wieder nothwendig geworden. Die sechste Bitte: „führe uns nicht in Versuchung", steht in sehr enger Beziehung zum Sacramente der Ehe, durch welches die Natur in ihrem Gattungsleben dem Geiste untergeordnet, der blinde Trieb unter der Herrschaft der Sittlichkeit vergeistigt, und dieser letztern im Familien- und Völkerleben der Sieg vermittelt wird. Die siebente Bitte

endlich: „erlöse uns von dem Uebel", trifft zur Zeit, da sie vollständig erfüllt werden soll, am Abschlusse des Erdenlebens und seiner Prüfungen mit dem Sacramente der Oelung zusammen, welches den Scheidenden zum letzten geistigen Kampfe rüstet, und die selige Befreiung von allen irdischen und ewigen Uebeln besiegelt.

So viel aber diese Zusammenstellung für sich hat, und so fruchtbar sie für eine weitere Durchführung sein mag, kann sie doch für das Bedürfniß einer tiefern Begründung nicht genügen, die nur aus der Natur der Sache selbst zu ermitteln ist. Wie nämlich der volle farblose Lichtstrahl an den Kanten des dreiseitigen Prisma in die sieben Farbenstrahlen sich entfaltet, so wird das Eine Sacrament (Christus als Erlöser des Menschengeschlechtes im Menschengeschlechte) indem es in organischer Entfaltung in die Menschenwelt eingeht, nach drei wesentlichen Beziehungen in eine Siebenzahl sich gliedern. Zu diesen Grundzügen, auf die es ankommt, wenn jene Zahl als eine im Wesen der Erlösung begründete, und daher unverbrüchliche erkannt werden soll, gehört für's Erste die wechselseitige Voraussetzung eines irdischen und geistigen Stammvaters für den Fortbestand des Menschengeschlechtes, die sich überall kund geben muß, wo die Urschuld und das Urverdienst in ihrer Wirksamkeit einander begegnen. Die andere Grundlage ist die zweifache Seite im Erlösungswerke selbst, nämlich das persönliche Verdienst des Gehorsams Christi, und die Frucht dieses Gehorsams, oder die heiligende Gnade; beide in ihrer Beziehung zur Menschheit und ihren einzelnen Gliedern. Die dritte endlich ist die Art und Weise, wie diese letztern, als

Glieder oder Individuen des Menschengeschlechtes und zugleich als persönlich freie Wesen, zu jenem Verdienste sich verhalten.

Was nun zuerst jene wechselseitige Voraussetzung anbelangt, auf welcher das Gesammtleben der Menschheit beruht, so ist sie darin nachgewiesen, daß der Urmensch, nachdem er dem Tode verfallen, sein Fortbestehen und seine Entwicklung in ein Geschlecht einzig dem schuldlosen Sühner der Schuld verdankt, der deßhalb, und zwar im geistigen Sinne, der neue oder zweite Adam genannt wird; und daß hinwiederum der Eintritt dieses letztern, als einer neuen Setzung Gottes auf dem Boden der Menschheit, von der Fortentwicklung des ersten Adam abhängig war. Indem also nach dem Gesetze der organischen Verkettung zwischen Geist und Natur im Menschen, Beide einander bedingen, und zwar der Eine in natürlicher (physischer), der Andere in sittlicher Beziehung, ging der geschlechtlichen Verbindung des ersten Menschenpaares schon die Verheißung des Erlösers voraus. Es kann daher diese Verbindung, oder die E h e, als Pflanzstätte eines Geschlechtes, dessen geistiger Träger und Stammvater Christus ist, nicht anders als unter dem Segen Christi, dem Sacramente der Menschheit stehen, und muß sich somit durch Ihn zum Sacramente gestalten.

So gewiß aber unter der eben gedachten Bedingung der erste oder irdische Mensch, nach dem Gesetze des Gattungslebens, in die Reihen der Geschlechter sich fortsetzt, so gewiß muß auch Christus mit seinem Verdienst in diesem Geschlechte, das ohne ihn nicht denkbar ist, fortbestehen. Wie er deßhalb v o r seiner Menschwerdung in

Gewissen, Prophetie und Vorbildern gegenwärtig war, so wollte er auch nach seiner Rückkehr zum Vater in wesenhaft nachbildlicher Darstellung in der Menschenwelt bleiben und wirken. Darin aber, daß er als Menschensohn und schuldloser Büßer für die Gesammtheit eingestanden, und ihr Stellvertreter geworden ist, liegt auch die Möglichkeit, daß diese seine Stellvertretung wieder von anderen, durch ihn erwählten Menschen fortgeführt werden konnte. Und so geschah es auch, daß er am Ziele seines Erdenlebens, Sich selbst und sein Verdienst, als das Eigenthum des Menschengeschlechts, in die Hände seiner auserlesenen Jünger gab, damit es zunächst durch sie, und fernerhin durch ihre Nachfolger ausgespendet würde, welche sie nach der ihnen gegebenen Vollmacht an ihre Stelle beriefen. Diese fortgesetzte Stellvertretung durch dazu erwählte und ausgesonderte Menschen, als Einsetzung und Anordnung Christi, ist die zur Ehe in einem sehr deutlichen Gegensatze stehende Priesterweihe, die nicht nur, ihrem Wesen nach, als ein Sacrament sich darstellt, sondern auch die dazu Berufenen zur Verwaltung der übrigen Heilsmysterien berechtigt, und zugleich, durch Ausscheidung des Clerus, den Organismus oder die Gliederung der Kirche begründet.

Fragen wir nun insbesondere nach dem Inhalte dessen, was mit und in dieser Stellvertretung in der Kirche sich fortsetzt, und wodurch die Verheißung Christi fortwährend in Erfüllung geht: er werde, wie er auf Erden leibte und lebte, tagtäglich mit uns sein, bis zum Ende der jetzigen Welt? so werden wir antworten müssen; er selber, als der Verdienende, mitsammt dem Verdienste seines Gehorsams, und folglich mit seiner aufopfernden

Hingabe in den Tod, worin dieses Verdienst den Gipfel der Vollendung erreicht hat. Weil nun in dieser Opferhandlung das Leben der Menschheit wurzelt, und aller echte Gottesdienst darin seine Kraft und Bedeutung findet, so ward sie von Christo in wesenhafter Nachbildlichkeit für alle kommenden Geschlechter eingesetzt, indem er zunächst seinen unmittelbaren Jüngern dazu den Auftrag und die Macht verlieh. Anders jedoch verhält sich der Opfertod Christi in der Beziehung und Richtung auf Gott, als stellvertretende Genugthuung, anders in der Rückwirkung auf die Menschen. In der ersten Beziehung ist Christus der Mittler der Menschen zu Gott, der schuldlose Büßer, der für Alle sich dargebracht; in der andern ist er der Mittler Gottes zu den Menschen, der himmlische Adam, als Quell oder Prinzip ihres Lebens. Und nach dieser zweiten Richtung gestaltet sich die gottesdienstliche Wiederholung des Opfers Christi zur Eucharistie, die als himmlische Nahrung dem Gerechtfertigten dargeboten wird, damit er auch mit dem Naturantheil seines Lebens in die Gemeinschaft Christi eingehe, und gleich wie er ein wesenhaftes Glied am sterblichen Leibe des irdischen Urmenschen darstellt, nunmehr als ein wesenhaftes Glied in den unsterblichen und verklärten Leib des neuen Adam aufgenommen werde.

So hätten wir demnach die Eucharistie als drittes Sacrament erkannt, in welchem jedoch vorzugsweise die verklärte Leiblichkeit Christi sich wirksam erzeigt, so wie an seinem Opfer hauptsächlich sein verdienender Gehorsam, sein persönliches Verdienst, als Eigenthum der Menschheit hervortritt. Was er hingegen als Wirkung

und Erfolg dieses Gehorsams, als Frucht seines Opfers für diese verdient und erworben ist der göttliche Geist, zur Erneuerung des Lebensbundes mit der Gottheit, der demnach mit der Fülle seines belebenden Einflusses, oder der Gnade, als der Vermittler der geistigen Wirksamkeit Christi in der erlöseten Menschheit waltet. Diese Erneuerung oder geistige Wiedergeburt, wodurch das gebrochene Urverhältniß der Einigung des göttlichen mit dem geschöpflichen Geiste wieder hergestellt wird, kommt thatsächlich zu Stande in der Taufe, die, als Bedingung zur Theilnahme an der Fülle der Erlösung, oder zur Rechtfertigung und Heiligung, in Bezug auf den einzelnen Gläubigen das erste aller Sacramente und die Pforte des neuen Lebens ist.

Da nun einem Jeglichen, der als ein Glied des Menschengeschlechtes in die Welt eintritt, das Verdienst Christi als sein geschlechtliches Erbtheil gebührt und zukommt, so wird dasselbe von der Kirche diesen neuen Sprößlingen thatsächlich zugewendet, indem sie auch die Neugebornen und Unmündigen durch die Taufe in ihren Organismus aufnimmt. Wie aber die Kirche hier dem Naturgesetze gemäß handelt, wonach der Einzelne als ein Glied der Gesammtheit unter dem Segen der Erlösung steht, so legt sie doch kein minderes Gewicht auf den geistigen Charakter der Persönlichkeit. Sobald daher für den jugendlichen Menschen der Zeitpunkt eingetreten, wo er in seiner persönlichen Willensfreiheit so weit gediehen, daß er den Bund der göttlichen Liebe, in den er aufgenommen, in eigener freier Wahl bejahen (affirmiren), und für oder gegen seinen Erlöser sich entscheiden

muß, wird er zu diesem Kampfe durch die Gaben des heil. Geistes neu gekräftigt, und so zur Mündigkeit und Mitbürgerschaft im Reiche Christi geweihet und erhoben. Die Firmung ist daher so gewiß ein Sacrament, als sie auf einem wesentlichen Gesetze: auf der Selbstständigkeit des persönlichen Lebens beruht, und die Christen als Glieder eines auserlesenen Geschlechtes, eines heiligen Volkes, eines auserwählten Priesterthums dazu verpflichtet, die herrliche Güte desjenigen zu bezeugen und zu verkünden, der aus den Finsternissen uns berufen in sein wunderbares Licht*).

Diese Heiligung jedoch, die der Mensch als seinen Antheil am Verdienste Christi in der Taufe empfängt, und die er mit Hülfe der Firmung (und der Eucharistie) zur persönlichen sich aneignen soll, kann nur in einer stetigen Reihe von Prüfungen, durch treue Beharrlichkeit bewahrt und aufrecht erhalten werden. Weil dieß nun eine Aufgabe ist, die von seiner Willensfreiheit abhängt, so ist dadurch die leidige Möglichkeit für ihn gegeben, den neuen Lebensbund wieder zu brechen, und so unter das Gesetz des Todes zurückzukehren, indem er die Erbschuld, die als solche, d. h. für die Gesammtheit durch Christum getilgt worden, für sich als persönliche Schuld wieder erweckt und hervorruft. Dadurch wird für den Erlöseten die Todsünde zum Bruche des Taufbundes, zur Trennung von der göttlichen Liebe, zur Rückkehr unter das Gesetz der knechtischen Furcht und des Gewissens.

So lange jedoch der Einzelne, als Glied eines erlöseten Geschlechtes, in diesem verweilt und lebt, bleibt

*) 2. Petr. 2, 9.

ihm auch die Wahl, seinen Antheil an Christi Verdienst, aber als Büßender, und folglich auf einem neuen Wege wieder zu erwerben, indem es hier nothwendig um eigenthümliche Gesetze sich handelt, nach welchen das frühere Verhältniß zwischen Rechtfertigung und Heiligung sich ganz anders gestalten muß. In der Taufe nämlich kommt diese letztere als Folge der Rechtfertigung, als der Vergebung der Erbschuld zu Stande; in der Buße hingegen, wo es auf die Rechtfertigung von der erneuerten, persönlichen Schuld ankommt, wird dieselbe umgekehrt von der Heiligung bedingt. Denn zur Vergebung der persönlichen Schuld wird schon das Mitwirken des Willens, sowohl in der Reue, als in der persönlichen Genugthuung gefordert, beides unter dem Einflusse der Gnade des heil. Geistes, die dem Sünder wieder gegeben wird, und zwar im Sacramente der Buße (als einer erneuerten Taufe), dessen Einsetzung und Verwaltungsart keinem Zweifel unterliegen kann. Denn daß die Macht, Sünden zu vergeben, Christo als dem Menschensohne eigenthümlich zukomme, hat er ausdrücklich, sowohl bei der Heilung des Gichtbrüchigen zu Capernaum, als in den Worten bezeugt: daß der Vater das ganze Gericht dem Sohne übergeben, weil er der Menschensohn ist*). In derselben Weise der Stellvertretung demnach, worin er seine menschliche Opferhandlung den Jüngern mit dem Auftrag anvertraute: verrichtet es zu meinem (wesenhaften) Angedenken, gab er ihnen auch die Vollmacht der Sündenvergebung in

*) Joh. 5, 27.

seinem Namen. Dabei mußte dann allerdings zwischen seiner und ihrer Wirksamkeit der Unterschied eintreten, daß die Jünger, um über die Schuld und Genugthuung ein Urtheil zu fällen, an das mündliche Bekenntniß des Reuigen angewiesen blieben, dessen der Urheber des Heils freilich nicht bedurfte, weil er, auch abgesehen von der Allwissenheit des Logos, als der Prophet der Menschheit die Herzen durchschaute.

So bleibt demnach dem Menschen, durch dieses Heilsmysterium der göttlichen Erbarmung, so lange er noch zwischen dem ersten und dem zweiten Adam die Wahl hat, die unendliche Wohlthat bereitet und dargeboten, durch welche er das verlorene Heil wieder gewinnen, und den geistigen Kampf, dem er treulos geworden, unter der erneuerten Gotteshuld wieder aufnehmen und fortführen kann; bis endlich mit den letzten Tagen oder Stunden des zerfallenden organischen Leibes auch die letzte, für immer entscheidende Prüfung eintritt. Wie es nun in einem schönen Psalme gesagt wird: „Der Herr bewahre deine Seele, und schütze dich vor allem Uebel; der Herr behüte deinen Eingang und deinen Ausgang"*), so geschieht es auch von Seiten der Kirche, daß sie den Gliedern des erlösten Geschlechtes sowohl bei ihrem Eintritte in die Welt, als bei ihrem Austritte mit dem Heile und Segen Christi entgegen kommt. In demselben verhängnißvollen Augenbicke, wo das Verderben, das den ersten Adam getroffen, als der Sold der Ursünde, als Zerfall des organischen Leibes und Trennung desselben

*) Ps. 120, 7.

von dem Geiste, an dem Sprößlinge des Geschlechtes seine Schrecken offenbart, soll auch das Heil des Urverdienstes an ihm die volle Macht erweisen, und den Geist des Sterbenden ermuntern und stärken, damit er mit seinem Tode in freiwilliger Hingabe dem Opfer seines Erlösers sich anschließe, der für ihn den Stachel des Todes gebrochen, und somit im seligen Frieden mit Gott von hinnen scheide. Darum können diese Andeutungen völlig genügen, um auch die letzte Oelung als ein eigenthümliches Heilsmysterium, das den übrigen Sacramenten an Würde und Bedeutung nicht nachsteht, erkennen zu lassen.

Nachdem wir sonach über die Zahl der Mysterien, der sich nichts zusetzen noch entziehen läßt, aus den Gesetzen ihrer organischen Entfaltung einiges Verständniß gewonnen, wenden wir unser Augenmerk nun auf die Weise, wie sie als Heilsgaben für die sinnliche Wahrnehmung vermittelt werden. Aehnlich, wie Christus von Sich, als dem Menschensohne ausgesagt, daß der Vater ihn besiegelt, oder, wie es Hilarius erklärt, seiner Menschheit das Siegel der Einheit mit dem Logos aufgedrückt habe, so lehrt auch der Apostel in Bezug auf Alle, die in die Theilnahme seines Verdienstes und Lebens eingegangen: „Gott ist es, der uns sammt euch in Christo befestigt, der uns gesalbet, der uns auch besiegelt, und das Unterpfand des Geistes in unsere Herzen gegeben hat: ihr seid besiegelt worden mit dem heiligen Geiste, der das Unterpfand unserer Erbschaft (der ewigen Beseligung) ist"*). Diese inneren, geistigen Wirkungen der Gnade

*) 2. Cor. 1, 22. Ephes. 1, 13.

werden Signaturen genannt, weil sie als sacramentale Vorgänge, aus dem Wesen der neuen Schöpfung auf dem alten Naturboden, ohne gewisse äußerliche Formen oder sichtbare Zeichen nicht ausgespendet werden können, die ihnen zur natürlichen Grundlage oder zum Träger dienen; wie denn auch im Menschen, als der organischen Einheit eines wesenhaften Gegensatzes, die Leiblichkeit nicht ohne Geist besteht, und ihre Trennung im Tode nur als abnorm (als Folge der Ursünde) zu denken ist.

Daß diese Zeichen, ihrer Bestimmung gemäß, den inneren Vorgängen entsprechen, und dieselben bildlich ausprägen, hat schon Tertullianus nachgewiesen; indem z. B. die Taufhandlung, nach der Ausdrucksweise der Schrift, auf die Abwaschung der Sünde, nämlich auf die geistige Rechtfertigung, die Anwendung des Salböls auf die Heiligung des Geistes hindeutet. Es wäre jedoch ein arger Irrthum, wenn man im Aufsuchen solcher bildlichen Züge sich verleiten ließe, diese Zeichen eben nur als Zeichen zu betrachten. Ihre Bestimmung ist nämlich keineswegs darauf beschränkt, die Gnade der Heiligung, die das Sacrament mittheilt, bloß auschaulich zu machen, und den Glauben daran zu erwecken, da sie vielmehr, kraft göttlicher Einsetzung, an sich selber schon dazu geordnet sind, die göttliche Gabe zu verwirklichen. Die Sacramente werden durch Zeichen vermittelt, welche die Speise des unsterblichen Lebens (die leibliche Lebensgemeinschaft Christi), oder die Gnade des heiligen Geistes, die sie bezeichnen, auch in der That enthalten und geben*), ähnlich wie das Wasser vom Teiche

*) Perrone prael. theol. tom. V. 301, 306, 322.

Siloah die Heilung des Blindgebornen bewirkte. Verhielte es sich nicht so, dann wären auch die Worte ohne Geltung, daß, wer nicht wiedergeboren worden aus dem Wasser und dem heiligen Geiste, ins Gottesreich nicht eingehen werde; daß Christus uns das Heil gebracht durch das Bad der Wiedergeburt, zur Erneuerung des Bundes mit dem heiligen Geiste*), oder das mittelst der Auflegung der Hände die Fülle dieses Geistes und im Brote der Eucharistie das unsterbliche Leben mitgetheilt werde.

Wenn nun, nach der Lehre der Kirche, den Sacramenten ihre eigenthümliche Kraft und Wirksamkeit inwohnt, so daß sie die besondere Gnadengabe durch jene sacramentale Handlung verleihen, die von Christo und dem heiligen Geiste dazu eingesetzt und geordnet wurde, so ist damit doch keineswegs gemeint, daß sie ohne alles Mitwirken von Seite des Empfängers, und sonach schlechthin als ausschließliches Gotteswerk**) das Heil des Menschen vollbringen, so daß ihre Wirksamkeit wohl gar der Magie oder dem Zauber vergleichbar würde, womit die heidnischen Völker, in ihrer abgöttischen Verehrung der Naturmächte, so viel sich zu schaffen machen. Wie Christus selbst erfaßt und verstanden wird, eben so auch sein Verdienst und dessen Aneignung. In seinem Eintritte in die Welt erscheint das große Mysterium der göttlichen Liebe, ein rein durch Gott gesetztes Werk; denn als Menschensohn (als Sohn der Jungfrau) war er eine unmittelbare Setzung Gottes, mit welcher der Logos in

*) Tit. 3, 5. Ephes. 5, 25.

**) Opus operatum.

ursprünglicher und persönlicher Einheit sich verband. Sein Wirken auf Erden hingegen, wodurch er die Wiederherstellung der Menschheit thatsächlich begründete, war ein menschlich freies, in der Hingabe seines ganzen Seins und Lebens an den Willen der Gottheit. Wie nun Christi persönliches Verdienst *) durch seine Beziehung auf das ganze Geschlecht zum erblichen geworden, so hinwiederum soll der Erlöste dieses Erbverdienst für sich in ein persönliches verwandeln. Darum können auch die Sacramente, deren Wesen der Geist Gottes, deren Zweck die Heiligung ist, (mit Ausnahme der Taufe der Unmündigen) nur an Jenen ihre Wirkung vollbringen, die der Gnade nicht widerstehen, und an dem entsprechenden freien Mitwirken es nicht fehlen lassen; wie sich dieß am Sacramente der Buße, als zum Wesen derselben gehörig, am anschaulichsten hervorstellt.

Zur Zeit, da der heilige Bernhard dem Kloster von Clairvaux vorstand, erkrankte in einer benachbarten Burg ein mächtiger Edler, der Ritter Josbert, der nach der Sitte jener Zeit viel Gewalt für Recht verübt hatte, so plötzlich, daß er, vom Schlagfluß getroffen, Sprache und Besinnung verlor. Seine Angehörigen, voll Bestürzung darüber, einen so gewaltthätigen Mann, den sie demungeachtet wegen seiner ritterlichen Großmuth liebten, ohne Empfang der heiligen Sacramente von hinnen scheiden zu sehen, sendeten in ihrer Angst eilig nach dem heiligen Abte, der jedoch eben auf einer Reise sich befand, und erst nach drei Tagen zurück kehrte. Als er endlich

*) Als opus operantis.

an das Bett des Kranken trat, der noch immer regungslos dahin lag, sprach er, voll des Vertrauens zu Gott, ein großes Wort, wozu allerdings nur ein Mann wie er berechtigt sein konnte. Es ist euch Allen bekannt, sagte er zu den Angehörigen der Familie, wie oft dieser Eigenmächtige die Armen bedrückt, die Kirche in ihren Rechten verletzt, und Gott beleidigt hat. Wenn ihr mir jedoch Folge leistet, und dafür zu sorgen gelobt, daß der Raub wieder erstattet, und der Druck, unter dem die Dürftigen seufzen, abgeschafft werde, wird er noch einmal der Sprache mächtig sein, das Bekenntniß seiner Vergehungen ablegen, und die Heilsmittel empfangen. Freudig gelobten die Anverwandten dieß alles zu vollziehen, und säumten nicht, die dazu nöthigen Befehle zu ertheilen; seine beiden Begleiter hingegen, Gerhard und Galdrich (jener sein Bruder, dieser sein Vetter) zogen ihn bei Seite, und machten ihm Vorwürfe über die Kühnheit dieser Rede. Bernardus erwiederte ruhig: „es ist Gott sehr leicht, das zu bewirken, was euch zu glauben schwer fällt;“ und wie er es verheißen, so kam es auch alsbald in Erfüllung.

Allerdings muß man für diese Begebenheit eins und das andere voraussetzen, was ihr zur Aufhellung und Ergänzung dient. Durch seine vielerprobte Sehergabe konnte der Heilige wohl erkennen, was im innersten Gemüthe des Sterbenden vorging, während die Lähmung der Sinne von der Außenwelt ihn abgeschlossen hielt. Die ewige Liebe, die den glimmenden Docht nicht auslöscht, den geknickten Halm nicht vollends bricht, erhörte die Fürbitte ihres Dieners, und machte es dem Ster-

benden möglich, seine hülflose Reue zur fruchtbaren Buße zu erheben; und was seinem freien Mitwirken etwa noch gebrach, konnte ihm, in stellvertretender Weise, durch die Genugthuung zu Gute kommen, die seine Söhne und Verwandten so bereitwillig für ihn geleistet. Bleibt daher jenes Wort des heiligen Bernhard vollgiltig stehen, es werde nun auf die göttlichen Wege der Gnade angewendet, oder auf die absolute Gottesmacht über die Natur; so kann man doch den Ausspruch umwenden und mit vollem Rechte sagen: daß es uns Menschen bei halbem Denken nicht selten gar leicht erscheint, etwas für möglich anzunehmen, was doch bei Gott unmöglich ist, insofern es mit seiner eigenen Idee in entschiedenem Widerspruche steht. Zu solchen Annahmen und Forderungen gehört aber auch diese, die alles Menschenheil einzig und ausschließlich als Gotteswerk betrachten will.

Wohl ist es gewiß, daß jeder erweckende und belebende Einfluß der Gnade von Gott ausgeht, und daß die erste oder ursprüngliche Gnade von Niemanden verdient werden könne. Wie nach dem Falle des ersten Menschen die Hülfe unmittelbar von der göttlichen Liebe kam, die, im Hinblicke auf die Setzung und das Verdienst des künftigen neuen Adams, ihn lebend erhielt im Tode, so geht die erste Ertheilung der Gnade an den Einzelnen im Geschlechte durch die Taufe (zumal an den Neugebornen) jedem Verdienste desselben voraus; ja im weitesten Sinne tritt jeder Mensch mit seinem natürlichen Dasein durch die Gnade Gottes in die Welt, weil er, als Glied der erlösten Menschheit, sein Dasein dem Verdienste des

göttlichen Mittlers zu verdanken hat. Wo immer jedoch von einem Lebensverkehre zwischen Gott und einem schon zur Persönlichkeit erwachten Geiste die Rede ist, kann das freie Mitwirken des letztern, als eine wesentliche Bedingung, nicht ausgeschlossen bleiben. In der Versäumniß dieser Mitwirkung liegt daher der Grund, daß bei aller Fülle der Gnade, deren Ströme so reichlich sich ergießen, gar Viele, welche die Heilsmittel empfangen, dennoch nach dem Ausdrucke des Apostels als Schlaf- oder Nachtwandler durchs Leben ziehen, ohne zum Bewußtsein ihrer geistigen Aufgabe zu erwachen, und sich von Wahn und Sünde hinweg entschieden zu Gott zu wenden. Denn „sofern dein Auge nichtswürdig ist, wird dein ganzer Leib finster sein."

Es liegt also nicht am Mangel der göttlichen Fürsorge, daß die Sterblichen von den Wegen des Lebens fern bleiben, als ob die Mittel des Heiles zu spärlich oder unzulänglich dargeboten wären, sondern an dem Widerspruche des menschlichen Willens, der sich einem andern Dienste als dem Gottesgehorsam hingegeben. Darum mahnte der Herr seine Zeitgenossen, die ihre Heimsuchung nicht erkannten, an die Beispiele aus der Vorzeit: daß in den Tagen des Elias, da eine herbe Hungersnoth herrschte, sehr viele Witwen in Israel lebten, der Prophet aber keiner andern zur Hülfe gesendet wurde, als jener zu Sarepta im Lande Sidon: und daß es sehr viele Aussätzige in Israel gegeben in den Tagen des Propheten Elisa, und doch keiner von ihnen gereinigt worden sei, sondern nur Naaman der Syrer.*) Wie damals, so jetzt. Viele

*) Luk. 4. 25.

Menschen darbten in geistiger Noth, es mangelt ihnen das Brod der Wahrheit, sie schmachten und verkümmern unter schmählichen sittlichen Uebeln, und für ihre Hülfe wäre doch überreich gesorgt. Allein sie haben jenes Verlangen nicht, welches der Herr den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit nennt; sie gefallen sich in ihrer Unordnung; und wenn sie auch mitunter eingestehen, daß eine sittliche Erneuerung und Kräftigung ihnen nicht unerwünscht wäre, so fehlt ihnen doch theils die Entschiedenheit des Willens, dem Zuge der Gnade zu gehorchen, theils die Achtung und Würdigung der Gnadenmittel der Kirche, deren Kraft und Bedeutung sie so wenig kennen, als das Wesen und die Würde der Kirche selbst.

Blicken wir auf jenen Syrer Naaman zurück, der mit großem Prunke und Gefolge zu Elisa gekommen war; so erzählt die Schrift, daß die ihm ertheilte Weisung, sich siebenmal im Jordan zu waschen, seinen Zorn erregte, indem er von Seite des Propheten ganz andere, stattliche und feierliche Vorgänge erwartet hatte. Wenigstens, so meinte er, hätte er aus seiner Zelle heraus treten, den Namen seines Gottes anrufen, und mit eigener Hand die kranken Stellen berühren sollen, um mich zu heilen; und sind nicht die Ströme von Damascus besser, als alle die armseligen Gewässer im Lande Israel?*) Er gehorchte dennoch, indem er, dem Rathe seiner Begleiter nachgebend, seinen Unglauben und Hochmuth überwand, und zum Lohne dafür ward ihm nicht bloß die leibliche Heilung, sondern auch die geistige Erleuchtung, so daß

*) 4. Kön. 5, 11.

er die Abgötterei verließ, und zum Dienste Jehova's sich wendete. Was Anfangs ihn abschreckte, oder das Vertrauen, das er auf Eliseus gesetzt, wieder aufhob, war der Mangel an äußerlichem Gepränge; und dieser Mangel an großartigen und auffallenden Erscheinungen ist es wohl auch, an welchem, bei der Einfachheit und Geringzahl der sacramentalen Zeichen, Menschen von sinnlicher und schwachgläubiger Denkart um so leichter irre werden, je weniger sie den schönen Ausspruch des heiligen Augustinus beherzigen: „daß Gott seinen besten Gaben den äußerlichen Prunk entzogen habe.“

Wie ganz anders, im Vergleiche mit Naaman, benahm sich der arme Blindgeborne! Da es ihm, wie er später es bewies, an Witz nicht fehlte, so hätte er ja (wie Chrysostomus bemerkt) einwenden können: was soll dieser Koth auf meinen Augenlidern, der eher geeignet wäre, Sehende blind zu machen? Und wozu dieses Waschen im Teiche Siloah, was mir ja alle Tage freisteht? Es konnte ihm wohl auch das Bedenken nicht ausbleiben, daß er mit einer solchen Salbe über den Augen, zum Gegenstande des Spottes sich machen würde; überdieß war eben die Stunde des Gebetes, da viele Leute den Tempel besuchten, so daß die beste Zeit, milde Gaben zu sammeln, für ihn verloren ging. Ja sofern er wirklich seine Augen wieder erhielt, mußte er sich vollends entschließen, dieß müßige Geschäft des Bettelns aufzugeben; und so wäre es wohl möglich gewesen, daß er, aus Scheu vor der Arbeit, diese Wohlthat sogar gefürchtet hätte. Von allen solchen Zweifeln und Bedenken ließ der Blindgeborne sich nicht behindern; er gehorchte unverzüglich

und freudig. Wir erkennen daran, daß der Herr auf die Bereitwilligkeit, das Vertrauen, den thätigen Gehorsam des Menschen, den er zu heilen beschlossen, keinen geringen Werth setzte; und dieß ist auch die Bedingung, die jeder Christ zu erfüllen hat, wenn er der Gaben des Lebens sich versichern will. Denn ohne Gottesfurcht und Gottesliebe kann, wie Bernardus lehrt, das Heil nicht gefunden werden.

Vor die einsame Hütte des heiligen Johannes, genannt Silentiarius (der Schweigsame) trat einst sein Jünger Theodorus mit einem Gefährten, den er für gerecht und fromm hielt, und rief bittend: Vater, gebt uns euren Segen! Johannes zeigte sich bei seinem Fenster, und erwiederte: „Dich zwar segne ich; dieser hingegen ist nicht gesegnet." Denn der Fremdling, wie er es im Geiste erkannte, war ein Parteigänger der hochtrabenden Sekte der Severianer, die überall ihre Irrlehren verbreiteten, und den Frieden störten. Wie oft geschieht es in der christlichen Welt, daß jener Ausspruch des Anachoreten aufs neue seine Geltung gewinnt! Wohl hat Gott uns gesegnet mit der Fülle geistiger Segnung, in himmlischen Gütern in Christo*). Werden jedoch alle die Menschen, die noch immer aus den Quellen des Heilands schöpfen, und die mannigfachen Mysterien des Heiles empfangen, schärfer beobachtet, so wird man wohl, je nachdem sie das Gotteswerk durch ihr Mitwirken sich aneignen oder nicht, von ihnen gleichfalls sagen dürfen: Einige sind

*) Ephes. 1, 3.

gesegnet, Andere sind nicht gesegnet. Und so hat es auch der Apostel verkündet: „Klarheit, Ehre und Frieden einem Jeglichen, der Gutes wirkt; die Gnade Gottes mit Allen, die unsern Herrn Jesum Christum lieben in unwandelbarer Treue! *)

*) Röm. 2, 10. Ephes. 6, 24.

IV.

Wissen und Gewissen.

„Andere sagten: er ist es nicht, sondern ein ihm Aehnlicher. Er aber sprach: ich bin es.“ (Joh. 9, 8—9.)

Wenn der Herr oft genug, zum Erweise seiner göttlichen Sendung, auf seine Thaten oder Werke sich berief, und diese letzteren dennoch in einzelnen Fällen vor zu großer Veröffentlichung bewahren wollte, so daß er z. B. dem Aussätzigen, den er unmittelbar nach der Bergpredigt geheilt, dem Blindgebornen von Bethsaida, den Eltern des von ihm erweckten Mägdleins (Tochter des Jairus), oder den Leuten, die von der Heilung des Taubstummen Augenzeugen waren, nachdrücklich befahl: Niemanden etwas von diesen Ereignissen zu sagen*); wenn er auch den Jüngern, die seine Verklärung auf dem Berge gesehen, ein gleiches Verbot einschärfte, so werden wir den wahren Grund dieser Geheimhaltung nicht füglich, wie es wohl oft geschehen, in seiner Demuth suchen dürfen, die ihn ja nirgends an der Offenbarung seiner innern Herrlichkeit hindern konnte, noch etwa darin, daß er in

*) Matth. 8, 4. Marc. 8, 26; 5, 42.

jenen besonderen Fällen darauf Bedacht genommen, uns von der Demuth in ihrer äußerlichen Form, oder der Bescheidenheit, ein Vorbild aufzustellen. Denn wer sieht nicht das Dürftige und Gezwungene dieser vermeintlichen Erklärung? Der Grund, den wir jener Vorsichtsmaßregel des Herrn unterlegen können, ist wohl ganz einfach der, daß er entweder eben auf der Reise sich befand, weßhalb er das Zuströmen einer allzugroßen Menge vermeiden, und von seinen Pfaden fern halten wollte, oder daß er, bei gewissen Anläßen, jedes vorzeitige und zwecklose äußerliche Aufsehen zu beschränken und niederzuhalten bemüht war, das nur dazu führen konnte, die verkehrten und weltlich sinnlichen Messiashoffnungen zu steigern, von denen alle Stände des Volkes beherrscht wurden.

Wo diese Vorsicht nicht geboten war, oder anderen Zwecken weichen mußte, hat der Herr um so weniger die Oeffentlichkeit vermieden, je entschiedener sein Leben darin aufging, „die Werke Gottes", die beginnende neue Weltordnung offenbar zu machen; uud so geschah es auch durch mancherlei Fügung, daß die Kunde von der Heilung des Blindgebornen sehr rasch sich verbreitete. Schon während des Vorganges selbst, als der Herr den Teig von der Erde und Speichel auf die Augen desselben legte, mochten sich, in solcher Nähe des Tempels, viele Leute gesammelt haben, von welchen wohl mehr als Einer, um den Erfolg zu sehen, nicht versäumt haben wird, dem Blinden als Führer und Begleiter sich anzuschließen. Auf dem Wege zum Teiche Siloah, der in beträchtlicher Entfernung lag, gesellte die Neugierde noch Andere hinzu; noch mehr aber häufte sich dieß Gefolge auf der Rückkehr, als der Geheilte den

Platz aufsuchte, oder sich zeigen ließ, wo er bisher am gewöhnlichsten sich aufgehalten, und zwar keineswegs in der Absicht, um hier neuerdings den Vorübergehenden ein Opfer des Mitleids abzugewinnen, sondern in der Erwartung, auf dieser Stelle seinen Wohlthäter wieder anzutreffen.

Worauf es jedoch hauptsächlich ankam, und was daher durch so viele Zeugen bekräftigt werden sollte, war die Sicherheit und Gewißheit, daß der eine und derselbe Mensch, der eben erst, nnd zwar von Kindheit auf, mit Blindheit behaftet gewesen, nun mit voller Sehkraft begabt erschien; mit andern Worten: um was es hier sich handelte, war die Einerleiheit oder Identität der Person. „Er ging hin", so erzählt das Evangelium, „und wusch sich, und kam sehend zurück. Da sagten seine Nachbarn, und Alle, die ihn früher, weil er ein Bettler war, öfters gesehen hatten: ist nicht dieser derselbe, der gewöhnlich hier saß und bettelte? Und die Einen behaupteten, er sei es; Andere wollten das keineswegs zugeben, sondern meinten, er sei nur jenem Blinden ähnlich." Denn allerdings bietet ein Mensch, der mit gesunden Augen sich selbst und die ganze Welt anschaut, im Antlitz, Gang und Benehmen ein ganz anderes Gepräge dar, als ein Blinder, der nie das Tageslicht gesehen. Da standen wahrscheinlich die Zeugen für ihn ein, die ihn begleitet, vor Allen jedoch er selbst, indem er versicherte, daß er dieser Blinde und nunmehr Sehende sei. Er berichtete, was der Wohlthäter, dessen Angesicht ihm fremd war, an ihm gethan, und setzte hinzu: „Ich ging hin, ich wusch mich, und nun sehe ich." Blind ging er hin, sehend kam

er zurück; der Nämliche, der er vorher gewesen, und doch ein Anderer; ein Anderer, und doch ein und derselbe.

Denken wir reiflicher darüber nach, so liegt die Anwendung auf unser eigenes Leben nicht fern. Denn finden wir uns nicht sammt und sonders genöthigt, etwas Aehnliches von Uns auszusagen? Aendern sich nicht immerfort, und im rastlosen Wechsel, unsere äußeren und inneren Lebenszustände, wobei doch ein Jeglicher immer er selbst, oder mit Sich identisch bleibt? Ist nicht die entschiedenste aller Veränderungen, denen das irdisch menschliche Dasein unterliegen kann, der leibliche Tod mit der darauf folgenden Zersetzung oder Verwesung; und ändert etwa oder vernichtet der Tod den Wesensgrund unseres persönlichen Lebens, nämlich den freien, creatürlichen Geist? Da ohne Widerrede für einen jeglichen Menschen zunächst nichts wichtiger sein kann, als er selbst, da Jeder nur aus seinem eigenen Innern heraus, oder unter der Voraussetzung, daß er ein Seiender, Lebendiger und Denkender ist, Gott, sich selbst und die Welt zu erkennen vermag, und so auch in sittlicher Beziehung Jedermann für sich selber verantwortlich bleibt, so wird es wohl erheblich genug sein, daß wir auf diese Gegensätze des Bleibenden und Ständigen zum Wandelbaren in uns, unser Augenmerk richten, indem wir zuerst den Ausdruck unseres Bewußtseins, oder den Ichgedanken, und sodann den Inhalt dieses Bewußtseins, oder Wissen und Gewissen in Betrachtung nehmen.

* * *

Unter den rosenduftigen, mehrentheils schwülstigen Redensarten, welche die gleißende Höflichkeit der Perser

in Schwung gebracht, findet sich auch der Wunsch oder Gruß: „Möge Dein Schatten nicht abnehmen!“ Die Abnahme des Schattens setzt nämlich, wie es sich von selbst versteht, jene des Körpers, oder das Abmagern voraus, was bei den Völkern des Orients als eine Folge des Grams und der Armuth, und daher schlechthin als ein Unglück betrachtet wird, wie denn auch Turkmanen, Mongolen und Chinesen vor einem schlecht genährten, hagern Manne keine Achtung hegen, indem sie durchaus nicht glauben, daß ein solcher Mensch rechtschaffen und tugendhaft sein könne. Was Uns anbelangt, so mag jenes persische Grußwort uns daran erinnern, daß dieser veränderliche Leib, den wir den unsern nennen, und der in jedem Lebensalter, bei jeder Zu- oder Abnahme einen andern Schatten wirft, selber einem Schatten verglichen werde. „Der Mensch geht hervor, wie eine Blume, die sich entfaltet, und welkt gleich dieser wieder ab; er fliehet vorüber wie ein Schatten, und bleibt niemals in demselben Stande.“ *)

Dieser rastlose Wechsel der Erscheinungen im großen Gesammtleben der Natur sowohl, als in ihren einzelnen organischen Gebilden, ist eine zu sinnfällige Thatsache der Erfahrung, als daß sie erst eines Erweises bedürfte. Wohl aber werden wir nach dem Grunde davon fragen, und wir finden denselben in der eigenthümlichen Daseinsweise der Natur, welche, wie alles Erschaffene und Wirkliche, nach Bewußtsein oder dem Innewerden ihrer selber strebt, aber, in Folge ihrer wesenhaften Entzweiung (Polarität)

---

*) Hiob 14, 2.

zu dieser Selbstverinnerung nur durch fortschreitende Gegensätze und gesteigerte Bildungen vordringt, durch welche sie immer wieder auf's Neue von sich kommt, oder in materiellen (körperlichen) Hervorbringungen sich veräußert.*) Indem sie also ihre Entwicklungen sowohl nach einander, als neben einander stetig fortsetzt, ist sie an die beiden Formen der Zeit und des Raumes gebunden, welche in den organischen Gebilden als Alter und Wachsthum sich darstellen.

Jedes einzelne organische Gebilde (Individuum), als ein Nachbild und Gegenbild der Gesammtnatur, in welchem diese irgend eine Stufe ihrer Verinnerung oder ihres subjectiven Lebens erreicht hat, wird daher von diesen Formen als seinen Grenzen umfangen. Die noch an die Erde gefesselte Pflanze, als erste Vermittlung des planetarischen mit dem kosmischen Leben, erhebt sich durch eine stete Entfaltung neuer Gegensätze, z. B. zwischen der zur Tiefe dringenden Wurzel und dem zum Licht aufsteigenden Stamme, zwischen einsaugenden und aushauchenden Gefäßen, bis zu ihrer höchsten Stufe, nämlich der lichtverwandten Blüthe, worin die ganze verinnerte Naturthätigkeit (die Lebenskraft) sich erschöpft, und zugleich wieder in das scheintodte Gebilde der Frucht oder des Samens sich veräußert, in welchem alle Gegensätze ruhend (indifferent) verschlossen bleiben, bis sie durch das Einwirken planetarischer Elemente, der Luft, des Wassers und der

*) Diese Gegensätze der Verinnerung und Veräußerung im Pflanzen- und Thierleben entwickelt schon (contra Gent. lib. IV.) der heil. Thomas von Aquin.

Wärme wieder geweckt werden, um den frühern Vorgang zu wiederholen, und in dasselbe organische Gebilde sich zu entfalten.

Das Gleiche geschieht nun auch in den höheren Gestaltungen des verinnerten Naturlebens, nämlich in jenen der Thierwelt; mit dem Unterschiede jedoch, daß hier der vollendet durchgeführte Gegensatz in zwei Individuen auseinander geht, und die Gattung, d. h. die bestimmte und eigenthümliche Form des organischen Lebens, welche durch Zeugung sich erneuert und forterhält, in geschlechtlicher Sonderung sich darstellt. Eben so nämlich, wie jedes vereinzelte organisch belebte Wesen nur im beständigen Wechsel seiner Erscheinungen (Wachen, Schlaf, Bewegung und Ruhe, Ernährung und Ausscheidung, Reizung und Gegenwirkung) sich aufrecht oder selbstig erhält, so behauptet sich der gesammte Organismus der Gattung, zu dem das Einzelnwesen bloß als Theilganzes sich verhält, durch den Wechsel der Individuen. Deßhalb entwickelt sich auch jedes thierische Leben in zwei, obwohl zur Einheit gebundene, doch entgegengesetzte Richtungen, von denen die eine, vorzüglich in den Nerven des Gehirnes und den Sinnen das subjective Leben und die Selbsterhaltung des Individuums vermittelt, während die andere, als das geschlechtliche Leben, der Fortpflanzung und somit dem Fortbestehen der Gattung dient. Das Individuum vergeht, die Gattung besteht; das Einzelnwesen zerfällt, nachdem es seinen Lebenskreis erfüllt hat; die Gattung hingegen dauert als das Bleibende oder Seiende fort, das nur im steten Wechsel des Werdens und Vergehens ins Dasein hervor tritt.

Nun sprossen aber aus dieser Erfahrung, und aus ihrem erkannten Grunde ganz eigene, dornige Fragen auf, die schon bei dem alten Dulder Hiob ihren nachhaltigen Ausdruck gefunden. „Für den Baum ist noch Hoffnung; wenn er abgehauen, kann er wieder grünen; wenn sein Strunk in dürrem Boden gealtert, wird er am Dufte des Wassers seine Zweige wieder treiben. Der Mensch aber, dessen letzter Athemzug verhaucht, wo ist er? wird er wohl wieder aufleben? Der Fels verwittert und weicht von seiner Stätte, und das Wasser wühlet ihn hinweg; ebenso tilgst du, o Herr des Menschen Hoffnung, du machst sein Antlitz erbleichen, und treibst ihn von hinnen."*) So erweckt die Erfahrung der Vergänglichkeit und der stetigen Formveränderung der sichtbaren Dinge den trübseligen Zweifel, ob unser menschliches Dasein nicht gleichfalls diesem Gesetze unterliege, oder ob es im Gegentheil ein bleibendes, unwandelbares Sein in sich trage, welches ihm bei allem Wechsel der Erscheinungen seine Dauer verbürgt? Zu seiner Zeit konnte Augustinus (in dem Schreiben an Volusianus) allerdings fragen: wo dermalen noch ein Mensch von so äußerster Unwissenheit sich finde, der nicht glaubt, daß die Seele unsterblich sei? In unserer Zeit und den Wirbelfluthen ihrer Meinungen könnte man, ohne Vorwurf der Uebertreibung, diese Frage ins Entgegengesetzte wenden: Wo findet sich jetzt ein Mensch von zeitgemäßer Bildung, ein sogenannter Denker, Forscher, vorurtheilsloser, erleuchteter, dem neunzehnten Jahrhundert Ehre bringender Geist, der noch mit dem

*) Hiob 14, 7. — 10. 19. 20.

kindischen Aberglauben sich herum trägt, daß ein Einzelwesen, ein allseitig begrenztes Individuum auf die ewige Fortdauer Anspruch habe, die doch einzig nur der Gattung, der Allgemeinheit, oder, wie man zu sagen pflegt, „dem ewigen Geiste der Menschheit" eigen sein kann?

Allerdings ist die Fortdauer des Menschen über die Zeit seines irdischen Erscheinens hinaus, oder das jenseitige Leben, da es zunächst nicht ins Gebiet der Vorstellung gehört, kein Gegenstand des Beweises auf dem Wege der Größenlehre und des Naturbegriffs; und es hat darum der streng christliche Hugo Grotius mit vollem Rechte gesagt, daß man diese Wahrheit nicht mathematisch beweisen könne. Als Gegenstand des Glaubens findet sie ihre Verbürgung sowohl in den Thatsachen als in dem Lehrworte der heiligen Urkunden; wobei jedoch nicht zu vergessen ist, daß diese Zeugnisse nur bei Solchen der vollen Geltung sich erfreuen, die jenen Glauben schon besitzen. Nun steht uns aber noch ein anderes Buch zu Gebot, das wir nie oft genug aufschlagen können, und dieses ist das Bewußtsein, das wir in uns tragen, unser Wissen um uns selbst, mit seinem innersten und lichtesten Gedanken, der mit dem Worte Ich ausgeprägt wird.

Was ist es, was der Blindgeborne, welchen man jetzt, nachdem er mit offenen Augen zurückgekehrt, als den nämlichen Menschen nicht anerkennen will, aus der Tiefe seiner Ueberzeugung betheuert und versichert? Er beruft sich nicht auf das Zeugniß Anderer, sondern auf sein eigenes Bewußtsein: Ich bin es, der ich blind gewesen, jetzt aber sehe. Wohl saß ich früher umhüllt von dichter Finsterniß, in die kein Dämmerschein je eine Ab-

wechslung brachte; was mir von der Außenwelt, von Gott und Menschen einige Kunde gab, waren nur die Gegenstände, die ich tastend berührte, die Wärme und die Bewegung der Luft, das Geräusch, der Schall, und das Menschenwort, die in mein Ohr drangen; jetzt aber leuchtet der Glanz des Himmels und das heitere Licht des Tages in meine Seele herein; die ganze Herrlichkeit der Welt malt sich in zahllosen Bildern vor meinem Blicke; vor mir und rings umher wandeln die Menschen; ich schaue ihr Angesicht, ich sehe mich selbst; ich bin erlöst aus dem Kerker der Nacht; meine Zustände, meine Erkenntnisse sind, wie mein ganzes Dasein, völlig andere geworden; und dennoch bin ich selbst kein Anderer, sondern der ich im innersten Sein und Wesen war, bin ich noch!

Lassen wir einen Andern reden, der von der Höhe der Macht, des Reichthums und fürstlichen Ansehens in die Tiefen des Elends gesunken. „Ich war ein Auge für den Blinden, ein Vater für die Dürftigen. Ich half dem Waisen auf, der keinen Schirmer hatte, das Herz der Witwe erfüllte ich mit Jubel. Des Ungerechten scharfes Gebiß zerbrach ich, und riß den Raub aus seinen Zähnen. Sie harrten auf mein Wort, wie zur Erndte auf den Regen; ich saß unter ihnen wie ein König, und wer mich hörte, pries mich glücklich. Nun aber spotten meiner, die jünger sind, als ich, der Brut des Lasters bin ich zum Hohn geworden. In Trauer schwindet meine Seele hin, der nächtliche Schmerz durchbohrt mein Gebein; dem Staube und der Asche bin ich gleich geworden.*) So klagt der

*) Hiob 29. und 30.

schwer Geprüfte, indem er, als Einen und denselben sich wissend, seinen gegenwärtigen Zustand mit dem früheren vergleicht, worin eben die Schärfe des Schmerzes liegt. Wenden wir uns von ihm zu dem herrlichen Lehrer der Heiden, der, früherhin Saul genannt, mit der Gesinnung auch den Namen änderte, so wissen wir sein Bekenntniß: „So lange ich ein Kind war, urtheilte und redete ich wie ein Kind; sobald ich aber zu reiferm Urtheil erwachsen, habe ich abgelegt, was kindisch gewesen." Und ferner: „Ich bin der Geringste der Apostel, und dieses Namens nicht würdig, weil ich die Kirche Gottes verfolgt habe; aber durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und sie ist an mir nicht fruchtlos gewesen." *) Wo ist wohl die Identität der Person, das Unwandelbare des für sich seienden geistigen Wesens deutlicher ausgeprägt als in diesen Geständnissen?

Es kann uns aber an diesen wenigen Beispielen um so eher genügen, je gewisser ein Jeglicher, der sich auf sich selber besinnen mag, sie in seiner eigenen Erfahrung antrifft. Mitten in den unzählbaren Veränderungen unseres Daseins, die von den Fortschritten des Wachsthums und Alters, von Störungen oder günstigen Verhältnissen des körperlichen Lebens, von geselligen und weltlichen Geschicken bedingt werden, und in dem steten Wechsel der Gefühle, Vorstellungen, Gedanken, Leidenschaften und Stimmungen unseres Seelenlebens ist nur ein Gedanke der stehende und unwandelbar bleibende: das Ich; und eben dieß Wort, durch welches dieser Gedanke ausgesprochen wird,

*) 1. Cor. 15, 9.

ist das Zeugniß des Selbstbewußtseins, welches man, im gemeinen Leben und nach üblicher Redensart, auch das Beisichsein des Geistes nennt. Denn der Ausdruck, womit man den Zustand eines Menschen bezeichnet, der aus Ohnmacht oder Betäubung erwacht: „er kommt wieder zu sich, er ist wieder bei sich“, soll ja nichts anders als das Freiwerden oder die Rückkehr seines Bewußtseins (des Ichgedankens) anzeigen, das in Folge einer Unordnung im organischen Gebiete seines Lebens, gehemmt worden war.

Was ist denn aber so Großes an dem einfachen Gedanken: „ich bin?“ Der Ichgedanke setzt das Vorhandensein eines Wesens voraus, welches durch diesen Gedanken nicht allein als ein Selbstständiges (von jedem Aeußerlichen Verschiedenes), sondern auch als der Grund seiner Wirksamkeit sich selber offenbar wird. Dieses Wesen, das durch sein Beisichsein, oder dadurch, daß es für sich selbst gegenständlich wird, zur Ichheit oder Person sich entfaltet, ist der erschaffene Geist. Indem er, in Folge seiner Empfänglichkeit, durch das Einwirken anderer Geisteswesen, z. B. mittelst der Sprache geweckt, und aus der Unbestimmtheit hervorgerufen wird, geräth er dadurch nicht, gleich der Natur, in Entzweiung seiner selbst, die in Veräußerung (Körperlichkeit) ausgeht, sondern bewahrt in seiner Rückwirkung die Einheit mit sich selber, indem er dem Fremden und Aeußern gegenüber sich verinnert, oder sich selbst als den Einen ursächlichen Grund seiner Thätigkeit findet. In diesem einfachen unveränderlichen Ichgedanken, der rein auf sein eigenes Wesen sich bezieht, oder immanent ist, weiß sich der Geist in seiner unvergänglichen Selbstheit und Freiheit, worin er

allen äußeren Einwirkungen gegenüber sich selbstständig behauptet.

Die Thatsache des Selbstbewußtseins ist daher auch die Grundlage und der Anfang, von welchem alle Erkenntnisse sowohl als die sittliche Willensbildung nothwendig ausgehen. Denn so lange wir von uns selber nichts wissen, können wir auch von Anderm und Aeußerm keine Kunde gewinnen; und so lange wir nicht als selbständige oder geistig freie Wesen uns gefunden, werden wir nur vom dunkeln Triebe der Natur oder des animalischen Lebens bestimmt. Und lehrt zwar der Apostel: unser Erkennen hiernieden sei nur wie das Schauen im Spiegel; so ist doch eben unser Bewußtsein dieser Spiegel, in welchem der Naturgedanke, (der Begriff) die Unterlage und Folie des Geistesgedankens oder der Idee bildet.

Wenn deßhalb von katholischen Theologen*) dem Ichgedanken mit vollem Rechte eine Sicherheit und Gewißheit zugeschrieben wird, die ihn zu einem untrüglichen erhebt, so hat schon Augustinus Aehnliches gelehrt. „Die innerste Wissenschaft ist die, durch welche wir wissen, daß wir leben; wogegen der Akademiker auch jenen Einwand nicht vorbringen kann: vielleicht schläfst du und siehst im Traume. Wer des Wissens von seinem Leben versichert ist, der sagt in dieser Gewißheit nicht: ich weiß, daß ich

*) Ex factis internae experientiae habet humana mens intimum et substantialem sensum sui ipsius, seu proprii Ego; quippe cum animus sibi ipsi intime applicatus sit, se ipsum perpetuo sentiat oportet, sic ut nunquam nos sine nobis esse ac vivere possimus. J. Perrone praelect. theol. vol. 9. pag. 339 (edit. Lovan.)

wache, sondern: ich weiß, daß ich lebe. Auch kann er in diesem Wissen nicht durch Träume getäuscht werden, weil auch Schlafen und Träumen Sache des Lebenden ist" — (zunächst des Naturlebens, das aber für den Geist gleichfalls ein Gegenstand des Wissens wird). So bemerkt er auch ferner, daß die alten Weltweisen die Wahrheit und Wirklichkeit der sinnlichen Vorstellungen oft in Abrede gestellt haben, während sie doch gewisse unerschütterliche Wahrnehmungen des Geistes, welche dieser durch sich selbst gewinnt, wie jene: ich weiß, daß ich lebe, durchaus nicht in Zweifel ziehen konnten." *) Allein seltsam genug, wiewohl aus leicht erklärlichen Gründen ist diese erste aller Ideen: der Ichgedanke, nicht bloß bei den Gefühls- und Sinnenmenschen (Sensualisten) und Jenen, die rein der Natur, dem Materiellen und irdisch Nützlichen huldigen, sondern auch bei manchen einseitig oder überschwänglich Gläubigen, theils in Geringschätzung, theils in Verruf gekommen; so daß es in mehr als einer Beziehung sich verlohnt, die Gesinnungen und Ansichten, die daran schuld sind, zu würdigen.

Was die Sensualisten anbelangt, deren Streben gänzlich auf den gemeinen Genuß und den Schimmer des Weltlebens gewendet ist, so werden sie um so weniger geneigt und befähigt sein, sich mit geistigen Gedanken oder Ideen zu befassen, je mehr sie den Stimmungen und Launen des Naturlebens, das in den Evangelien auch Fleisch und Blut genannt wird, zu gehorchen gewohnt sind, weßhalb ihr Leben und Denken mehr einem träumerischen

*) S. August. de Trinit. lib. 15. cap. 12.

Halbbewußtsein als dem wachen Zustande geistiger Besonnenheit gleicht. So geschah es (um unter unzähligen Beispielen nur Eines zu wählen), daß während der Belagerung der vom Marschall Toiras vertheidigten Festung Casale (im J. 1630) ein leichtsinniger Offizier, Namens Barradas, mit einer namhaften Zahl von Gefährten auf eine Bastion (Lünette) sich begab; auf dieser gefahrbedrohten Stelle, dem Geschütze der Belagerer preis gegeben, führten sie einen lustigen Tanz auf, und tranken auf die Gesundheit des Marquis von Spinola, der das Belagerungsheer befehligte, wozu ein Trompeter und ein bejahrter blinder Violageiger ihnen die Musik machten. Die Spanier, nicht großmüthig genug, diesen Vorgang als einen Scherz hinzunehmen, den sie vielmehr für eine Beleidigung hielten, zündeten einige Minen an, worauf das ganze Mauerwerk sammt den Tänzern in die Luft sprang; auch der Trompeter theilte dieß Loos, und nur der blinde Violaspieler rettete sich, indem er über einem schmalen Balken hinschritt, den Niemand, der mit offenem Auge den Abgrund darunter sah, zu betreten gewagt hätte. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Geschicken der Sensualisten. Sehr viele dieser geistig Todten und thierisch Lebenden flattern schnell vorüber; „sie begleiten ihren Gesang mit Zither- und Paukenspiel und jubeln bei den Tönen der Schalmei; in Lust und Freude verschwenden sie ihr Leben, und fahren in einem Augenblicke zur Unterwelt“; *) während wieder Andere, blind für die Gefahr, weil sie ihrer geistigen Noth nicht gewahr werden, dicht

*) Hiob 21, 12.

am Abgrunde fortwandeln, und ihr irdisches Zeitmaß ausleben, auch wohl in ihren alten Tagen, und weil sie in der sogenannten Lebekunst erfahren, der hoffnungsvollen Jugend als Spielleute sich anbieten, um sie zum praktischen Unglauben, zum leichtsinnigen Rundtanz des Seins und Nichtseins zu ermuntern.

Ungleich achtbarer ist jene andere Reihe thatkräftiger und scharfsinniger Leute, die nur deshalb auf die Erforschung ihres Innern, auf alles Religiöse, Subjektive und sogenannt Ideologische keinen Werth legen, weil ihre Geistesthätigteit vorzugsweise mit dem Aeußerlichen und Materiellen, mit irgend einem Zweige der unermeßlichen Wissenschaft der Natur, und ihrer gemeinnützigen Anwendung (der Industrie), oder mit den vielfachen Verhältnissen und Wirren des geselligen Weltlebens beschäftigt ist. Sie haben in der Erforschung der Naturgesetze, in der Bewältigung und Benützung der elementaren Kräfte und Stoffe Bewundernswerthes geleistet, und in der Freude daran achten sie weit lieber auf die Tiefen, aus welchen Steinkohlen und Uran geholt werden, oder auf die Höhen, in welchen die geheimnißvollen Doppelsterne kreisen, als auf die geistigen Höhen und Tiefen ihres innern Lebens.

Während nun diese vorzüglich daran zu erinnern wären, daß man das Eine thun solle, ohne das Andere zu lassen, und daß dem Geiste das selbständige (substanziale) Sein noch entschiedener zukommt, als den einzelnen Produkten oder Gebilden der Natur, ist hingegen der Streit mit solchen Glaubenseifrigen, welche vor lauter Frömmigkeit den Ichgedanken verdächtigen und anfeinden,

weit schwerer auszufechten. Keiner von diesen findet etwas dagegen einzuwenden, daß der bekannte hellenische Sinnspruch: kenne Dich selbst, von den alten Lehrern der Kirche vielfach angewendet wurde; wie es sich aus dem Lehrsatze ergibt, den schon der große Anachoret Antonius aufgestellt: „Die Selbstkenntniß ist die nächste Stufe zur Kenntniß Gottes", so wie ferner aus der Mahnung des heiligen Augustinus: „gehe nicht aus dir heraus, kehre in dich zurück, im innern Menschen wohnt die Wahrheit", und in seinem bekannten Gebete zu Gott: „wüßte ich Mich, so wüßte ich auch Dich." *) Und doch kann alles das auf nichts anderes zurückgeführt werden, als auf den Lichtgedanken des Selbstbewußtseins! Wenn der Psalmensänger das schöne Bekenntniß ausspricht: „O Herr, ich bin dein Knecht; dein Knecht bin ich und ein Sohn deiner Magd", oder: „Zu dir habe ich meine Seele erhoben, der du in den Himmeln wohnest"; wenn wir in einem üblichen Kirchenliede beten und singen: „Herr ich glaube, Herr ich hoffe"; wer ist dann endlich dieser Eine, der sich als gläubig, hoffend, Gott gehorsam bezeugt, wo nicht der seiner freien Selbstbestimmung sich bewußte menschliche Geist?

So wenig das geläugnet werden kann, kommt es dennoch nur allzu oft vor, daß man, sei es auch nur aus maßlosem Eifer für den objectiven Glauben, jeden Gedankenweg, der von dieser Thatsache des Bewußtseins ausgeht, als einen der göttlichen Offenbarung und dem positiven Christenthume feindseligen verurtheilt; daher es,

*) Noverim me, noverim te.

wie ein berühmter Theolog darüber sich ausdrückt, den Anschein nimmt, als komme es bei der Vertheidigung der christlichen Religion vor allem darauf an, die Gewißheit des eigenen Seins und Daseins zu entkräften. *)

Der Grund dieser unecht mystischen Meinung ist nicht selten der, daß man den menschlichen Geist vom göttlichen nicht wesenhaft unterscheiden mag, weil man jenen als einen Funken oder eine Ausstrahlung des göttlichen Geistes (Pneuma) betrachtet, was mit der Wahrheit des christlichen Glaubens an einen Schöpfer und Erlöser sich durchaus nicht verträgt. Am gewöhnlichsten jedoch liegt die Schuld in dem Mißverständnisse: daß man das echte Selbstbewußtsein mit der eitlen Selbstigkeit verwechselt, deren hochmüthiges Erheben sowohl gegen das geoffenbarte Wort, als gegen das Ansehen der Kirche befürchtet wird. Allein die Einkehr des Menschengeistes in Sich ist so wenig geeignet, seinen Stolz oder Hochmuth zu nähren, daß er vielmehr durch dieselbe zur echten Selbstwürdigung, wie zur Anerkennung Gottes, und folglich zur Demuth bestimmt, ja, soweit das seine Freiheit zuläßt, gleichsam genöthigt wird.

Zu dieser Einsicht aber gelangen wir, wenn wir vor allem, nach dem Vorgange des heiligen Augustinus, sowohl der Thatsache gedenken, daß unser Bewußtsein einen Anfang gehabt, als der bedingenden Verhältnisse, unter

---

*) ... Sed non idcirco, quod verissimum est, debet improbari, atque ut christiana Religio vindicetur, a certitudine propriae sui existentiae, quod plerique facere videntur, infirmanda initium ducere. Perrone prael. theol. vol. 9. pag. 340, not.

denen es wach geworden. Wir haben uns nämlich schon eine gewisse Zeitlang in der Welt der Geschöpfe befunden, bevor der Tag erschien, da wir uns selbst gefunden. Dem Geiste nach waren also auch Wir Blindgeborne, uns selber nicht offenbar; bis der Ruf: es werde Licht, in unserer innern Welt ertönte, und wir zum Wissen um uns selbst erwachten. Diesem Wachwerden mußte ein Erwecken vorausgehen; der Geist erwacht nicht durch sich, sondern durch das Einwirken eines andern Geistes von außen her (durch das Wort.) Aber auch nachdem dieß geschehen, kann er zu diesem Wissen von seinem eignen Sein nur dadurch gelangen, daß er von dem Fremden und Aeußern, dessen Einwirken er erfährt, und auf das er zurück wirkt, als ein Selbstständiges und Freies sich unterscheidet; weßhalb sein Ichgedanke nur die Erscheinung seines Wesens, nicht sein Wesen selbst, sein Wissen um Sich eine innere Gewißheit, aber keine Anschauung ist.

Doch auch damit wird die Mittelbarkeit des geistigen Bewußtseins noch nicht in ihrer ganzen Umgrenzung dargestellt. Der menschliche Geist, nach seiner eigenthümlichen Bestimmung, ist mit einem wesenhaft von ihm verschiedenen Naturgebilde, dem Leibe, organisch d. h. in so inniger Wechselbeziehung verbunden, daß die Lebensäußerungen des einen von jenen des andern abhängig sind, und der Geist, so lange diese Lebenseinheit dauert, nur durch das leibliche Leben und mit demselben seine Wirksamkeit üben kann. Die Folge davon ist, daß auch das erste Wachwerden des Geistes von einer gewissen Stufe der Ausbildung und Reife des mit ihm vereinten organischen Leibes bedingt wird, während dieser letztere

wieder, obwohl nicht nach seiner ursprünglichen Bestimmung, doch nach seinem jetzigen Zustande, von der gesammten Außennatur abhängig geworden. Wird dieß alles erwogen, so kann das Menschenleben, in seiner Entwickelung sowohl wie in seinem weitern Bestande, nicht anders als allseitig vermittelt, d. h. beschränkt erscheinen.

Die Wahrheit aber, die daraus hervorgeht, ist so klar, daß sie gleich der Sonne im Zenith jeden Schatten verdrängt. Durch sein Dasein oder Leben gibt ein jegliches Wesen Zeugniß von seinem inneren Sein; erweiset sich nun dieses Dasein als ein vermitteltes oder beschränktes; so folgt daraus, daß auch das ihm zu Grunde liegende Sein als ein bedingtes (im Sein sowohl wie im Dasein abhängiges) erkannt werden müsse. Sobald daher der Mensch zum Wissen um sich gelangt, muß er unausbleiblich auch seiner Endlichkeit d. h. seiner Beschränktheit und Bedingtheit sich bewußt werden, was ihn nöthigt, für den Anbeginn seines eigenen Wesens ein unbeschränktes und unbedingtes Sein, also einen unendlichen Urgrund voraus zu setzen. Der Gedanke: „ich bin," wird durch die ferneren Erkenntnisse sich vollenden: „ich bin, aber es gab eine Zeit, wo ich nicht war, und wieder eine, wo ich war, ohne darum zu wissen, und auch mein jetziges Sein und Wissen ist ein bedingtes und beschränktes." Aber schon durch diesen verneinenden Inhalt muß er den bejahenden, oder den Gedanken an den hervorrufen, der sich in den Worten geoffenbart: „ich bin, der ich bin; der da ist, und war und sein wird" *), an den Unendlichen

*) So bemerkt schon ein alter katholischer Autor: „Quilibet homo bene potest videre in se, quod ipse est, quod habet

nämlich, der durch Sich selber, ohne fremdes Einwirken, von Ewigkeit sich offenbar oder gegenständlich wird, indem sein Ichgedanke ein wesenhafter (substanzialer), ein vollkommenes Wissen und Schauen seines Wesens ist. Und so wird es auch erklärlich, wie es geschah, daß in der Menschenwelt, selbst auf den tiefsten Stufen der Entartung und Verwilderung, der Gottesgedanke nie gänzlich untergehen und verschwinden konnte.

Fragen wir endlich noch, um unsern innern Lebenszustand zu erfassen, nach dem Verhältnisse, welches zwischen dem Geiste und der Natur im Menschen, als einem Vereinwesen beider, sich kenntlich macht, so pflegt man wohl bildlich zu sagen, daß wir (d. h. mit unserm geistigen Ich) in diesem Leibe wie in einer Hütte wohnen. Und wenn der Apostel dieses Bildes sich bediente, um zwischen dem alten und dem künftigen himmlischen Baue, d. h. dem irdischen und dem verklärten Leibe eine Vergleichung aufzustellen*), so hat, lange vor ihm, und zwar keineswegs im bildlichen Sinne, der Weltweise Plato gelehrt: der Leib sei das Haus, worin die Seele wohne; ein Ausspruch, auf welchen der bekannte Gelehrte Scaliger anzuspielen liebte, indem er seine Gäste mit den Worten zur Tafel einlud: lasset uns ans Werk gehen, und an dem Hause

---

esse, et quod non semper fuit; et ex hoc bene scit, quod initium aliquando habuit. Tunc sequitur, quod aliud tempus erat, in quo ipse non fuit. Sed quando non fuit, tunc nullo modo se ipsum facere potuit. Ideo oportet, quod una res sit, quae dat omnibus esse etc. Edmundus Cantuarens. In Spec. Eccl. cap. 27.

*) 2. Cor. 5, 1.

des Platonischen Menschen das schadhafte Gemäuer wieder nachbessern!

Allerdings gibt es in den Ansichten dieser Art gar Vieles zu berichtigen. Wenn man unter Seele im Allgemeinen nichts anderes versteht, als das innerlich gewordene oder subjective Naturleben, wie dieses in jedem thierischen, sinnbegabten Organismus zur Erscheinung kommt, so kann man füglich von ihr nicht sagen, daß sie im Leibe wohne, weil sie eben nur als das Lebensprincip dieses Leibes, als der besondere Naturgedanke zu betrachten ist, der in dieser eigenthümlichen Organisation sich darstellt, oder in derselben leibt und lebt. Anders dasjenige Grundwesen im Menschen, welches als ein Wesen für sich, aus keiner Besonderung eines Allgemeinen hervor gegangen ist, und darum sich selbst als die wesenhafte und freie Ursache seiner Wirkungen erkennt und findet, nämlich der erschaffene Geist. Von diesem läßt sich nur im eigentlichen Sinne aussagen, daß er im Leibe wohne, weil er durch seine Lebenseinheit (organische Synthese) mit der Leiblichkeit, auf das innigste in das Leben dieser letztern verflochten ist, doch aber so, daß die Vorherrschaft nur ihm gebührt. Die sinnbegabte Leiblichkeit ist es, die dem Geiste die Vorstellungen von dem zuführt, was sie als das Gemeinsame in den Erscheinungen und Einzeldingen der Außenwelt zusammenfaßt, weßhalb diese Gedanken Begriffe genannt werden; während die Gedanken oder Ideen des Geistes sich auf den Wesensgrund jener Erscheinungen beziehen. So sind es demnach zweierlei Vorgänge des Denkens, die mittelst der formalen Einheit von Geist und Natur im Menschen und seinem Selbstbewußtsein in einander sich verflechten.

Diese wunderbare Verbindung ist das Mittel, wodurch auch die unfreie Natur an der erhabenen Bestimmung des Menschen Antheil gewinnen soll, indem sie ihre Besonderheit (Individualität) in die Persönlichkeit des Geistes, ihren Begriffskreis in seine Ideenwelt einführt, um durch diese Unterordnung in ihm ihre Verklärung zu feiern, aber auch sein Geschick mit ihm zu theilen, je nachdem er seinerseits im Einklang mit dem göttlichen Willen sich bewährte, oder mit demselben in Widerspruch gerieth. Nun ist aber in diese Ordnung der inneren Verhältnisse eine Zerrüttung eingebrochen, deren Jeder sich bewußt werden muß, der sein Inneres prüft. Giebt schon der zeitliche Tod, gegen welchen das leibliche Leben fortwährend ankämpfen muß, ein unläugbares Zeugniß, daß der Leib, als ein Naturgebilde, aus der Obmacht des Geistes gewichen, den ruhelosen Mächten der Außennatur wieder unterworfen, und dadurch der Vergänglichkeit anheim gegeben sei; so wird diese Entfesselung der Natur, die ihren unfreien blinden Trieben folgt, verderblicher noch durch die Herrschaft, welche sie über den Geist übt, sofern dieser nicht, um sich durch den Gottesgehorsam in seiner Stelle und Würde zu behaupten. und so dem ewigen Tode zu entgehen, im fortwährenden Kampfe beharret. Denn so entschieden die Begehrungen des Fleisches oder des Sinnenlebens den Geist und seine wesentlichen Lebensaufgaben anfeinden, eben so entschieden, wie der Apostel bemerkt, sind auch den Begehrungen des Fleisches jene des Geistes entgegen *); und diesem, als

*) Galat. 5, 17.

einem selbstständigen, freien Wesen geziemt es, sich in solcher Würde zu behaupten, und somit zugleich der Idee und dem Willen Gottes zu entsprechen.

An diese Aufgabe nun wird er bei jedem Anlasse, wo ein derartiger Kampf sich einstellt, durch eine Mahnung oder eine Stimme erinnert, die er im Innern seines Bewußtseins nicht allein vernimmt, sondern auch zu vernehmen gezwungen ist, so daß er sich ihrer nicht erwehren kann. Diese Mahnung macht sich in so gebieterischer, unabweislicher Strenge vernehmlich, und führt, zumal bei Menschen, die nicht in Stumpfsinn und Sinnenknechtschaft zu tief versunken, ein so helles Wissen des Rechten und Sittlichen mit sich, daß sie auf einen nicht minder innigen als geheimnißvollen Verkehr des absoluten Gebieters mit dem menschlichen Geiste hinweist. Es gibt nämlich Erscheinungen und Erfahrungen in diesem Gebiete des Geisteslebens, die sich aus diesem allein nicht befriedigend erklären und deuten lassen. Jeder Lebensverkehr zwischen Gott und den Menschen ist aber durch den Erlöser vermittelt, der von Anfang her, als Logos und in die Welt kommendes Licht, alle Menschen erleuchtet hat. Die mahnende Stimme, oder, in einer andern Form der Wahrnehmung: das Licht, so in den Finsternissen leuchtet, und das sittlich Böse als solches dem Bewußtsein vorführt, mit einem Worte: das Gewissen, sofern seine Mahnung (objektiv) von oben d. h. von Gott selbst, bekräftigt wird, ist die erste Wirkung des Erlösungswerkes, womit dasselbe schon im Urmenschen, nach seinem Falle, den Anbeginn genommen. Im Gewissen also offenbart sich die uranfängliche Wirksamkeit der durch Christum vermittelten Gnade, durch

die er, der das gesammte Menschengeschlecht im physischen Dasein erhalten, auch jeden Einzelnen vom geistigen Tode retten will, sofern derselbe der Aufmunterung zur sittlichen Treue, der Warnung vor dem Bösen keinen Widerstand entgegensetzt.

So findet demnach der menschliche Geist in seinem Selbstbewußtsein neben dem einfachen Wissen um Sich, das den Gedanken an den Unbedingten oder an Gott zur Begleitung hat, auch das Gewissen vor, an welchem, wie an jedem geistigen Vorgange, eine zweifache Seite oder ein doppeltes Moment zu unterscheiden kommt. Die erste ist die von außen oder oben einwirkende Gnade, als Offenbarung des in Christo wieder angeknüpften Verkehrs mit Gott, die deßhalb, wenn ihrer nicht geachtet wird, einen richterlichen, strafenden Charakter annimmt, ihrem Inhalte nach aber nichts anderes ist, als ein unbedingtes Zeugniß der sittlichen Wahrheit, welche der Geist in seinem eigenen Selbstbewußtsein (nach Maßgabe seiner Klarheit) besitzt und weiß, so daß in diesem letztern die innere oder subjective Seite des Gewissens sich darstellt. Wer nun die Mühe nicht scheut, in die innere Tiefe seines geistigen Lebens zu blicken, um sich als ein bedingtes aber freies Wesen zu erkennen, der wird zugleich den innern Zwiespalt entdecken, welcher aus dem Gesetze des leiblichen Todes entspringt, und die Gefahr des Abfalls von Gott oder des geistigen Todes mit sich führt. Er wird also in seinem Lebenszustande die Sündhaftigkeit vorfinden, zugleich aber in der Mahnung des Gewissens, die als Zeugniß Gottes mit seinem eigenen (bessern) Wissen übereinstimmt, den Segen der Erlösung, wodurch

Jedem, der gehorchen will, der Beistand von oben verbürgt wird, wie dieß der erste Adamssohn in dem göttlichen Worte vernommen hat: „das sündhafte Verlangen soll unter dir sein, und du sollst es beherrschen*).“

Das Gewissen ist daher sowohl der Anfang, als die Bürgschaft der Erlösung, die in der Rechtfertigung und Heiligung sich vollenden soll; und dieß bezeugt der Apostel, nachdem er in herber Wahrheit den sündhaften Zustand des Menschen geschildert. „Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft der Sünde ist das Gesetz.“**) Der Tod ist einzig nur Folge und Strafe der Sünde, diese hingegen ist der Ungehorsam gegen das Gesetz oder die Idee Gottes, und somit Verletzung der Heiligkeit seiner Liebe, und Bruch der Einheit mit ihr. „Es gab eine Zeit, wo ich lebte ohne Gesetz (in unmündiger Kindheit); als jedoch das Gebot in meine Kenntniß gekommen, lebte die Sünde wieder auf, und durch sie der Tod.“ (Die Erbschuld, durch Christi Verdienst für die Gesammtheit aufgehoben, tritt in Jedem, der dem Gewissen entgegen handelt, als persönliche Schuld wieder hervor). „Es fand sich also, daß ein Gebot, welches mir gesetzt war zum Leben, mir Anlaß wurde zum Tode. Denn das Gesetz zwar ist geistig (es verpflichtet den Menschen, sich der Natur gegenüber, dem göttlichen Willen gemäß als Geist zu behaupten); ich aber bin fleischlich, gefangen unter der Begierlichkeit (deren Bestrebungen ich, weil sie unfrei sind,

---

*) Genes. 4, 7.

**) 1. Cor. 15, 56. M. s. Dr. J. Ehrlich: Lehre von der Bestimmung des Menschen als ration. Theologie.. 2 Bde. Wien 1844.

als freier vernünftiger Geist nicht billige, dennoch aber dulde). Was ich thatsächlich übe, ist nicht nach meiner (geistigen) Erkenntniß: denn nicht das Gute, das ich will, thue ich, sondern das Böse, das ich nicht will; und eben dadurch (daß ich es nicht billige) gebe ich Zeugniß dem Gesetze, daß es gut sei. Ich habe Freude am Gesetze Gottes dem innern Menschen nach; doch sehe ich ein anderes Gesetz (der unfreien Natur und ihrer Bestrebungen) in meinen Gliedern, das jenem widerstreitet, und mich gefangen hält unter dem Gesetze (unter der Macht) der Sünde." Und nachdem der Apostel in diesen Worten den innern Zwiespalt des Menschen, den oft ohnmächtigen Kampf des Geistes gegen die sinnliche Selbstigkeit, unter der Mahnung und Drohung des Gewissens, ausführlich geschildert hat, erhebt er, nicht sowohl in seinem, als im Namen aller Menschen die angstvolle Klage: „ich Unglückseliger, wer wird mich befreien vom Leibe dieses Todes?" d. h. von dieser todbringenden Begierlichkeit, in welcher die ganze Macht des großen Organismus der Natur mein geistiges Leben bedrängt? Und freudig ruft er aus: „die Gnade Gottes, durch Jesum Christum unsern Herrn *)."

Seitdem nämlich der Lebensbund Gottes mit den Menschen, der durch Christi Vermittlung schon im Gewissen begonnen hatte, durch die Mittheilung des göttlichen Geistes vollendet worden, ist dem Erlöseten alle Kraft von oben zugesichert, damit er aus seinen Prüfungen siegreich hervor gehe. Die knechtische Furcht, die dem Gewissen und äußern Gesetze nur widerstrebend und lieblos

*) Röm. 7, 9—25.

gehorcht, ward zur kindlichen Ehrfurcht der Liebe verklärt, und das Gewissen in den Geist der Kindschaft erhoben, der uns, sofern wir unsres Glaubens leben, innerlich Zeugniß gibt, daß wir Kinder Gottes geworden. „Alles ist euer,“ lehrt der Apostel, „ihr aber seid Christi, Christus aber Gottes.“*) Durch die Mittheilung des heil. Geistes, ist der Geist des Menschen wieder mit Gott verbunden, doch aber so, daß er fürs erste noch eben so sehr unter dem Einflusse des alten als des neuen Adam steht. Dieser letztere, Christus nämlich, ist ganz und gar Gottes; ob Wir jedoch Christi sind, oder ihm gänzlich angehören, bleibt für jetzt noch unentschieden; und auch dieses vermögen wir in unsrem Bewußtsein zu lesen.

Im Buche der Offenbarung, die dem Apostel Johannes auf Patmos zu Theil geworden, finden wir die inhaltreichen Worte des Herrn: „Ich bin der Erste und Letzte und der Lebendige; ich war todt, und siehe, ich bin lebend in Ewigkeit, und habe die Schlüssel des Todes und der Unterwelt.“ Nach der ursprünglichen Bedeutung kann dieß nur von dem Urheber und Vollender unseres Heiles gelten, dessen richterliche Macht, wie schon im Anfang der Menschengeschichte, im Gewissen, so am Schlusse derselben, im Weltgerichte, sich offenbaren wird, und der als Erstgeborner von den Todten das Leben der Menschheit trägt und verbürgt. Dennoch ist Jeder berechtigt, ein Gleiches, wiewohl im untergeordneten Sinne, von sich selber auszusagen.

*) 1. Cor. 3. 21.

Der Mensch ist in den Epochen der Weltschöpfung der Letzte, weil sowohl jene der reinen Geister, als der Natur und ihrer stufenweisen Gebilde ihm voran gegangen. Er ist aber als Ziel oder Schluß der erschaffenen Welt, in welchem ihr wesenhafter Gegensatz zur Einheit gelangt, der Erste, und so auch der Lebendige, weil das gesammte creatürliche Leben, das physische und geistige, in ihm sich dergestalt einigen und vollenden sollte, daß es über jede Todesmacht erhoben wurde. Darf demnach der Einzelne von sich sagen: als Bürger des Himmels und der Erde bin ich der Erste und Letzte und Lebendige, so muß er doch hinzusetzen: ich war todt, weil schon in und mit meinem Stammvater dem Tode verfallen; ich bin aber dennoch ein Lebendiger, und zwar in Christo und durch Sein Verdienst; und ich lebe in Ewigkeit, weil mein geistiges Sein keiner Vernichtung unterliegen kann, und weil auch mein organischer Leib dem Geiste wieder sich vermählen soll, sobald das Werk der Restauration der Menschheit zur Vollendung gelangen wird. Wie jedoch dieser Zustand meiner jenseitigen Fortdauer sich gestalten werde, ob als geistiges Leben und Beseligung, ob als geistiger Tod, das hängt nicht einzig und allein von der Gnade Gottes ab, sondern auch von Mir; denn „ich habe den Schlüssel des Todes und der Hölle,“ und dieser Schlüssel ist meine Willensfreiheit und freie Wahl.

Plutarch erzählt von einem Manne, Namens Apollodorus, der sein Geschick in seltsamer Weise voraus gesehen. Er träumte nämlich, daß barbarische Scythen ihn ergriffen, in Stücke hieben, und diese in einen Kessel warfen, aus welchem sein eigenes Herz zu ihm sprach: an allem

diesem bin Ich die Ursache gewesen. Ein gräßliches Bild, und nicht ohne Wahrheit. Denn aus keinem andern Grunde kommt die Schuld, als aus der eigenen freien Wahl; das wesentlich Böse besteht einzig nur im Widerspruche des Geistes gegen das heilige Gesetz in seinem Innern, dessen Gründer Gott selbst ist, mithin auch im Widerspruche gegen Gottes Majestät; und wer so unselig ist, in diesem Widerspruche zu verharren, wird er nicht ewig von seinem Bewußtsein angeklagt werden: du selbst, dein Wille ist an deinem Elend schuld? Darum lehrt schon der Syracide: „ein weiser Mensch wird niemals ohne Furcht sein, und in den Tagen der Sündengefahr (im irdischen Leben) vor müßigem Leichtsinne sich hüten." *) Darum heißt es im Psalme: „dienet dem Herrn in der Furcht, und frohlocket ihm mit Zittern." Darum ermahnt der Apostel, daß wir mit Furcht und Zittern unser Heil wirken sollen, da Niemand seiner Ausdauer und Treue versichert ist, oder sich mit der Ueberzeugung beruhigen darf, er sei jetzt und für immer in der Huld Gottes befestigt. Und so haben wir auch alle Ursache, Gott anzurufen: „Erschaffe in uns, o Herr, ein reines Herz, und den rechten Geist erneuere in unserm Innern. Beschirme und kräftige uns, o Gott, unser Heiland, und befreie uns um deines heiligen Namens willen!"

*) Eccli. 18, 27.

V.

Freiheit und Gesetz.

Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbath nicht bewahrt." (Joh. 9, 16.)

Kein edleres Gebilde in der gesammten irdischen Schöpfung, als das Auge des Menschen; und desto befremdlicher kann daher die seltsame Frage erscheinen, die wir in den Sinnsprüchen des Syraciden finden: ob es unter den geschöpflichen Dingen etwas Schlimmeres gebe als das Auge? *) Das Räthsel löset sich, sobald wir den Ausspruch des Herrn zu Hülfe nehmen: „Wenn dein Auge klar ist, so wird dein ganzer Leib im Lichte sein; ist aber dein Auge böse, so wird dein ganzer Leib verfinstert." Der Sinn dieser Rede, die nach Art einer Parabel als eine bildliche zu erfassen, bezieht sich nicht sowohl auf die leiblichen Augen selbst, als auf jene, von denen es im Psalme heißt: „erleuchte, o Herr, meine Augen, damit ich nicht hinschlummere in den Schatten des Todes;" nämlich auf die Befähigung des menschlichen Geistes, die religiöse und sittliche Wahrheit zu erkennen, sofern es ihm nur dazu an jener Hinneigung und Selbstbestimmung nicht mangelt, die von der Freithätigkeit des

*) Eccli. 31, 15.

Willens ausgeht. Wer mit aufrichtiger, von keiner Selbstsucht getrübter Gesinnung die Wahrheit liebt, und nach ihr strebt, wird sie finden, und diese Klarheit seiner gläubigen Erkenntniß wird bewirken, daß sein ganzer Leib, d. h. sein gesammter Lebenswandel, nach innen wie nach außen, im Lichte sittlicher Ordnung sich darstellt. Wessen Gesinnung hingegen dem Eitlen und Niedrigen zugewendet, von Leidenschaft und schnöden Absichten befleckt und verdunkelt ist, der wird nicht bloß selber in Verkehrtheit und Unordnung wandeln, sondern auch an dem Edelsten und Reinsten irgend eine Makel entdecken, die ihn von der Verlegenheit befreit, daran glauben zu müssen.

Diese sittliche Krankheit des bösen Auges macht sich sowohl an den Leuten, die zuerst von der Heilung des Blindgebornen Kenntniß gewannen, als an den Meistern und Lenkern des Volkes offenbar, vor deren richterliche Versammlung sie ihn führten. Der Geheilte hat ihren dringenden Fragen bereitwillig Folge geleistet; er hat ihnen den Hergang der Heilung erzählt. „Jener Mann, der Jesus genannt wird, hat einen Teig gemacht, meine Augen damit bestrichen, und mir befohlen: gehe hin zum Schwimmteiche Siloah, und wasche dich.“ Da forschten sie gleich, mit der Frage: „wo ist er?“ nach dem Aufenthalte des Herrn; und als der Geheilte darüber keine Auskunft zu geben wußte, nahmen sie ihn sofort mit sich, um ihn jenen im Synedrium versammelten Schriftgelehrten und Priesterfürsten vorzustellen. Die Absicht, die sie dazu bestimmte, ist in der Niedrigkeit und Feigheit ihrer Seele zu suchen. Das Wunderbare und Herrliche der Thatsache war nicht mächtig genug, das elende Vorurtheil zurück zu drängen,

das ihnen die Pharisäer eingepflanzt; und sie hatten kaum den Namen Jesu vernommen, als sie schon die Angst überkam, in dieser Sache irgendwie, jenen strengen Richtern gegenüber, verantwortlich zu werden. Um also nicht den Verdacht auf sich zu laden, als ob sie zu den Anhängern Jesu zählten, und um ihren Eifer für die alten Satzungen kund zu geben, *) erschienen sie vor dem Synedrium als Ankläger, die von einem verübten Frevel die pflichtschuldige Anzeige zu machen, und den Geheilten zur Ermittlung des Thatbestandes mitgenommen haben; denn, wie Johannes ausdrücklich beisetzt: „es war an einem Sabbath, als Jesus den Teig bereitete, und des Blinden Augen eröffnete."

Solchem heuchlerischen Eifer konnte der Beifall der Synedristen nicht ausbleiben, welche gewohnt waren, jede That, die den Namen des Gefürchteten von neuem verherrlichte, nur mit dem bösen Auge des Hasses und Neides zu betrachten. Ihnen gereichte es zum Troste, daß wieder, wie schon öfters vorher, ein Umstand sich darbot, der über das Werk des Lichtes einen hinlänglich düstern Schatten warf. Wiederum war es ein Sabbath, an welchem der Herr ein solches Werk vollbracht, und er hatte sich nicht gescheut, zum Behelf dieser Heilung aus Speichel und Erde einen Teig zu machen, was nach pharisäischen Satzungen als eine schwere Verletzung der Sabbathfeier, und sonach als eine Todsünde erachtet wurde. So war dann auch schnell genug ihr Urtheil fertig: dieser Mensch kann unmöglich von Gott sein, da er als einen Verächter

*) Maier Comment. II. 206.

der göttlichen Gebote sich kund gibt. Umsichtig genug, wie es die Scheelsucht in ihrer Art hat, vermieden sie die Rede: dieser Mensch kann unmöglich ein Gottgesandter sein, weil er am Sabbath die Kranken heilt, am Sabbath Wohlthaten spendet, was ja keineswegs einem Verbote unterliegen konnte; sie stellten nur, aus aller Verbindung gerissen, das an sich Gesetzwidrige voran: Dieser Mensch achtet die Sabbathfeier nicht. Genau so hatten sie es nicht lange vorher mit jenem Andern gehalten, den der Herr, und zwar ebenfalls an einem Sabbath, am Teiche Bethesda von langjähriger Lähmung geheilt, und dem er zugerufen: steh auf, nimm dein Bett und wandle. Sie fragten ihn nicht: wer ist es, der dich geheilt, sondern: wer ist es, der dir befohlen hat: nimm dein Bett und wandle? Einzig nur diesen Umstand wollten sie hervorheben, weil das Tragen einer Last eine am Sabbath verbotene Handlung war.

Wenn nun der Herr seinen unversöhnlichen Gegnern so oft, und wie es scheint absichtlich Gelegenheit gab, diese Schuld auf ihn zu werfen, und wenn er den Pharisäern, die auch an seinen Jüngern die Sabbathentweihung rügten, erwiederte: der Sohn des Menschen sei größer als der Tempel, und auch Herr über den Sabbath" *), so ist es offenbar, daß er auf diese ihre Vorschriften, womit sie die Gesetze des alten Bundes verschärft hatten, keinen Werth legte, wie er denn auch gegen alle ihre selbsterfundenen Gebräuche und Satzungen entschieden sich erklärte. Allein je weniger dieß zu läugnen, desto unabweislicher gibt es zu einem Bedenken Anlaß,

*) Matth. 12, 6—8.

welches dem Geiste des Widerspruchs jederzeit sehr willkommen gewesen. Der alte Bund mit seinen Vorbildern und zeitgemäßen Schranken ist aufgehoben, und was an ihm Geist und Leben war, im Neuen erfüllt und verklärt worden. Wie verhält es sich jedoch in der Wirklichkeit mit dieser Vergeistigung, und wo waltet diese Verklärung? Mußte der alte Sabbath nicht deßhalb nur sein Recht verlieren, um es an den Sonntag abzugeben, und sind nicht an die Stelle der Satzungen, welche die Synagoge vorgeschrieben, jene neuen getreten, die man die Gebote der Kirche nennt? Hört man nicht neuerdings wieder über solche Leute aburtheilen, welche diesen Geboten keine ängstliche Sorgfalt widmen, und wiederholt sich nicht gar oft der halbe Syllogismus: Dieser Mensch kann die Gnade Gottes nicht besitzen, weil er weder die Sonn- und Festtage in Ehren hält, noch um die sonstigen kirchlichen Vorschriften sich kümmert? Hat also nicht die Freiheit des Evangeliums, die Christus uns gebracht, neuerdings den Menschensatzungen weichen müssen?

Solche und andere noch schärfer betonte Vorwürfe werden zu oft vernommen, als daß wir sie unbeachtet lassen dürften; weßhalb wir von jenem hämischen Urtheil werkheiliger Pharisäer den Anlaß nehmen, zuerst die Freiheit des E v a n g e l i u m s und das evangelische Gesetz, sodann die Machtbegabung der K i r c h e und den Geist ihrer Gebote zu würdigen.

* *
*

Unter den hellenischen Volksstämmen, die das alte Böotien bewohnten, war einst eine Jungfrau, Aristoklia

genannt, durch ihre vornehme Herkunft und glänzende Schönheit berühmt, die das Glück oder vielmehr das Unglück hatte, daß zwei mächtige Freier, die fürstlichen Jünglinge Strato und Callisthenes, mit gleichem Ungestüm um ihre Hand sich bewarben. Ihre Angehörigen entschieden sich dafür, ihr selbst die Wahl zu überlassen, und sie erklärte sich für den letztern. Am Vermählungstage jedoch überfiel Strato mit einer wohlbewaffneten Schaar die Theilnehmer des Festes, als sie eben auf dem feierlichen Zuge in den Tempel sich befanden, und in dem Handgemenge, das daraus entstand, wurde die beklagenswerthe Fürstentochter, indem bald die eine, bald die andere Schaar sich ihrer bemächtigte, so gewaltsam hin und her gerissen und geworfen, daß sie darüber den Geist aufgab.

Die weiteren Folgen dieser tragischen Begebenheit, die Plutarch erzählt, gehören nicht hieher, wohl aber, insofern sie etwas Bildliches an sich trägt, die Anwendung derselben. Wie es nämlich jener Aristoklia ergangen, so geschieht es einer jeden unsterblichen Seele, oder richtiger ausgedrückt, jedem Menschengeiste, und dieß schon in Folge des Zustandes der Gesammtheit, in die ein Jeder mit seinem Einzelleben verflochten ist. Seitdem er aus dem rechten Verhältnisse zu Gott über ihm, und zur Natur unter ihm gewichen, sind es gar verschiedene Mächte, die um seine Besitznahme Streit führen; so daß die sogenannte Zerrissenheit des Herzens in der Menschenwelt heimisch bleibt, wie sehr auch dieser Ausdruck durch hochmüthige Ziererei verschrobener Gemüther in Verruf gekommen. Groß ist die Gewalt, welche die entfesselte Natur über den Geist übt, indem sie das Licht seines reinen (ideellen)

Denkens und Glaubens durch das Vorherrschen des Begriffes, des Bildlichen und Materiellen vielfach färbt und verdunkelt. Da aus ihren verborgenen Tiefen, im steten Wechsel des Werdens und Vergehens, unzählige Gebilde sich entwickeln und wieder verschwinden, so kann sie dem bethörten Menschengeiste als eine Macht sich aufdrängen, die er mit der unsichtbaren Gottheit zu verwechseln geneigt ist; sie verstrickt zugleich den geistigen Willen in die Dienstbarkeit ihrer blinden Triebe, und umzaubert ihn mit der glanzvollen Aeußerlichkeit der geselligen Verhälnisse, damit er den Täuschungen und hohlen Grundsätzen des Weltlebens sich hingebe.

Allein es begehrt nicht bloß das Fleisch gegen den Geist, sondern auch der Geist widersetzt sich mit seinen Bestrebungen jenen des Fleisches.*) Er kann in dem ruhelosen Wechsel des Naturlebens seinen Frieden nicht finden; der Gottesgedanke, welchen der Psalm in den Worten andeutet: daß wir mit dem Lichte des göttlichen Angesichts d. h. der göttlichen Offenbarung besiegelt sind, kann so wenig aus seinem Bewußtsein völlig getilgt werden, als die Erkenntniß des Rechten und sichtlich Guten, durch welche, nach dem Zeugnisse des Apostels, der Mensch sich selber Gesetz wird; und dazu kommt noch, daß in dem Augenblicke, da er gegen sein besseres Wissen das als böse Erkannte vollführt oder vollführen will, sofort das Gewissen mit seiner unbedingt gebietenden Stimme, warnend oder verurtheilend in's Mittel tritt. Denn „alles, was nicht aus dem Glauben, d. h. nicht

*) Gal. 5, 17.

übereinstimmend mit der Mahnung des Gewissens, ist Sünde." So findet denn der menschliche Geist von allen Seiten sich bedrängt, zum Kampfe aufgefordert, und mit dem ewigen Tode bedroht. Zwar ruft er in banger Sehnsucht zu Gott empor: „Dein bin ich, errette mich, denn Deinen Geboten möchte ich treu sein"; mit Recht jedoch bemerkt Ambrosius, daß er im sündhaften Zustande nicht wohl zu Gott sagen dürfe: Dein bin ich; da er noch außerdem gar verschiedenen Gebietern angehört. Denn es meistert ihn die Begierlichkeit, und sagt ihm: mein bist du, weil die Sinnenlust dein Verlangen ist; ähnlich die Habsucht, der Ehrgeiz, die Hoffart des Lebens. Welch' ein bedauerlicher Sklave, an dem so viele Gebieter ihr Recht geltend machen!

Führt demnach der falsche Gebrauch der Freiheit, in der Hingabe an den Willen der Natur, die ihrem Wesen nach dem Geiste hörig bleiben sollte, zur geistigen Knechtschaft, so kann hinwiederum der echte Gebrauch, und zugleich die volle Sicherstellung der Freiheit nicht anders erreicht werden, als in Uebereinstimmung mit der göttlichen Idee vom Menschen, also in der liebenden Hingabe an Gottes Willen und Gesetz. So finden wir es in den Worten des Herrn ausgedrückt: „Sofern ihr in meiner Rede bleibet (meinem Lehrwort getreu), werdet ihr in der That meine Jünger sein, ihr werdet (durch die Erfahrung die Wahrheit kennen lernen, und die Wahrheit wird euch befreien."*) Diese Freiheit, die hier als Werk des Lehrwortes und Verdienstes Christi und der entsprechenden Glaubenstreue verheißen wird, ist

*) Joh. 8, 32.

in mehrfachen Beziehungen aufzufassen, die freilich zuletzt zur Einheit sich zusammenschließen. Vor allem nämlich besteht dieselbe in der Erlösung von der Schuld, durch die Rechtfertigung und Heiligung; sodann in der Befreiung von der Uebermacht der Begierlichkeit, in der Stärkung des Geistes im Kampfe gegen den Naturwillen, durch den fortwährenden Beistand der Gnade. Im Rückblick auf die Vorzeit ist sie die Enthebung von dem Joche des Mosaischen Gesetzes und des vorbildlichen Opferdienstes durch die Kraft des Evangeliums. Im Hinblick endlich auf die selige Zukunft bedeutet sie die Erlösung von dem Geschicke der Leiden, der Vergänglichkeit und des Todes durch die leibliche Auferstehung und die Verklärung der irdischen Natur, als das Ziel, in welchem das Erlösungswerk seine Vollendung feiert.

Von diesen Beziehungen sind es nun vorzugsweise die beiden ersteren, die wir im Auge behalten müssen, um jene plumpen Mißverständnisse zu meiden, vor welchen die Apostel so oft zu warnen sich genöthigt sahen. Wenn Paulus fast in jedem Sendschreiben die aus dem Judenthume erweckten Christengemeinden ermahnen mußte: daß die Rechtfertigung nur durch den Glauben an Christum, nicht durch die gesetzlichen Werke bewirkt werde, und daß sie also durch das Evangelium vom Joche des Gesetzes frei geworden, so verstand er darunter nur jene mannigfachen Satzungen, Ceremonien und Opfer der Mosaischen Gesetzgebung, die theils die Absonderung und Vereinzelung des Volkes, das zum Träger der fortschreitenden Offenbarung erkoren war, theils den bildlichen Hinweis auf die Erlösung bezweckten, und an sich selber nur vorläufig

und beziehungsweise Heil bringen konnten; er redete aber nicht von den sittlichen Vorschriften des Decalogs, dessen Inhalt und Geltung so unbedingt sind, wie jene des Gewissens. Wenn er ein anderes Mal lehrt: das Gesetz sei nicht für die Gerechten gegeben, sondern für die Ungerechten, oder: wo der Geist Gottes, da sei die Freiheit, so wollte er damit nur jene kindliche Bereitwilligkeit schildern, die nicht mit halbem Widerstreben, und nur von knechtischer Furcht bestimmt, sondern in dankbarer und freudiger Gegenliebe dem göttlichen Willen gemäß handelt, was sie auch dann nicht unterlassen würde, wenn die Nichterfüllung oder Uebertretung des Gesetzes mit keiner positiven Strafe bedroht wäre.

In diesem Sinne schrieb er auch an seinen Lieblingsjünger: „Das Ziel des Gesetzes ist die Liebe (Charitas) aus reinem Herzen, gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben." Denn ein verkehrter, der Sünde dienstbarer Wille, ein vorwurfsvolles, mit sich entzweites Bewußtsein und ein todter oder verfälschter Glaube bilden keinen Boden, aus welchem die himmlische Blüthe der Gottes- und Nächstenliebe zu sprossen vermöchte. Darum setzt der Apostel noch die Bemerkung hinzu: daß Einige, nachdem sie die Reinheit des Gewissens und Glaubens vernachlässigt und verloren, auf hohles Geschwätz sich geworfen haben, und Lehrer des Gesetzes vorstellen wollten, obgleich sie weder was sie reden, verstehen, noch was sie so dreist behaupten*); d. h. obwohl sie weder die Grundlagen noch die Folgerungen ihres leichtfertigen Geredes zu

---

*) 1. Timoth. 1, 5, 6.

würdigen wissen, und vom Wesen der geistigen Freiheit so wenig eine Kenntniß haben, als von den schlimmen Folgen, die aus dem Mißverstande hervorgehen.

Wer erblickt in dieser Schilderung nicht die modernen Wortführer des inhaltlosen Glaubens, der glaubenslosen Liebe und der geistlosen Freiheit, welche darauf ausgehen, die katholische Welt zu umstalten? Da ihr hohles Geschwätz sich selbst vereitelt, und überdieß nichts weniger als neu ist, so horchen wir lieber auf eine Rede von einem zwar ähnlichen Gehalte, doch schärferem Gepräge, die einst in wirrer und verhängnißvoller Zeit ein angesehener Mann sich ausgesonnen, seines Namens Nicolaus Bacon, der als Großsiegelbewahrer des brittischen Reiches eine hohe Stellung einnahm, obwohl er dadurch berühmter geworden, daß Franz Bacon von Verulam sein Sohn war. Als nämlich (im Jänner 1559) der Tag erschienen, an welchem die Krönung der Königin Elisabeth mit vordem unerhörter Pracht vor sich ging, wurden zum Erweise der Huld, die von der neuen Herrscherin ausgehen sollte, die Kerker geöffnet, und die Gefangenen frei gelassen. Als nun Diejenigen dieser Begnadigten, die den höheren Ständen angehörten, im Thronsaale sich einfanden, um der Königin ihren Dank darzubringen, trat Bacon feierlich vor ihr Angesicht, und legte ihr die Frage vor: ob sie auch ernstlich beschlossen habe, allen Eingekerkerten ohne Ausnahme die Freiheit zu schenken? Die Königin versicherte, es sei das ihr Wille; und nun erklärte Bacon, daß er vier Gefangene von hoher Bedeutung kenne, die noch im engen Gewahrsam gehalten würden. Und als Elisabeth in lebhafter Bewegung

ausrief: nenne mir sie, und ich lasse sie ohne Verzug in Freiheit setzen, da erwiederte Jener: So möge denn endlich geschehen, worauf längst das Volk mit Sehnsucht harret. Was jedoch die Namen der Gefangenen betrifft, so heißen sie Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Die herrschsüchtige Fürstin fand diesen Einfall sehr ergötzlich, und versprach, ihr gegebenes Wort zu halten; wiewohl kaum Jemand weniger dazu geeignet war als sie, die schon dadurch, daß sie als Oberhaupt der Kirche gelten wollte, die kirchliche Freiheit läugnete.

Was beabsichtigte jener Neuerungsfreund mit seinem so weit hergesuchten Witze? Es hat wohl auch der Apostel einmal bemerkt: daß zwar die Verkünder des Evangeliums in Fesseln gelegt worden, das Wort Gottes aber nicht gebunden sei *); und so mochte Bacon im Sinne haben, einen Wunsch auszudrücken, dessen bedenklicher Inhalt ihm schwerlich klar geworden: die Befreiung des Evangeliums von aller menschlichen Ueberwachung, insbesondere von der Autorität der lehrenden Kirche, als eine der Bedingungen für die im negativen Sinne so genannte evangelische Freiheit. Da wir weiterhin, aus Anlaß der Nachforschungen des Synedriums über die Heilung des Blindgebornen, diesen Gegenstand näher zu beleuchten haben, so mag hier fürs erste die Andeutung genügen, daß es einzig nur die katholische Kirchenlehre ist, die auf die Freiheit des erschaffenen Geistes den ganzen und vollen Werth legt, und daß dte lehrende Kirche demungeachtet jeden Einzelnen keineswegs ermächtigen könne, an ihrem

*) 2. Timoth. 2, 9.

Lehrwort in Schrift und Dogma, so wie an ihren Heilsmitteln nach eigenem Belieben zu deuten und zu ändern; weil sie widrigenfalls ihre von oben verliehene Autorität, so wie das ihr anvertraute Werk des Heils, und folglich sich selber aufgeben müßte. Sie kann daher auch, in dieser Abwehr und Verwahrung gegen die Eingriffe in ihre theokratische Ordnung, keinen Unterschied der Person gelten lassen. Wenn christliche Herrscher, gleich jenen des byzantinischen Reiches, gegen die Autorität der Kirche durch Eifersucht sich verstimmen ließen, so geschah dieß in der irrigen Ansicht, daß ihre eigene Macht, die zwar gleichfalls von oben, aber auf einem andern Boden erbaut ist, dadurch beeinträchtigt werde; und indem sie die Obmacht sowohl über den Staat, als die Kirche, (die Stellvertretung des irdischen und himmmlischen Lebensgrundes in der Menschenwelt) in ihrer Person vereinigen wollten, konnten sie nicht anders als in die Fußstapfen jener Physiokraten oder Naturgewalthaber treten, wie sie als Pharaonen, als Yncas, römische Cäsaren, dann als Khalifen und sogenannte Beherrscher der Gläubigen in der Geschichte nicht christlicher Völker auftreten.

Je feindseliger aber das Ansehen der Kirche bekämpft, je mehr ihre Wirksamkeit beschränkt und vereitelt wird, desto gewisser muß in den Völkern, welche ihrer Unterweisung und ihrer Heilsmittel entbehren, die rechte Geistesfreiheit und Innerlichkeit, die einzig in der Nachfolge Christi gewonnen wird, verkümmern, und in die vermeintliche aber schlechte Freiheit des Fleisches sich verkehren.

So ist es zu allen Zeiten geschehen, so oft es dem Naturverstande der Weisheit des Fleisches gelang, die

rauchende Fackel in's Heiligthum zu tragen, und die trübe Gluth als das echte Licht des Evangeliums anzupreisen. Wenn die gefährlichsten Wortführer der Neuzeit die Gottheit, als eine rein subjective, einzig nur im Geiste der Menschheit anerkennen, indem sie etwa auf den Ausspruch Christi sich berufen: „das Reich Gottes ist innen in euch selber;" wenn sie auf die Gemeinschaft der Güter dringen, und kein Recht des Eigenthums anerkennen, und wenn sie zu lehren sich erdreisten, die Naturtriebe seien dem Menschen einzig zum Zwecke der Lust gegeben, die Ehe sei ein widernatürlicher Zwang, und die Aufhebung desselben „das sicherste Mittel, um den Nachtheilen der Uebervölkerung vorzubeugen," so haben solche dämonische Doctrinen doch nicht einmal den Reiz der Neuheit, indem sie oft genug*) und bereits in den Zeiten der Apostel sich Bahn zu brechen gesucht.

Darum hat schon Paulus sich zu der Mahnung bestimmt gesehen: „Ihr seid zur Freiheit berufen, jedoch unter dem Vorbehalt, daß ihr davon keinen Anlaß nehmt für die zügellose Willkür des Fleisches." So mußte auch

*) Schon Stanislaus Rescius bezeugt von solchen Wortführern der sog. evang. Freiheit in seinem Zeitalter: Die Gemeinschaft der Heiligen erklären sie als eine Gemeinschaft der zeitlichen Güter, und rathen deßhalb, daß ein Jeglicher so viel raube und sich zueigne, als er vermag. Sie versichern, daß alle Christen schon als Auferstandene zu betrachten seien, sobald sie nämlich zur Wissenschaft gelangt, daß ihre Seele der unsterbliche Gottesgeist selbst ist, und folglich in das Wesen Gottes zurückkehrt. — Wer sieht hier nicht die praktische Anwendung der beliebten pseudomystischen Lehre, die den Geist des Menschen einen „Funken Gottes" nennt?

Petrus, um schwärmerischen Irrlehren zu begegnen, die Glieder der christlichen Gemeinden erinnern, überall der menschlichen Obrigkeit unterthan zu sein, und zwar als Solche, die allerdings frei geworden, nämlich vom Joche der Sünde, die jedoch diese wesentlich innerliche und geistige Freiheit nicht zum Deckmantel der Bosheit mißbrauchen, um damit den Ungehorsam und Aufruhr zu beschönigen, sondern sich darin so bewähren, wie es Dienern Gottes geziemt*). Denn der Unterschied, der zwischen der echten Freiheit und der zuchtlosen Willkür besteht, ist nicht geringer und nicht minder wesentlich, als jener zwischen dem Leben des Geistes und jenem der Natur. Diese letztere, die im Menschen ursprünglich dem Geiste untergeordnet, und im vollsten Sinne ihm leibeigen war, ist nur in Folge der Schuld dieser Hörigkeit größtentheils entbunden worden, und hat sonach ihre Freiheit wieder gewonnen, die aber keineswegs eine wahre, sondern nur eine schlechte und uneigentliche Freiheit zu nennen ist, weil sie blos in einem Rückfalle in die rastlose Unruhe der Gesammtnatur besteht, und den Geist, sobald er ihren Anforderungen nachgibt, in die Dienstbarkeit des animalischen Lebens verstrickt. Darum bemerkt auch mit Recht der heilige Chrysostomus: „Selig der Wille, der durch Gehorsam die Freiheit erringt, elend die Knechtschaft, die aus dem Mißbrauch der Freiheit entstanden." Es versteht sich jedoch von selbst, daß hier im Vordersatze die Freiheit in einem andern Sinne zu nehmen sei, als im Nachsatze;

*) Galat. 5, 3. 1. Petr. 2, 16.

indem sie in jenem die erworbene Willensstärke, in diesem blos die Freithätigkeit des Geistes bezeichnet.

So finden wir es auch in den Aussprüchen Christi bestätigt, die wir theilweise schon angeführt. „Sofern ihr in meiner Rede bleibt (mein Lehrwort gläubig annehmt und befolgt), werdet ihr (in zunehmender Einsicht) die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Wahrlich sage ich euch: ein Jeglicher, der Sünde begeht, ist ein Knecht der Sünde. Der Knecht aber (der Sclave) bleibt nicht ewig im Hause, nur der Sohn bleibt ewiglich. Wenn also der Sohn euch befreit hat, werdet ihr wahrhaft befreit sein *). Denn „wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit." Der Sclave ist als solcher kein berechtigtes Mitglied des Hauses; der Sohn aber, als künftiger Erbe, tritt in den Besitz ein, welchen sein Vater als Herr des Hauses ihm übergibt, so daß er früher schon an den Rechten des letztern Theil nimmt; er hat also gleich diesem die Macht, den Sclaven die Freiheit zu schenken **). Darin nun liegt die Beziehung, die Christus dem Gleichnisse gibt. Wen er, der sowohl nach seinem göttlichen als menschlichen Wesen der geliebte Sohn des ewigen Vaters ist, vom Sclaventhume der Sünde zur geistigen Freiheit, zur Kindschaft Gottes erhoben, der allein ist wahrhaft frei geworden, und bleibt von jetzt an im Vaterhause, sofern er nämlich die Gesetze oder die Ordnung des Hauses, und so zugleich sich selbst in diesem Hause bewahrt.

*) 2. Cor. 3, 17. Joh. 8, 34.

**) Maier Comment. II. 181.

Um jedoch das Gleichniß nach seinem vollen Umfange zu verstehen, wird es noch nothwendig sein, sowohl von dem Hause, als von der Hausordnung, d. h. von der darin waltenden Gesetzlichkeit, Kenntniß zu nehmen. Denn zwar führt auch das erschaffene Weltall diesen Namen, der nicht sowohl die Wohnung, als vielmehr das Eigenthum Gottes andeuten kann, daher auch der Seher ausruft: „wie groß ist das Haus Gottes, wie unermeßlich die Räume seines Besitzes!“*) Und wenn Christus vor seinem Hingange auf die zahlreichen Wohnungen hingewiesen, die im Hause seines Vaters sich finden, so hat er ohne Zweifel damit solche Regionen angedeutet, in welchen Licht und Frieden herrschen. Aber auch die besondere planetarische Welt, in welcher unser organisches Leben wurzelt, soll nicht blos ein Theilganzes im Weltenraume oder im physischen Himmel, sondern, als eine Wohnstätte persönlicher Wesen, auch in geistig sittlicher Beziehung einen Himmel darstellen, worin der Unsichtbare im Lebensverkehre mit seinen Geschöpfen sich offenbart, und die Herrschaft seiner Liebe über solche Wesen übt, die ihm mit Freiheit gehorchen.

So wird demnach das Vaterhaus, oder doch ein Vorhof desselben auch auf der Erde sich erbauen müssen, auf der des ewigen Vaters Sohn als Mensch unter Menschen gewandelt, und die der Geist Gottes, um in den Gläubigen zu wohnen, mit der Fülle seiner Gaben heimgesucht. In der That beschließt der Apostel die Belehrungen, die er seinem geliebten Jünger, dem Bischof

---

*) Bar. 3, 24.

Timotheus mittheilt, mit den Worten: „dieß alles schreibe ich dir, damit du wissest, wie du im Hause Gottes dich zu benehmen hast, welches die Kirche des lebendigen Gottes ist, die Säule und Grundfeste der Wahrheit.“ *) Das Haus Gottes auf Erden ist also die Eine, sichtbare, in ihren Heilsmitteln lebenbringende, in ihren Glaubenslehren unfehlbare Kirche.

Wir dürfen jedoch, weil hier das Oberflächliche nicht genügen kann, bei der Aeußerlichkeit dieses Bildes nicht stehen bleiben. Aehnlich wie der Leib des Menschen einem Wohnhause verglichen wird, obwohl er einen organisch belebten Bau, ein zur Innerlichkeit und Selbstheit gesteigertes Naturgebilde darstellt, ähnlich verhält es sich auch mit der Kirche, die der Apostelfürst als einen geistigen aus lebendigen Steinen aufgeführten Bau bezeichnet.**) Sie bildet nämlich, ihrem Wesen gemäß, einen Organismus, dessen Haupt und Herz Christus, dessen Gliederung im Gegensatze des Priester- und Laienstandes und der hierarchischen Ordnung des ersteren besteht, dessen Seele oder Lebensprinzip das Verdienst Christi und die dadurch bedingte Gnade des heil. Geistes ist.

Daß der Grund dieser organischen Gestaltung, auf welchem zugleich die Möglichkeit der Erlösung beruht, im Naturcharakter der Menschheit zu suchen sei, haben wir schon früher eingesehen. Wie der Urmensch, und zwar selber schon als ein Erlöseter, unter dem Segen der Verheißung der leibliche Stammvater des Menschengeschlechtes, so

---

*) 1. Timoth. 3, 14, 15.

**) 1. Petr. 2, 5.

wurde Christus als zweiter Adam der sittlich geistige. Das Lebensgebiet, in welchem jener nach seiner geschlechtlichen Fortdauer sich darstellt, ist die Entfaltung der Familie in Volksstämme und Nationen, deren gesellige Verhältnisse in der organischen Gliederung des Staates sich ordnen. Das andere Lebensgebiet, worin mit gleicher Nothwendigkeit (weil ohne den Erlöser das Geschlecht nicht denkbar ist) der zweite Adam, als Mittler und geistiges Lebensprinzip der Menschheit, seine fortwährende Wirksamkeit übt, ist die Kirche; aus welcher Bestimmung dann auch sowohl ihr Verhältniß zum Staate, als ihre äußerliche Sichtbarkeit und die Grundzüge ihrer organischen Gestaltung wie von selbst sich ergeben.

Wenn nämlich der Fortbestand des ersten Menschen, sowie seine Fortpflanzung in ein Geschlecht vom Verdienste des Erlösers bedingt war, und andererseits der Erlöser, als Sohn einer jungfräulichen und makellosen Tochter Adams, diesen selbst und sein Geschlecht zur Voraussetzung hat, so können Staat und Kirche, als zwei wesentlich verschiedene Lebenskreise, die aber beide den ganzen Menschen umfassen, weder eines dem andern untergeordnet werden, noch jemals (auf Erden) in einander aufgehen. Der Staat ist vorzugsweise mit der Ordnung und Förderung nationaler und gesellschaftlicher, also zunächst irdischer Verhältnisse betheiligt, die allerdings Recht und Sitte mit einschließen. Die Aufgabe der Kirche hingegen ist die Durchführung des Erlösungswerkes, die Erneuerung der Menschen zum unsterblichen Leben durch die Heilsmittel der Gnade. Deßhalb hat auch Christus selbst die beiden Ordnungen, und die von ihnen ausgehenden Pflichten geschieden, indem

er nicht bloß erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, sondern auch gebot, dem Staatsoberhaupt zu geben, was das Seine, und Gott was Gottes ist *). Wiederum jedoch darf, bei der tiefinnern Wurzelverbindung, wodurch beide in ihrem Lebensgrunde verflochten sind, diese Geschiedenheit um so weniger wie eine Trennung betrachtet werden, als sie vielmehr einen lebendigen (organischen) Gegensatz begründet, worin Kirche und Staat wechselseitig sowohl durch als für einander bestehen.

Indem nämlich die Kirche die Kinder des Geschlechtes, die sie in den Lebensbund Christi aufnimmt, sowie Jene, die sie für ihren priesterlichen Lehrstand ausscheidet, vom Staate empfängt, in dessen gesetzlichem Verbande auch alle ihre Glieder verflochten bleiben, so hat sie offenbar ihren äußerlichen Bestand oder ihre materielle Grundlage im Staate. Bedenken wir dann wiederum, daß die geordnete bürgerliche Gesellschaft aus der Familie, diese aus der Ehe sich entfaltet, deren Charakter ein wesentlich sacramentaler ist; und ferner, daß der Erlöser, der sein Werk durch die Kirche fortsetzt, das erhaltende (conservative) Prinzip des Menschengeschlechtes bildet, so wird es daraus anschaulich, wie nothwendig der Staat seiner Natur nach christlich sei, in dem Sinne nämlich, in welchem Tertullianus erklärt, ein jeglicher Mensch sei von Natur aus als ein Christ zu betrachten. Allerdings kann diese kühne Behauptung, als eine im weitesten Sinne zu nehmende, nur darauf sich gründen, daß jedes Kind des Geschlechtes

*) Dr. F. J. Buß über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat. 1. Thl. Freiburg 1841.

sowohl Adam als Christum zur Doppelbedingung seines Lebens voraussetzt, und daher auch im Gewissen das Zeugniß des Logos in sich trägt, woraus der Beruf eines Jeglichen zu Christo klar wird; und eben so verhält es sich auch mit dem Staate, der aus der rohen Gestaltung der Naturgewalt (Physiokratie und Despotie) erst durch die geistige Veredlung, die das Evangelium gebracht, zu seiner sittlichen Bedeutung gediehen.*)

Mit dieser eigenthümlichen Stellung und Aufgabe, die der Kirche zugewiesen, ist nothwendig zugleich auch ihre Sichtbarkeit begründet. Denn so gewiß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, sondern auf das Jenseitige und Göttliche, also Ueberweltliche hinweiset, so gewiß doch ist es in der Menschenwelt, und für sie, um ihre Wiederherstellung nach der Idee Gottes zu wirken. Da nun die Kirche dasjenige Lebensgebiet bildet, in welchem Christus mit der Fülle seines Verdienstes und in der Autorität seines Lehr- und Richteramtes vorherrscht, so muß sie eben so gewiß als der Staat, wenn schon in anderer Weise, in die Sichtbarkeit hervortreten, weil es auch hier wieder um ein Verhältniß zum Menschengeschlechte sich handelt, das als solches unter Naturgesetzen steht. Daher vergleicht auch Christus die Kirche einer hochgelegenen Stadt, die in solcher Höhe nicht verborgen

*) Wenn der Ausdruck: „christlicher Staat“ vielfach getadelt und verworfen wird, und zwar aus dem Grunde, weil „der Staat“ als solcher kein Individuum, keine Person sei, und darum auch weder Religion noch Gewissen haben könne, so ist es eben nur eine dürre und einseitige Begriffsweisheit, die in solchen Ansichten zu Tage tritt.

bleiben kann. In dieser ihrer Sichtbarkeit umfaßt sie freilich gar manche Glieder, die ihrem geistigen Leben nach der sogenannten unsichtbaren Kirche, der Gemeinschaft der wirklich geheiligten Menschen, wie sie nur Gott bekannt sind, noch nicht angehören. Soll jedoch überhaupt von einer unsichtbaren Kirche die Rede sein, so darf man nicht vergessen, daß eine solche einzig nur aus der sichtbaren sich hervorbilden könne, wie denn auch die Gemeinschaft der von hier geschiedenen Menschenseelen, die in den Frieden des Herrn eingegangen, nämlich die der triumphirenden und der leidenden Kirche uns für jetzt noch eine unsichtbare bleibt.

Alles Sichtbare und Lebendige muß aber ein Organisches sein, und so mußte auch die Kirche, als Durchführung des neuen Lebens der neuen Schöpfung im Menschengeschlechte, zu einem großen, wohlgegliederten Organismus sich herausbilden. Bereits haben wir erkannt, in welcher Weise das Sacrament der Menschheit, der neue Adam, mit seinem persönlichen Verdienste, mit seiner verklärten Leiblichkeit, und der von ihm erworbenen Gnade den Menschen aller Zeiten sich mittheilt, wie das der große Papst Leo in den gehaltvollen Worten ausdrückt: daß Alles, was an Christo sichtbar gewesen, in die Sacramente übergegangen sei. Die Anstalt seiner Stellvertretung, als des Hohenpriesters der Menschheit, welche im Priesterthume diesen Uebergang verwirklicht, konnte darum auch nicht anders als nach ähnlichen Gesetzen (hierarchisch) sich ordnen, nach welchen auch im Staate die Gegensätze zur Einheit vermittelt werden. Die Kirche hat nämlich für's erste den Character der

Allgemeinheit, weil sie alle Völker zu umfassen bestimmt ist, und weil ihr Gebiet im weitesten Sinne überall da beginnt, wo dem objectiven Gewissen, als der Offenbarung des Logos noch Gehör gegeben wird. Diese Allgemeinheit gliedert sich wieder, wie in der Natur die Klassen in Familien, und diese in Geschlechter, nach dem Gesetze der Besonderheit; indem die einzelnen Völker nach Maßgabe ihrer Wohnsitze, ihrer Sprache, Gesittung und Verfassung, auch ihrer eigenen mit apostolischer Weihe begabten Oberhirten bedürfen. Wie die Besonderheit sich dann in das Vereinzelte (Individuelle) vertheilt, so trennen sich die Völker in einzelne Familiengruppen mit ihrem engern Gemeinwesen, die für ihr kirchliches Leben wieder an ihre unmittelbaren Hirten und Priester angewiesen sind, mit welchen sie um den gemeinsamen Oberhirten sich versammeln. Darum ist im umfänglichen Gebiete der Kirche das unmittelbare Hirtenamt, als Presbyterat, unter das apostolische der Oberhirten (den Episcopat) gestellt, in welches die ursprüngliche Stellvertretung Christi oder das Apostolat sich aufgeschlossen und auseinander gebreitet hat, und das seinerseits wieder, wie ursprünglich die Apostel in Petrus, durch ein Centralorgan in lebendiger Einheit aufrecht gehalten wird, indem es dem Primat und seinem jeweiligen Träger, als dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, untergeordnet bleibt.

Sobald man daher die eben angedeuteten Gesetze des organischen Lebens, wie sie in der Menschenwelt vorwalten, zu Rathe zieht und an das Licht der Aussprüche Christi hält, in denen sie ihre volle Bestätigung gewinnen,

kann das Verhältniß, das in der Kirche zwischen ihrem Centralorgan und ihren peripherischen Vertretern stattfindet, nimmer ein zweideutiges bleiben. Sämmtlichen Aposteln, und durch sie auch ihren Nachfolgern hat der Herr sowohl seine priesterliche Opferhandlung, als auch die richterliche Macht zu lösen und zu binden anvertraut; und mittelst der sacramentalen Weihe pflanzt sich diese Ermächtigung auf die Nachfolger fort. Denjenigen hingegen aus ihrer Mitte, den er ihnen zum Haupte gesetzt, hat er insbesondere mit der Schlüsselgewalt uud mit dem Auftrage ausgezeichnet, die Mitbrüder im Glauben zu befestigen, und seine gesammte Heerde zu weiden; wodurch er sowohl für das Lehrwort, als für die kirchliche Gerichtsbarkeit zur lebendigen Mitte, zum Fels der Sicherheit gesetzt wurde.

Das Leben eines organischen Ganzen kann aber nur im innigsten wechselseitigen Verkehr des centralen mit den peripherischen Organen gedeihen *); weßhalb auch in allen solchen Fällen, wo in den Angelegenheiten des Glaubens Neuerungen oder Spaltungen sich zeigen, die Gläubigen sammt dem Episcopat auf die Uebereinstimmung mit dem Oberhaupte angewiesen sind. Da nämlich die Sicherheit oder äußere Bürgschaft des Glaubens auf der Wirksamkeit des heiligen Geistes beruht, den Christus für die erlösete Menschheit erworben, und der als besondere

*) „Wie in dem gottgesetzten Umkreis die organische Verbindung mit der gottgesetzten Mitte geschehe, das ist das Geheimniß der Hierarchie, und das Problem zur Lösung den Jahrhunderten aufgegeben." J. v. Görres. Histor. polit. Blätter 1845. XVI. 5. Heft. S. 329.

göttliche Vorsehung der Kirche gegeben ist, um sie in alle Wahrheit zu leiten, so ist wohl voraus zu setzen, daß diese Providenz vorzüglich die Person desjenigen vor dem Irrthume beschirmen werde, in welchem, als dem Träger des Primats, das Gesammtleben der Kirche zur Einheit sich zusammen schließt. Und in diesem Grunde allein wird die Unfehlbarkeit des kirchlichen Oberhauptes (in Angelegenheiten des Glaubens) zu suchen sein, die in den Verheißungen Christi an Petrus ausdrücklich genug bezeugt ist.

Sowie aber die sichtbare Kirche, und zwar mit innerer Nothwendigkeit, als die Eine, allgemeine apostolische erkannt wird, so geht auch schon daraus die Lösung der Frage hervor: ob ihr lebendiger Bau von oben nach unten, oder, wie es bei Gebäuden von Stein und Holz geschieht, von unten nach oben sich vollende? Jener weit verbreitete Mißverstand, der, mit Hintansetzung der organischen Lebensgesetze, in der Menschenwelt lauter völlig gleich berechtigte, auf sich selbst gestellte Einzelwesen sieht, die erst durch das göttliche Pneuma zu Geistern geadelt werden, achtet nur auf das Ueberwiegen der Zahl, und setzt die Majestät der lenkenden Staatsgewalt in die vielköpfige, rathlose Masse, um so unmittelbar aus der Vielheit die Einheit zu gestalten, während doch jene nur aus der Einheit sich entfalten kann. Dieser verkehrten Ansicht schließt ganz folgerecht die andere sich an, welche den heiligen Geist den Geist der Gemeinde nennt, und sonach dieser letzteren die kirchliche Macht zueignet, die Diener der Religion zu wählen und einzusetzen, oder, was dasselbe ist, das Werk ihrer Heiligung von unten

nach oben zu erbauen. Durch dieses Unternehmen jedoch, das durch sein Streben nach Selbstverherrlichung, und wohl auch durch die Sprachenverwirrung getheilter Ansichten und Meinungen an den Thurmbau der Noachiden erinnert, wird mit der Stellvertretung Christi in der Menschenwelt, wie er selbst sie angeordnet, zugleich auch die Kirche geläugnet, die als göttliche Anstalt nur von oben nach unten sich gestalten kann.

Zwar führt man, seltsam genug, gerade jenen Apostel, welchen Christus zum Felsengrund dieses Bauwerks gesetzt, als Zeugen auf, daß ein solcher Bau von oben nicht bestehe. Nachdem nämlich der heilige Petrus die Gemeinden ermahnt hat, auf Christum, als das auserwählte lebendige Fundament, zu einem geistigen Hause, zu einem heiligen Priesterthume, zur Darbringung geistiger Opfer sich aufzubauen, setzt er wiederholend hinzu: „ihr seid das heilige Volk, das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum.“ *) Wenn nun auch dieser letztere Ausdruck **) so viel sagen will, als:

*) 1. Petr. 2, 5, 9.

**) Der Apostel deutet hier eigentlich auf die Stelle im Exodus 19, 6., wo Moses das Volk des A. T. „ein priesterliches Königthum“ nennt, sowohl nach seiner theokratischen Verfassung, als nach seiner welthistorischen Bestimmung. Die Kirche des N. T. ist ein Reich oder Königthum, in welchem Christus als höchste Autorität der Menschheit regiert; sie ist ein Priesterthum, worin und durch welches Christus sein erlösendes Opfer nachbildlich darbringt. Redet aber Moses von einem priesterlichen Königthum, weil in der Synagoge die gebietende Herrschaft Gottes (im Gesetze) das priesterliche Moment der Versöhnung und Gnade

ihr seid königliche Priester und priesterliche Könige, so wird doch Jeder leicht errathen können, ob dieses buchstäblich oder im geistigen Sinne zu nehmen sei. Ein jeder Gläubige, der seinem Glauben treu, und somit ein lebendiges Glied der sichtbaren Kirche ist, hat eine priesterliche Stellung, indem er nicht allein mittelbar, durch die eigentlichen Vertreter des Priesterthums, und mit denselben das Opfer des neuen Bundes darbringt, und in der Eucharistie daran wesentlich Theil nimmt, sondern auch unmittelbar, in der Lebensgemeinschaft Christi, und in seinem Namen, die geistigen Opfer des Dankes, der Anbetung, der Nächstenliebe, der Buße, und über alles sich selber dem Allerhöchsten weihet; wie daran auch der Apostel Paulus mahnt*). Eben so verhält es sich mit dem Attribute königlicher Würdigkeit, die dem Gläubigen nur insofern beigelegt wird, als er zum Reiche der himmlischen Seligkeit und zur vollen Herrschaft über die Natur berufen ist. Und so hat auch Ambrosius gelehrt: „Jeder Gläubige wird (in der Taufe und Firmung) zum Priester- und Königthum gesalbet, doch beides lediglich im geistigen Sinne."

Die einzelnen Glieder der Kirche sind also ganz in derselben Weise Priester, wie sie Könige sind, und so hinwiederum. Wären sie Alle, im eigentlichsten Sinne, mit dem Priesterthume begabt, so daß sie keiner stellvertretenden Vermittlung mit Christo bedürfen, so würden

---

überwog, so nennt umgekehrt Petrus die Kirche ein königliches Priesterthum, weil hier das letztere vorwaltet.

*) Röm. 12, 1.

sie gleichermaßen sammt und sonders auch Könige sein, und daher nicht bloß für sich, sondern auch für die Gesammtheit zu Gesetzgebern berufen, was dann wieder auf den Ausbau des Staates von unten nach oben, und auf die Oberherrlichkeit (Souveränetät) des Volkes hinaus ginge. Allein gleichwie die Diener des Staates nicht vom Volke, sondern vom Könige gewählt und ermächtigt werden, so hat der Herr, der von sich bezeugte: „ich bin von oben, ihr seid von unten," seine Jünger mit den Worten bevollmächtigt: „wie mein Vater Mich gesendet, so sende ich euch." Und indem er mit Vorbedacht sich erinnerte: „nicht Ihr habt mich, sondern Ich habe euch erwählt und befähigt, damit ihr hingehet und Frucht bringet, und euere Frucht (für alle folgenden Geschlechter) bleibe*), hat er offenbar die Wahl und Ausscheidung der zur lehrenden Kirche Gehörigen nicht der Gemeinde anvertraut, sondern von oben herab geordnet.

Folgt nun daraus von selbst, daß er dieser lehrenden Kirche die erforderliche Macht oder Autorität verliehen habe, die Gläubigen in den Angelegenheiten des Heiles zu lenken, so läßt sich das noch insbesondere an seinem Ausspruche beurtheilen: „Wer die Kirche nicht hört (ihren Beschlüssen und Anordnungen in Sachen des Glaubens und Heiles nicht gehorcht), der gelte euch wie ein Heide oder ein verstockter Sünder." Was soll nun hier unter der Kirche gemeint sein? Etwa die Menge der Gläubigen, die irgend eine einzelne Gemeinde bilden, oder über die ganze Erde verbreitet sind? Wie der Staat verstanden

---

*) Joh. 15, 16.

wird, so auch die Kirche; insofern nämlich beide nur durch organische Gliederung bestehen. Es kann uns nicht verwehrt sein, jenen Ausspruch auch auf den Staat anzuwenden, indem wir sagen: wer dem Staate nicht gehorcht, die Autorität desselben verachtet, ist noch weniger als ein Heide, weil er jeder bürgerlichen Stellung sich unwürdig zeigt. Nun bedeutet hier der Staat gewiß nicht die ganze Menge der Landleute und Bürger schlechthin, mit Inbegriff des Pöbels, sondern es ist offenbar vom lehrenden und lenkenden Staate die Rede, der in seinen rechtmäßigen Machthabern und Behörden dargestellt wird. Eben so verhält es sich mit der Kirche, deren Beschlüssen gehorcht werden soll; es sind damit die rechtmäßigen kirchlichen Oberhirten und Vorgesetzten gemeint, welche, wie der Apostel lehrt, vom heiligen Geiste als Bischöfe gesetzt wurden, um die Kirche Gottes zu regieren.*) Diese Ermächtigung und Bestimmung, die Gläubigen zu überwachen und zu lenken, muß daher sowohl eine ausübende als gesetzgebende Macht in sich begreifen, die auf die Wahl und Weihe der Glieder des Klerus, auf die Ausspendung der Heilsmysterien, die Formen des Gottesdienstes, die Beobachtung festlicher Tage, und alles Andere sich bezieht, was je zur Aufrechthaltung der kirchlichen Zucht und Ordnung erfordert wird.

Nun sind es eben die Gebote uud Vorschriften dieser Art, gegen deren vermeintliche Willkür sich der Tadel erhebt. Man beruft sich dabei, um sich den Anschein frommen Eifers zu geben, auf den Vorwurf des Herrn

*) Apostelg. 20, 28.

an die Schriftgelehrten. Denn als diese ihn fragten: „warum übertreten deine Jünger die Ueberlieferung der Alten; indem sie es unterlassen, vor dem Essen ihre Hände zu waschen?“ erwiederte er mit der Gegenfrage: „Warum übertretet ihr das Gebot Gottes um der Gebräuche willen, die ihr nach dem Herkommen beobachtet?“ Und nachdem er darüber sich näher erklärt, setzte er die Rüge hinzu: Mit Recht hat Isaias von euch geweissaget: dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz ist jedoch fern von mir; ihr Gottesdienst ist eitel, denn sie lehren nur die Erfindungen und Gebote der Menschen.“ *)

Was soll nun aber diese Stelle beweisen? Wäre daraus etwa der Schluß zu ziehen, daß die Gebote und Vorschriften, die von Menschen gegeben werden, überhaupt nichts taugen? Sofern Christus die Menschengebote als solche verwarf, hätte er auch den Gehorsam gegen die Obrigkeit und somit jede irdische Ordnung aufheben müssen, die er doch im Gegentheil aufs Sorgfältigste beachtete. Oder soll etwa daran gezeigt werden, daß die Gebote der Kirche mit den Satzungen der Pharisäer in gleichem Range stehen? Wenn der Herr diese letzteren als verwerflich erklärte, so geschah es nur deßhalb, weil sie entweder den göttlichen Gesetzen vorgezogen wurden, oder ihnen gänzlich widerstrebten. Und dieß hat er den Schriftgelehrten, bei dem oben erwähnten Anlasse, in einem vereinzelten Beispiele gezeigt. „Es ist Gottes Wort: du sollst Vater und Mutter ehren; ihr aber lehret: so Jemand zu seinem Vater oder Mutter sagt: Korban, (d. h. jedes

*) Matth. 15, 1—11.

Opfer, das ich bringe, wird dir von Nutzen sein), der habe weiter für sie nicht zu sorgen." Denn jene Heuchler wußten die Unwissenden zu überreden, daß sie ihre Gaben reichlich an den Tempel spendeten, sich darauf verlassend, die göttliche Vorsehung werde zum Lohne solcher Frömmigkeit sowohl für sie als ihre Eltern sorgen; und so bedeutete das Wort Korban (Opfer), wenn die Söhne vor ihren dürftigen Eltern es aussprachen so viel als das magere: Gott helfe euch; wir unserntheils können oder wollen nicht.

Es waren also theils die Mißbräuche frevelhafter Habsucht, theils ganz äußerliche geistlose Gebräuche und Formen, welche vor der belebenden Kraft des Evangeliums in ihre Nichtigkeit zurück sanken. Wie steht es hingegen um die Gebote und Vorschriften der Kirche? In sehr beschränkter Zahl, und ihrer Bürde nach leicht, sind sie einzig darauf gerichtet, die Befolgung der ewigen Gebote Gottes, und die Wege des Heiles zu fördern. Die Kirchenzucht ist die äußerliche praktische Norm, deren Bestimmung darin aufgeht, die Gläubigen in der Reinheit und Lebendigkeit ihres Glaubens zu bewahren, und so mit größerer Sicherheit zur Beseligung zu leiten; daher Diejenigen zum mindesten einen Mangel an Umsicht verrathen, welche behaupten, daß die Kirchenzucht auf den Glauben nur geringen Einfluß übe*). Wie Viele würden in der Sünde untergehen, und ihren Lebensverkehr mit dem Erlöser gänzlich vernachlässigen, wenn sie das Kirchengebot nicht ermahnte, wenigstens Einmal im Jahre, und zwar in der österlichen Zeit, den Sacramenten der sittlichen Erneuerung und der

---

*) Perrone prael. tom. 8. pag. 270.

leiblichen Lebensgemeinschaft mit Christo sich zu nähern? Wie Wenige möchten das Opferleiden und das Vorbild ihres Heilandes, so wie die Pflicht der sittlichen Selbstbeherrschung beherzigen, würden sie nicht durch die vorgeschriebene Zeit der Faste nachdrücklich daran erinnert? So würden auch die Zerstreuungen und Sorgen des gemeinen Weltlebens die meisten Menschen dem Geiste nach an die Erde fesseln, ihren Aufblick zu Gott verhindern, ihr christliches Bewußtsein verdunkeln, wenn nicht die Feier der Sonn- und Festtage sie zur dankbaren Beherzigung der göttlichen Heilswerke, zum gemeinsamen Gottesdienste, zur herrlichen Opferfeier des neuen Bundes beriefe.

So sind wir wiederum an die Stelle zurückgekommen, von der wir anfänglich ausgegangen, jedoch so, daß wir vom Sabbath des alten Gesetzes und der Synagoge zu jenem der Kirche, zur Feier des Sonntags uns gewendet. Wenn es nun vorgeschrieben wird, an diesem Gottgeheiligten Tage, soviel es mit den Aufgaben der Nächstenliebe und anderen dringenden Pflichten vereinbar, die gewöhnliche Geschäftigkeit, die Arbeit des Erwerbes ruhen zu lassen, und insbesondere das zu meiden, was man als knechtisches Werk bezeichnet: wie ist der Geist dieses Gebotes zu verstehen? „Ein Jeglicher, der Sünde begeht, ist ein Knecht der Sünde.“ Jedes Werk der Unsitte, der Bosheit, das die geistige Würde des Menschen beeinträchtiget, ist demnach vorzugsweise ein knechtisches Werk. Indem also die Schriftgelehrten Christum als einen Gottlosen lästerten, weil er den Sabbath nicht bewahrte, sahen sie (wie Bonaventura bemerkt) nicht ein, daß diese Anklage

auf sie selber zurückfiel, denn sie waren es, die mit ihrem lieblosen nnd lügenhaften Beginnen den Sabbath entehrten. Christus hingegen hat nicht bloß durch seine himmlische Ruhe, Gerechtigkeit und Reinheit den Sabbath geheiligt, sondern er selber ist es, der den innern und äußern Frieden, den Einklang der Welt mit Gott wieder herstellt, und der am Schlusse der Menschengeschichte die gesammte Erdennatur in die Sabbathruhe der Vollendung und Verklärung erheben wird. Er allein ist es, der uns hienieden die Stärkung in allen Mühen, die Seelenruhe des innern Friedens verbürgt, sofern wir das Joch seiner Gebote tragen wollen, die, wie sein Jünger versichert, nicht schwer sind. So heißt es auch im Psalme: „Um deiner Gebote willen, o Herr, wandle ich die harten Wege *), und Augustinus setzt die Bemerkung bei: hart sind diese Wege für die knechtische Furcht, leicht und geebnet für die kindliche Liebe.

*) Ps. 16, 5.

VI.

Unglaube und Kleinglaube.

„Ist dieser hier euer Sohn, von dem ihr aussagt, daß er blind geboren? und wie ist's geschehen, daß er jetzt steht?" (Joh. 9, 19.)

So vielfach die Menschen nach ihrem Stande, Berufe und Gewerbe von einander sich unterscheiden, werden sie doch der Mehrzahl nach von der Schrift als Krämer bezeichnet, die sich einer falschen Wage bedienen. „Eitel und lügenhaft sind die Kinder der Menschen, und ihre Wagschalen trügerisch" *); denn, wie Basilius diese Worte erklärt, sie machen von ihrer Urtheilskraft gar keinen redlichen Gebrauch; sie ziehen das Eitle und Haltlose dem Wahren und Rechten vor, und erwählen sich das Böse statt des Guten. Der Grund davon ist nicht in der Beschränktheit der Einsicht zu suchen, welche die Prüfung und Wahl zu leiten hat, sondern in der verkehrten Richtung des Willens, die hier den Ausschlag gibt, indem der Wille nicht der Erkenntniß gehorcht, sondern diese dem Willen sich fügt, so daß auch der Glauben und

*) Ps. 61, 10.

Unglauben, als Thätigkeiten (Akte) des Geistes um dieselbe Angel sich bewegen.

Zu solch' einer Krämerlist und falschen Wage haben auch jene Beisitzer des Synedriums sich erniedrigt, die mit böswilligem Absehen von der Hauptsache nur das Gewicht des Sabbathgebotes in die Wagschale warfen, und sofort das Urtheil fällten: dieser Mensch kann nicht von Gott sein, da er den Sabbath nicht in Ehren hält. Doch theilten nicht Alle ohne Ausnahme diese Gesinnung. Die Edleren in ihrem Kreise, die nicht von Eifersucht und Haß sich blenden ließen, erkannten nicht allein das Wunderbare in dieser wie in den früheren Thaten des Herrn; sie hatten auch den Muth, gegen jenes Urtheil sich zu erklären, indem sie fragten: wie es wohl möglich sei, daß ein sündhafter Mensch solche Wunder wirke? Bei solcher Getheiltheit der Ansichten fanden die Synedristen für gut, den Geheilten selbst über seine Meinung zu verhören. Was haltest du davon? fragten sie ihn; was ist deine Ansicht von dem Menschen, der die Augen dir eröffnet hat? Diese Frage war von der Art, daß ihre Beantwortung für jede der beiden Parteien eine Bedeutung gewinnen konnte. Die feindlich Gesinnten hofften damit den Jüngling einzuschüchtern, und ihn zu einer zweideutigen oder ungünstigen Aeußerung zu bestimmen, auf welche sie dann als ein sehr willkommenes Zeugniß sich berufen durften; die Anderen wieder, die dem Herrn geneigt waren, erwarteten von dem Dankgefühle des Geheilten eine Antwort, die ihr Urtheil bekräftigte*), und

*) Maier Comment. II. S. 208.

dieser gerechten Erwartung entsprach er auch, indem er freimüthig erwiederte: ich sage, daß ich ihn für einen Propheten, d. h. für einen Gottgesandten halte.

Als sie diese Rede vernahmen, konnten die Feindseligen schon voraus sehen, daß es ihnen nicht gelingen werde, den jungen Mann, der trotz seiner Armuth so kühn und unbefangen ihnen gegenüber stand, und mit seinen neuen Augen so hell sie anschaute, durch ihre herrische Strenge zum Schweigen zu bringen, damit er die empfangene Wohlthat und den wunderbaren Hergang derselben nicht aller Welt verkündete. Was sollten sie nun beginnen, um den Glauben an das geschehene Wunder zu entkräften? Sie ersannen einen Ausweg, der eben nicht viel Scharfsinn erfordert. Konnte nicht die ganze Begebenheit eine künstlich angelegte, und die Blindheit des Jünglings nur eine vorgebliche gewesen sein? Um diese Spur zu verfolgen, und die näheren Umstände zu ermitteln, entfernten sie fürs erste den Jüngling aus der Halle, in der sie versammelt waren, und ließen seine Eltern herbeiholen, um dieselben mit gebieterisch rauhen und verfänglichen Worten zum Bekenntniß aufzufordern. Die Anrede, in welcher dieß geschah, enthielt die dreifache Frage: Ist dieser Mensch, den wir eben zur Untersuchung gezogen, euer Sohn? Ist es derselbe, von dem ihr behauptet, er sei blind zur Welt geboren? Und wenn sich dieß so verhält, wie kommt es, daß er jetzt sehend ist; auf welche Weise hat er die Sehkraft wieder erlangt? War schon die zweite dieser Fragen eine böswillige, indem darin die Voraussetzung lag, daß diese dürftigen Leute, im Einverständnisse mit dem vermeintlichen Wunderthäter, ihren Sohn

fälschlich für einen Blindgebornen ausgegeben; so sollte vorzüglich die dritte dazu dienen, zwischen ihren Aussagen und jenen ihres Sohnes wesentliche Verschiedenhiiten und Widersprüche aufzudecken, welche zur Verdächtigung oder Läugnung der Thatsache benützt werden konnten.

Was den Fragenden dabei hauptsächlich zu Statten kam, war die Furcht des Volkes vor den Blitzstrahlen der richterlichen Gewalt, die sie in religiösen Angelegenheiten immer noch besaßen. Denn bereits hatten sie, wenn auch nicht einstimmig, doch im Uebergewichte der Mehrzahl den Beschluß gefaßt, daß ein Jeglicher, der Jesum als den großen Propheten und Messias bekennen würde, durch den feierlichen Bann für immer aus der Synagoge und der gottesdienstlichen Gemeinschaft auszustoßen sei; und dieser Beschluß war überall unter dem Volke kund geworden*). Auch die Eltern des Blindgebornen wußten davon, und deßhalb gingen sie behutsam zu Werke, indem sie die beiden ersten Fragepunkte bejahten, den dritten aber nur ausweichend beantworteten. „Wir wissen, daß dieser unser Sohn ist, und daß er blind geboren worden; wie es aber damit hergegangen, daß er jetzt sieht, wissen wir nicht, und wer seine Augen eröffnet habe, wissen wir eben so wenig. Fraget ihn selbst, er hat das Alter (der Mündigkeit); er selber mag von dem, was ihn betroffen, Auskunft geben.“ — Bei dieser nichts weniger als erbaulichen Verhandlung zwischen arglistigen Richtern und eingeschüchterten Zeugen wollen wir nun in der Absicht verweilen, um an der Frage der gegen Jesum erbitterten

*) Joh. 9, 22, vgl. 7, 49.

Synedristen den Uebermuth der verneinenden Kritiker, und wiederum an der Antwort jener Zeugen die Furchtsamkeit der Glaubensarmen und Glaubensschwachen kennen zu lernen. —

* * *

Zur Zeit, da die Portugiesen noch die Herrschaft im ostindischen Meere behaupteten (im Jahre 1518), hatte der Schiffskapitän, Antonio Correa von dem Befehlshaber zu Goa den Auftrag, mit dem Fürsten eines indo-sinesischen Volkes, dem Könige von Pegu, einen Vertrag abzuschließen. Die Bevollmächtigten dieses Herrschers brachten ihre religiösen Bücher mit, um den Eid darauf abzulegen, und Correa wollte seinerseits das Brevier des Schiffsgeistlichen dazu benützen. Weil dasselbe jedoch im Vergleich mit den glänzend geschmückten Büchern der Heiden allzu dürftig und kümmerlich aussah, ließ er einen großen prachtvoll vergoldeten Folioband aus seiner Cajüte holen, der aber (als ein sogenannter Cancioneiro) nichts anderes als eine Sammlung weltlicher Lieder und Romanzen enthielt. Der Geistliche, der zur religiösen Feierlichkeit diese Wahl nicht billigen konnte, blätterte so lange in dem Buche, bis er ein Gedicht fand, das die Aufschrift führte: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel;" und auf diese, bekanntlich einem Buche der heiligen Schrift entnommenen Worte legte Correa seinen Eid ab.*)

*) Bellermann über die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin 1830.

Von solcher Ehrfurcht gegen jeden Buchstaben der heiligen Schrift hat die Neuzeit, wenigstens in ihren lautesten Stimmen, entschieden sich losgesagt; und dieser Widerspruch ist dergestalt zur herrschenden, wiewohl gedankenlosen Sitte oder Unsitte geworden, daß alle jene Kinder des Echo und der Mode, die für Gebildete und Freisinnige gehalten sein wollen, eher noch auf die Ilias, das Nibelungenlied oder den Titurel einen Eid ablegen, als auf das geschriebene Wort der Offenbarung; während die Meister der Negation es ihrerseits schon dahin gebracht haben, jene Unterschrift: „Eitelkeit der Eitelkeiten" auf die sämmtlichen Bücher der heiligen Urkunden zu setzen, und die Geschichte des neuen wie des alten Bundes für eine Reihe von Dichtungen und Mythen zu erklären, denen unter den Denkmalen des Geistes der Vorzeit immerhin ein bedeutender Rang gebühre.

Wenn nun diese Verflüchtigung und Läugnung, von welcher die lehrende katholische Kirche frei geblieben, gerade dort sich vollendet hat, wo vordem und ursprünglich auf den Buchstaben der Schrift der höchste, ja fast ausschließende Werth gelegt wurde, so ist doch alles nur so gekommen, wie es kommen mußte, sobald man die Autorität der lehrenden Kirche in ihrer Quelle verkannte und verwarf, und nun, wiewohl nicht ohne eine besondere Voraussetzung, statt ihrer die Schrift erwählte. Man erhob nämlich einerseits diese letztere zur einzigen Erkenntnißquelle, in welcher der Gläubige den Weg zu Gott, wie Christus als Menschgewordenes Gotteswort ihn geoffenbart, durch eigene freie Forschung zu finden und zu lernen hatte; doch aber so, daß diese freie Forschung

andererseits unter dem Einflusse des heiligen Geistes stand, der dem Einzelnen im Sacramente der Taufe zu Theil geworden, und der demnach als die eigentliche und höchste Autorität in und über jener der Schrift anerkannt wurde. Man setzte also als unzweifelhaft voraus, daß in solcher Weise keine andere Ueberzeugnng gewonnen werden könne, als diejenige, die bereits als die Grundlage der neuen religiösen Gemeinschaft erachtet wurde; und dieß erschien um so richtiger, weil man einen andern Erfolg der freien Schriftforschung nicht annehmen konnte, ohne zugleich den Einfluß des heiligen Geistes auf den einzelnen Schriftforscher als einen kraftlosen zu erklären.

Wie übereilt jedoch dieser Vorschlag war, der die neue Grundlegung der religiösen Gemeinschaft verhieß, und wie zweckwidrig die darauf gebaute Vermittlung ausfallen mußte, ist leicht genug einzusehen. Denn vor Allem wäre es bei diesem Vorgange nöthig gewesen, das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Wirksamkeit des göttlichen Geistes zu jener des menschlichen Geistes stehe, wenn es diesem zur Aufgabe gemacht wurde, den Weg zur wahrhaften Gemeinschaft mit Gott, den Christus als Welterlöser angebahnt, in der heiligen Schrift aufzufinden. Dann aber handelte es sich noch darum: ob jene Verhältnißbestimmung eine richtige, d. h. eine solche war, die nicht allein mit dem Buchstaben der heiligen Schrift, sondern auch mit der ganzen Thatsache der Offenbarung und Erlösung, ihrer ursprünglichen Bedeutung nach, übereinstimmte, da ja die Reformatoren keineswegs als Stifter einer völlig neuen Kirche gelten, sondern für

bloße Wiederhersteller der alten, in Irrthum verkommenen Kirche gehalten sein wollten.

Nun ist es aber aus der Tagesgeschichte nur allzu offenkundig, wie in der evangelischen, auf der reinen Schriftlehre erbauten Gemeinde die eine Partei, die sich die rechtgläubige (orthodoxe) nennt, der andern als einer rationalistischen den Vorwurf macht: „daß sie dem heiligen Geiste den menschlichen Geist, oder die sogenannte individuelle Vernunft substituirt habe" *). Hingegen giebt die Partei der Denkgläubigen und Vernunftfreunde den Vorwurf in umgekehrter Weise zurück, indem sie jene Symbolgläubigen anklagt, daß sie dem Menschengeiste alle Freithätigkeit im Erkennen und Bekennen der geoffenbarten Wahrheit abgesprochen, und dieselbe ausschließlich dem göttlichen Geiste zugeschrieben hätten. Dabei wissen die rationalistisch Gesinnten diesen Vorwurf sogar aus der Geschichte zu rechtfertigen, indem sie nachweisen: daß die Wurzel der sogenannten orthodoxen Ansicht „in einer unecht mystischen Lehre des Mittelalters liege, die das Geistleben im Menschen als eine Ausstrahlung des göttlichen Wesens, oder des Geistes Gottes betrachtet habe." Anstatt aber, daß sich, wie man aus dieser Entgegenstellung schließen möchte, nur die Eine der beiden Parteien auf die Vernunft, die andere hingegen einzig auf die heilige Schrift beriefe, finden vielmehr Beide sowohl in der Vernunft als in der Schrift für ihren Hauptsatz die Bestätigung. Und wenn sogar die auf die Schrift gestützte

*) Monatschrift für die evangel. Kirche in der Rheinprovinz. Bonn 1845, Octoberheft.

Orthodoxie von einer lebendigen Tradition redet, auf welche sie sich beruft*), so findet doch selbst der Rationalismus dagegen nichts einzuwenden, weil er gern das Zugeständniß macht: daß auch der Irrthum, durch die Zeiten herab, lebenskräftig sich entwickeln könne.

Bei dieser Lage der Dinge haben nicht Wenige, die das schwierige Geschäft der Vermittlung auf sich nehmen wollten, eine zeitgemäße Verbesserung des alten Glaubensbekenntnisses in Vorschlag gebracht, die zur Beilegung des Streites geeignet wäre. Ihnen gegenüber behaupten wieder Andere: arstatt des alten müsse ein ganz neues Glaubensbekenntniß eingeführt werden, das sich mehr mit dem Gewissen als mit dem Wissen des Christen zu befassen habe. Auf diesem Wege nun hat der alte einfache Zwiespalt sich verdoppelt, und ist ein unauflöslicher geworden; was er auch bleiben wird, so lange es keiner dieser Parteien in den Sinn kommt, ihr Verständniß über das positive Christenthum, als echt christliche Tradition, unter eine untrügliche Macht zu stellen, deren lenkendem Einflusse die erlösete Menschheit, so wie die Freiheit der forschenden Geister sich unterzuordnen habe. Diese Macht aber ist der von Christo dem Menschengeschlechte wieder erworbene Geist Gottes, den er als seinen Stellvertreter (Paraklet) der lehrenden Kirche für ihre ganze irdische Dauer mitgetheilt hat, damit er sie jederzeit in alle Wahrheit leite. Auf dieser lenkenden Vorsehung (Providenz) des heiligen Geistes, welche mit dem Organismus der

*) M. s. das bekannte Werk Ullmann's: Die Reformatoren vor der Reformation.

sichtbaren Kirche eben so wesentlich verflochten ist, wie Christus als zweiter Adam mit der Menschheit, beruht die freudige Zuversicht des Katholiken: daß bei all der vielartigen Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten, die über irgend einen Gegenstand der Offenbarung von Einzelnen oder von Vereinen aufgestellt werden, immer nur zuletzt diejenige Ansicht den Sieg gewinnen, und in der lehrenden Kirche die Geltung behalten werde, welche am bestimmtesten der Wahrheit entspricht.

Es ist demnach die Quelle eines der größten Uebel in der christlichen Welt, nämlich der Spaltung der Glaubensansichten nicht geradezu in der freien Forschung zu suchen, da es ja für den Menschen keine Wahrheit gibt, die er nicht geistig, also mit Freiheit erfassen, und, es sei nun im Glauben oder im Erkennen, sich aneignen dürfte: wobei noch überdieß nicht zu vergessen ist, daß der schöpferische göttliche Geist die Freiheit des erschaffenen Geistes weder aufhebt oder umgeht, noch auch alle Thätigkeit statt seiner übernimmt. Die Ursache des Uebels liegt vielmehr darin, daß man jeglichem Ergebnisse solcher Forschung, wie immer dasselbe ausfallen möge, die gleiche Berechtigung zuerkennt, und allerdings auch folgerichtig zuerkennen muß, so lange jeder einzelne Forscher auf denselben Geist der Wahrheit sich berufen darf. Sobald man nämlich den Grundsatz aufstellte, daß derselbe Geist, der in den Aposteln und Evangelisten die heilige Schrift verfaßt hat, auch derjenige sei, der jeden Leser zuversichtlich in das wahre Verständniß derselben einführe, sah sich, durch dieses Prinzip berechtigt, der Einzelne neben jedem Andern mit einer Autorität ausgerüstet, die

früher einzig nur dem Lehrkörper in der Kirche, als dem Organe des heiligen Geistes zugeeignet wurde.

Mochte übrigens die Grundansicht, von welcher man dabei sich bestimmen ließ, verschieden sein, so war diese Verschiedenheit doch zu gering, als daß sie nicht zu gleichem Erfolge hätte führen müssen. Denn es war am Ende gleichviel, ob man von vorn herein den Menschengeist als einen wesentlich göttlichen erklärte, oder ob man denselben zwar als einen geschöpflichen (creatürlichen) sich dachte, aber in einem solchen Verhältnisse zum göttlichen Geiste, daß er zum bloßen leidenden (passiven) Träger von diesem herabgesetzt, der Geist Gottes hingegen zum Alleinherrscher im Menschen erhoben wurde.

Dort wie hier wurden eben sowohl die absolute Würde und Macht des göttlichen, als die Selbstständigkeit des geschaffenen Geistes in ihrem Verhältnisse zu einauder gänzlich verkannt. Der heilige Geist wird in der Taufe dem Menschen nicht zu dem Zwecke ertheilt, damit er in demselben die Intelligenz (die Einsicht und das Verständniß) geradezu durch ein Wunder zu Stande bringe, und zwar in dem üblichen Sinne, nach welchem man das Wunder als eine Ausnahme von den Gesetzen und dem ordnungsmäßigen Gange der Natur betrachtet; etwa so, als ob der von innen und von oben plötzlich erleuchtete Mensch alles eigenen Nachdenkens und Lernens überhoben, und selber in einen Lichtquell ungetrübter Wahrheit und Weisheit umgeschaffen würde.

Eben so unrichtig ist dann auch die Behauptung, nach welcher das Verständniß der heiligen Schriften selbst, in der Hauptsache, sofern nämlich ihr Inhalt unser

ewiges Heil betrifft, durchaus keiner Schwierigkeit unterliegen soll. Es wird nämlich keineswegs geläugnet, daß man zur tiefern Forschung der Schrift eben so gründliche als umfassende Kenntnisse aus den Gebieten der alten Sprachen, der Geschichte und Natur mitbringen müsse; daß bisher noch kein Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgereicht habe, um manches Dunkel aufzuhellen *); und daß nicht wenige Schriften, die ein tieferes Eingehen in das Gebiet alttestamentlicher Vorstellungen fordern **), dem unkundigen Leser zu den seltsamsten Mißverständnissen Anlaß geben können. Man beruft sich deßhalb nur auf solche Stellen, aus welchen der rechte Sinn klar und unverkennbar genug hervorleuchte, ohne jedoch auf die Beseitigung des Einwurfes sich einzulassen, daß ja selbst diese Stellen, wie z. B. die von der Auferstehung handeln, je nach der Grundanschauung, die der Leser (es sei aus der Schule der Rationalisten oder der Supernaturalisten) mit hinzu bringt, in mannigfachem und höchst verschiedenem Sinne aufgefaßt werden.

Von einer andern Seite her ist es nun allerdings eben so ungerecht, die Autorität des Menschengeistes durch sein Verhältniß zum göttlichen Geiste zu einer bloßen Scheinmacht herabzusetzen, und irgend einer Körperschaft deßhalb, weil sie ein Organ des letztern ist, eine absolute Vormundschaft zuzuschreiben, die mit der von Gott gesetzten Würde des Geistes und dem Wesen seines Glaubens im Widerspruche steht. Denn der Glaube ist, wie das Höchste

*) Z. B. Cap. 14 im 1. Corinther Briefe.

**) Z. B. die Sendschreiben an die Römer, Galater, Hebräer.

in Bezug auf Gott und seine Offenbarung, so auch das Edelste in Beziehung auf den geschaffenen Geist selber und seine Freithätigkeit. Und gleichwie Gott keinen Menschen zur Seligkeit zwingt, wohl aber es seiner freien Selbstbestimmung überläßt, ob er das angebotene Heil annehmen wolle oder nicht, eben so steht es auch keiner menschlichen Autorität zu, unter dem Vorwande des Seelenheiles einen Zwang zu üben*).

Solch ein Zwang war es, den im Zeitalter Christi die Pharisäer ausgeübt, indem sie jedes Mittel anwandten, um der heiligen Wahrheit gegenüber die bloße Hülle ihrer geistlosen Satzungen zu schützen, weßhalb sie jegliche Regung des geistigen Lebens gleich im Keime zu ersticken suchten. Derselbe Zwang wiederholt sich in mancherlei Formen überall, wo man der geistigen Würde des Menschen nicht achtet, und wo immer irgend eine Meinung sich zur Alleinherrschaft zu erheben strebt. Er wird darum auch, so viel es auf mittelbaren Wegen möglich, am meisten von jener Partei gehandhabt, die sich die geistigste, freisinnigste und allein echt vernünftige nennt, und die nichts Geringeres vorhat, als die Prinzipien, von welchen sie den Ausgang genommen, der Menschenwelt aufzudringen, indem sie an alle Christen die unbedingte Weisung ergehen läßt, in den Angelegenheiten des Glaubens und der Religion sich ihren Aussprüchen zu unterwerfen.

*) Der evangelische Ausdruck: „zwinget, nöthiget sie hereinzukommen" kann hier nicht als Gegenbeweis dienen, da er den Theil einer Parabel bildet, deren Verständniß stets über den Buchstaben hinausgeht.

In ähnlicher Weise nämlich, wie die Pharisäer und die alten Schriftgelehrten, bei den Nachforschungen über die Heilung des Blindgebornen von der dreisten Voraussetzung ausgingen: „dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbath nicht achtet,“ gehen auch die Handhaber der negativen und zerstörenden Kritik mit einem vorgefaßten Urtheile an ihr Werk, das ungefähr so lautet: Dieser Menschensohn kann so, wie die Evangelisten und Paulus ihn darstellen, nämlich mit der Fülle göttlicher oder absoluter Macht und Weisheit begabt, geschichtlich nicht dagewesen sein, weil dieß der gesammten philosophischen Gottes- und Weltanschauung widerspricht, in welcher wir den Sabbath unseres Denkens, die Seelenruhe eines Gottinnigen Bewußtseins uud einer schönen Gemüthlichkeit gefunden haben, die von keinem düstern knechtischen Gedanken gestört wird; da ja das Göttliche von Gott nicht abfallen und der Menschengeist sonach, ais göttlicher Wesenshauch, in keinen Widerspruch gegen Gott, also in keine Sünde gerathen kann! So lange hingegen die Thatsache der Menschwerdung Gottes in Christo, als dem Welterlöser, noch Glauben findet, wird dieser unser Sabbath nicht ungestört gefeiert werden; denn nur ein nicht göttliches, nur ein erschaffenes Geistwesen kann von Gott abfallen; und so setzt der Glaube an den Erlöser den Glauben an den Schöpfer, so wie die wesenhafte Unterscheidung Gottes von dem menschlichen Geiste voraus, wodurch der Schrecken der Sünde und des Abfalls, die Unruhe eines verstörten Gewissens sofort ihre ganze Bedeutung wie vordem wieder gewinnen.

So gewiß jedoch die Synedristen ihrer Sache schienen und so sicher ihr Urtheil, das sie im Voraus festgesetzt, wollten sie doch der Mühe sich unterziehen, zuerst den Geheilten, dann seine Eltern, dann wiederum Jenen und mancherlei Nebenzeugen auszuforschen, die Fragen vielfach zu wiederholen, und die Aussagen sorglich zu vergleichen, damit irgend ein auffälliger Widerspruch, ein verdächtiger Umstand zu Tage gefördert würde. Eben so bieten solche Kritiker, die sichs zur Aufgabe gemacht, ihre Zeitgenossen aus der Unruhe des Halbglaubens und Zweifels in den Sabbath des falschen Friedens zu versetzen, alle erdenklichen Studien auf, um überall in den Berichten der heiligen Urkunden Widersprüche hervor zu künsteln, und so den höchlich erfreuten Weltkindern augenscheinlich zu erweisen, daß diese Geschichte niemals geschehen sei, und höchstens eine ideelle Wahrheit, aber keine Wirklichkeit enthalte.

Was es jedoch mit diesen Versuchen, die geschichtliche Wahrheit der Evangelien zu entkräften, für eine Wendung nehme, ist an dem Ausspruch eines Welterfahrenen Mannes zu ermessen: daß, wer eine Lüge berichtet, selten das ganze Gewicht der Bürde erkennt, die er damit auf sich nimmt, indem er, um die Eine Lüge zu behaupten, noch andere zwanzig zu erfinden gezwungen wird. *) Denn es fragt sich vor allem, wie man es anfange, um die Entstehung jener schriftlichen Aufzeichnungen zu erklären? Von ihrem Religionsbuche, dem Koran, glauben die Muhamedaner: der Engel

*) Swift.

Gabriel habe dasselbe im heiligen Dunkel der Nacht Kadder fertig vom Himmel herab gebracht, so daß ihrem Propheten sogar die Mühe des Schreibens erspart worden sei. Wir unsererseits überlassen gern alles Mährchenhafte der fantastischen Sage, die nicht sowohl dem Geiste als dem Naturgebiete angehört; wir wissen, daß die Schrift weder vom Himmel gefallen, noch auch den Evangelisten Wort für Wort vom Geiste Gottes vor- und eingesagt wurde, als wäre ihre ganze Aufgabe nur der Dienst eines Schreibers gewesen. Demungeachtet nennen wir ihre Schriften himmlisch, und den Inhalt derselben Gottes Wort; und dieß nicht bloß deßhalb, weil sie die Offenbarung Gottes im Lehrworte, Leben und Wirken Christi nach unmittelbarer Zeugenschaft schildern, sondern auch weil sie nach der hohen Würde der Erwählung und der sittlichen Vollkommenheit, die ihren Verfassern zu eigen war, unter dem besonderen Beistande und Schutze des göttlichen Geistes abgefaßt wurden, der den Aposteln, als den ersten Erbauern der Kirche, in Heils- und Glaubenssachen die volle Unfehlbarkeit verbürgte.

Sollen nun dennoch die heiligen Urkunden nicht, gleich der Kirche selbst, aus welcher sie hervorgegangen, in der Richtung von oben nach unten, sondern als Gewächse dieser Erde von unten nach oben aufgesproßt sein, so muß dann freilich über die Art, wie sie (sammt ihrem wesentlichen Inhalt, nämlich dem Erlöser) in der Welt zu Stande gekommen, Auskunft gegeben werden. Und man wähnte diese in der hohlen Annahme zu finden, daß ein schon vorhandener Leib sich sein Haupt und Herz

angebildet, daß die Gemeinde der geistig Gesinnten, welche gleich ihren Zeitgenossen, nur minder sinnlich auf einen Messias gehofft, in der historischen Person des Jesus von Nazareth einen Erlöser sich ausgedacht habe, um welchen dann alle im Schwange gehenden Gedanken und Sagen Israels sich geflochten, bis dieselben endlich von verschiedenen Männern niedergeschrieben wurden. Da wird es wohl erlaubt sein, das Wort des Psalmes zu wiederholen: „wie lügenhaft die Kinder der Menschen, wie trugvoll in der Handhabung ihrer Wagschalen!“ Dieser Johannes z. B., den die Kirche als den Lieblingsjünger Christi und den Verfasser des vierten Evangeliums verehrt: mit welcher herrlichen Kraft mußte sein Geist begabt sein, um eine so erhabene Persönlichkeit, voll der göttlichen Würde und Klarheit, zu schildern, worin er seinen Meister darstellt; und doch wieder andererseits wie kindisch beschränkt, oder wie tief im Dienste der Lüge befangen, um entweder überall nur Wundervolles zu sehen, oder die Ergebnisse seiner eigenen Erfindung als Augenzeuge zu verbürgen!

Je widersinniger darum solch ein Urtheil erscheint, desto eher mag es geziemen, auch im entgegengesetzten Sinne über die geistlose Gemeinheit sich zu verwundern, welche für die himmlische Kraft und Schönheit der Aussprüche und des Wandels Christi so wenig Empfindung verräth; so wie über die Gedankenarmuth, die in der Behauptung sich zu erkennen gibt: irgend ein jüdischer, tugendhafter Weisheits- und Sittenlehrer, der etliche Jahre in einer kleinen syrischen Landschaft gewirkt, habe durch das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe den ungeheuren Um-

schwung der Weltgeschichte zu Stande gebracht, der ihn als die lebendige Mitte derselben ankündet! Werden die Schriften, welche die Kirche aus den Händen der Apostel und einiger ihrer auserwählten Mitarbeiter empfangen, als gemeines Menschenwerk einer viel spätern Zeit zugeschoben, und sonach als unecht ausgerufen, wie man dieß zuletzt vorzugsweise am Evangelium Johannis darzuthun sich bemüht hat, so scheint für die Zwecke der Negation damit schon sehr viel gewonnen. Es ist jedoch durch allseitige Forschungen erwiesen, daß kein Buch der Vorzeit, es sei christlich oder heidnisch, zu finden ist, für dessen Echtheit so viele historische Zeugnisse sprechen, als gerade jenes Evangelium *). Auch auf anderen Wegen hat man viel Mühe daran gewendet, die evangelische Geschichte in Duft und Nebel zu verflüchtigen, und das Wenige, oder auch wohl das Größte, was man nicht völlig läugnen konnte oder mochte (z. B. die Auferstehung des Herrn) aus den Erscheinungen des gesteigerten psychischen Lebens zu erklären. Allein diese Thatsachen werden überall in den Sendschreiben des Apostels Paulus bezeugt und als bekannt vorausgesetzt; diese Sendschreiben selbst aber sind in ihrer historischen Wahrheit in

*) Maier Commentar I. S. 65 f. 91 f. E. F. Gelpke, die Jugendgeschichte des Herrn. Bern 1841. J. H. A. Ebrard, wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte, 2c. Frankfurt a. M. 1842. S. 408. u. a. Die lehrreichste dießfällige Schrift der Neuzeit auf katholischem Boden ist die von Professor Dr. Georg Karl Mayer: „Die Aechtheit des Evangeliums nach Johannes.“ Schaffhausen 1854.

solchem Grade festgestellt, daß gegen dieselbe kein Zweifel erhoben werden kann.

Worin liegt nun die Ursache oder der Beweggrund eines so hartnäckigen Kampfes, der nichts Geringeres als die Tilgung des Glaubens zur Absicht hat? So lange der Sensualismus und der schnöde Leichtsinn noch die Herrschaft führten, und alle geistreich sein Wollenden zu dieser Fahne sich hielten, galt es vorzugsweise dem sittlichen Geiste des Christenthums; es war der unverhohlene böse Wille, der mit der schlechten Naturfreiheit im Bunde, den Feldzug gegen alles Heilige unternahm, und mit den schändlichsten Waffen fortführte. Und daß es noch jetzt an zahlreichen Nachzüglern dieses Heuschreckenheeres nicht mangelt, wird Niemand in Abrede stellen. Es gibt aber noch andere Gegner, deren Widerspruch nicht sowohl gegen die Sittenlehre des Evangeliums, als gegen den Zweck und die Möglichkeit der übernatürlichen Thatsachen gerichtet ist, deren innere Nothwendigkeit ihnen nicht einleuchten will. Dieser Unglaube ist nicht immer von der Art, daß er allen und jeden Glauben anfeindet, sondern er läugnet häufig nur das, was mit dem vernünftigen Denken unvereinbar scheint; und nicht jeder Widerspruch gegen die Offenbarung darf schlechthin als Haß Gottes beurtheilt werden, wenn der Zweifler nicht sowohl die Möglichkeit einer göttlichen Offenbarung, sondern nur dasjenige läugnet, was ihm als solche dargelegt wird. Hier aber gestalten sich die Verhältnisse so, daß die Schuld nicht immer einzig und ausschließend auf die Gegner des Glaubens zu wälzen ist, indem nicht selten auch die eifrigsten Freunde des Glaubens, als blinde und ungeschickte

wohl auch unberufene Verfechter ihren Theil daran tragen.

So kommt z. B. nichts gewöhnlicher vor, als daß bei solchen Anlässen, wo vom sühnenden Opfertode Christi die Rede ist, sofort auch die pomphafte Entgegnung sich laut macht: wie man vernünftigerweise an einen Gott glauben könne, der die Strafe, die Alle verwirkt, einem Einzigen, noch dazu einem Schuldlosen auferlegt habe, und dessen Zorn so furchtbar sei, daß nur der qualvolle Tod eines heiligen, ja göttlichen Menschen ihn besänftigen konnte? In der That, an einen Gott zu glauben, wie solche rohe und mangelhafte Vorstellungen ihn zeichnen, muß dem denkgeübten Geiste als eine harte Zumuthung erscheinen; und das Werk der Erlösung, so unförmlich und unbeholfen aufgefaßt, ist höchstens geeignet, an das Benehmen des bekannten Perserkönigs Xerxes zu erinnern, nachdem derselbe auf der See von einem furchtbaren Sturm überfallen, und durch die geschickte Hand eines Piloten gerettet worden. Ehe dieser letztere ans Werk ging, in so großer Drangsal das Steuer zu ergreifen, hatte er es zur unerläßlichen Bedingung gemacht, daß vorher das Schiff möglichst erleichtert würde; und so geschah es, daß man nicht allein den Ballast und die Geräthschaften über Bord warf, sondern auch viele Krieger und Höflinge des Königs den Wogen preis gab. Als endlich Xerxes wohlbehalten das Land erreichte, schenkte er dem Steuermanne zum Lohne seiner Dienste eine goldene Krone; gleich nachher aber ließ er ihm das Haupt abschlagen, um ihn für jene Forderung zu strafen, die so vielen edlen Persern den Tod gebracht. In solcher

Weise meinte der Despot sowohl der Aufgabe der Huld und Großmuth als jener der Gerechtigkeit volles Genüge zu thun, während er doch eines durch das andere vereitelte und aufhob.

Nicht viel besser verhält es sich mit jener Ansicht, welche bald von der Unwissenheit, bald auch vom bösen Willen benützt zu werden pflegt, um über die kirchliche Lehre von der Schuld und Erlösung vornehm abzusprechen. Ihr zu Folge hätte Gott dem sündhaften Menschengeschlechte, das er im gerechten Zorne den Fluthen der Verdammniß übergeben, nach vier Jahrtausenden einen Erlöser gesendet, und diesen zwar mit der Krone überirdischer Hoheit geschmückt, dennoch aber, für das nichtswürdige Erdenvolk, ihn den furchtbaren Tod am Kreuze sterben lassen; und so habe es geschehen müssen, damit seine Barmherzigkeit sowohl als seine Gerechtigkeit in ihrer ganzen Größe zur Offenbarung gelangte. Wo ist aber je eine hohe ideelle Wahrheit, die der plumpe Unverstand nicht zu einem Zerrbilde entstellen könnte? Wenn wir zwar die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes im abstracten Denken unterscheiden, so wissen wir doch, daß sie nur zwei Offenbarungsweisen seines unwandelbaren heiligen Willens oder seiner ewigen Liebe sind, die in der Wahrheit ihrer göttlichen Idee sich behauptet. So ist der Zorn Gottes lediglich die Bejahung (Affirmation) seiner selbst, und folglich die stete Verneinung der Lüge, in welche das geistige Geschöpf durch den Widerspruch gegen ihn gerathen; der Zorn oder die Ungnade Gottes ist das Mißfallen an der Sünde, durch welche das Geschöpf sich selber zerrüttet. Was aber die

fernere Berichtigung jener sehr mangelhaften Ansicht betrifft, so haben wir schon die Erkenntniß davon gewonnen, wie das Erlösungswerk, als Wiederherstellung des gefallenen Menschen und als Bedingung des von ihm stammenden Geschlechtes unmittelbar nach dem Eintritt der Urschuld begonnen habe. Wir haben auch die Mittel und Wege betrachtet, durch welche die göttliche Liebe in den Tiefen der Reichthümer ihrer Weisheit und Wissenschaft diese Rettung bewirkte, indem sie in den Naturboden der Menschheit einen neuen Anfang, einen himmlischen Sprößling pflanzte, dessen freier Gehorsam den Ungehorsam des Urmenschen aufwog, und das gesammte Geschlecht als solches entsündigt darstellte, so daß dieses seinen wirklichen Fortbestand dem sittlichen Verdienste des neuen Adam verdankt.

Daraus wird es auch anschaulich, welche Bestimmung Diesem für sein irdisches Dasein gegeben war. Er selbst hat darüber sich erklärt, daß er (durch einen neuen Schöpfungsact) vom Himmel herabgestiegen, nicht um seinem eigenen Willen zu folgen, sondern den Willen des Vaters zu vollführen, der ihn gesendet. Wie weit aber dieser sein Gehorsam sich erstreckte, ist aus dem ähnlichen Inhalte seines Gebetes in Gethsemani ersichtlich, als seine Menschennatur vor den Schrecknissen und Drangsalen erschauderte, die von allen Seiten gegen ihn sich heran wälzten. Sein ganzes Dasein war also vornehmlich dazu bestimmt, durch seinen unbedingten Gehorsam das Heil der Menschheit, das im Ungehorsam des ersten Adam verloren ging, thatsächlich zu vermitteln; und durch diesen Gehorsam konnte er nur dann die Genug-

thuung oder die Aufhebung der Urschuld bewirken, wenn er die üblen Folgen sowohl der Erbschuld als der persönlichen Verschuldungen, also das Schicksal des Geschlechtes, in das er selber nicht verflochten war, freithätig auf sich nahm. Aus diesem Grunde, und weil schon der Anblick der sittlichen und natürlichen Uebel in der Menschenwelt, sowie der Widerspruch der Lüge und der Bosheit ihm eine Fülle von Leiden bereiten mußte, konnte es nicht fehlen, daß sein Erdenwandel als der eines Dulders und schuldlosen Büßers sich gestaltete. Um unsrer willen, sagt der Apostel, ist er, obwohl er reich war, dürftig worden, um durch seine Dürftigkeit uns reich zu machen*).

Faßt man aber diese seine qualvolle Lebensbürde so auf, als habe er die Strafe, welche die Sünder verwirkt, auf sich genommen, oder als habe Gott diese seine Leiden als Strafen der Sünde auf ihn gelegt**), so verwickelt man sich dadurch in mehr als eine Schwierigkeit; indem diese Ansicht nicht allein mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes, die keinen Schuldlosen bestrafen kann, sondern auch mit der täglichen Erfahrung im Widerspruche steht. Denn sofern der Erlöser die Strafen sammt den übrigen Folgen der Urschuld getragen und gebüßt hätte, müßten ja die Erlöseten schon für jetzt und immer von den Leiden und dem zeitlichen Tode befreit

---

*) 2. Cor. 8, 9.

**) Daß in den lebhaften prophetischen Schilderungen des Opferleidens Christi (z. B. Isai. 53, 6.) für diese Behauptung kein Beweis sich vorfinde, darin wird die Exegese mit der Dogmatik übereinstimmen. Für die Sünde und ihre mittelbaren Folgen wird übrigens in der Schrift nicht selten derselbe Ausdruck angesetzt.

worden sein! Wo keine Schuld vorhanden, da können die Leiden nur als Geschick und als Mittel sittlicher Prüfung, nicht als Strafe in Betracht kommen; und so ist es bei den Erlöseten der Fall, denen die Schuld sammt ihrer unmittelbaren Folge oder Strafe (der Trennung von Gott) in der Taufe nachgelassen worden, sofern sie die Urschuld nicht für sich als persönliche wieder erwecken. Wie sollte nun erst ihr Erlöser und Mittler unter der Strafe, als Ausdruck der Ungnade Gottes stehend, also straffällig gedacht werden können, da er in ursprünglicher Unschuld und persönlicher Heiligkeit wandelte, und das volle Wohlgefallen Gottes auf ihm ruhte?

Wohl aber mußte sein Erdenwandel als eine fortwährende, schuldlose Buße sich gestalten, weil es zu den sündhaften Richtungen des Gottentfremdeten Lebens den entschiedensten Gegensatz bildete, und daher auch den feindseligsten Widerspruch gegen sich hervor rief. Das Opfer Christi, als gänzliche Hingabe an den göttlichen Willen, war eigentlich schon damals in seine Wirklichkeit getreten, als er, im Anbeginne des öffentlichen Wirkens, in seiner Freiheitsprobe auf immer und ewig für den Gottesgehorsam sich entschieden. Die schauerliche und gräßliche Form, die dieß Opfer in seiner Vollendung annahm, war eigentlich nur von dem sittlichen Verderben der Menschenwelt bedingt, das bis zum dämonischen Hasse gegen die sittliche Wahrheit gestiegen war. In unbesieglicher Gottestreue und Menschenliebe ward er gehorsam bis zum Kreuzestode, indem er, was menschlicher Undank und Haß ihm bereitete, aus der Hand Gottes hinnahm, um den Stachel des Todes zu brechen, und als Obsieger

der Sünde und des Todes das neue Leben der Menschheit offenbar zu machen. Dieß war der Auftrag, den er von seinem Vater empfangen *).

Sowie jedoch die That der göttlichen Liebe zur Sprache kömmt, die durch einen neuen Schöpferact, nicht auf dem Wege geschlechtlicher Naturgesetze, den zweiten Adam aus der Menschheit hervorgehen ließ, wendet sich der Widerspruch sofort gegen die Möglichkeit dieser Thatsache, und mithin gegen das Wunder überhaupt; als ob der erste Mensch, der natürliche Stammvater des Geschlechtes, nicht gleichfalls auf einem andern Wege als jenem der Zeugung ins Dasein getreten wäre. Wie die Menschenwelt jetzt beschaffen ist, so können wohl nach den herrlichen Kräften, die sie noch immer in sich trägt, durch besondere geistige und organische Begabung, scharfsinnige Forscher, Künstler und Helden aus ihrem Boden hervorgehen. Der Eine hingegen, der seine Gegner fragen durfte: „wer von euch vermag mich einer Sünde zu zeihen?“ der alle Menschen zu sich beruft, um ihr Herz in einen Himmel des innern Friedens zu umwandeln, und der, als sittlicher Träger und Richter der Menschenwelt eine solche Stellung einnimmt, daß den Einzelnen keine andere Wahl bleibt, als sich für oder gegen ihn zu entscheiden: dieser Eine und Einzige konnte aus der natürlichen Entwickelung des zerrütteten Geschlechtes nicht entsprossen sein. Wie er selbst, als sittlicher Lebensgrund der Welt, so ist auch sein Eintritt in diese das Mysterium oder das absolute Wunder der Menschheit, und seine

*) Joh. 10, 18.

Werke, sowie alle Vorgänge, die mit Recht Wunder genannt werden, sind nur als Entfaltungen und Erfolge dieses Einen Wunders zu erfassen.

Es ist demnach jede Frage der Art, die über die Heilung des Blindgebornen oder über die Möglichkeit derselben erhoben wird, für ihre Lösung einzig an jenen Erklärungsgrund gewiesen. Vergeblich wird man sich bemühen, das Wunder als eine Ausnahme von den Naturgesetzen zu bezeichnen, indem die Allmacht Gottes, die diese Gesetze gegeben, in gewissen Fällen, etwa nach prästabilirter Ordnung, den geregelten Naturgang durchbricht; denn obwohl der Unendliche allerdings unter keinem Gesetze steht, so setzt er doch nie einen Widerspruch gegen seine ewigen Gedanken. Wenn solche Erörterungen mangelhaft ausfallen, so liegt der Fehler mehrentheils in der Nichtbeachtung der Thatsache, daß die Natur sowohl an uns als außer uns dadurch, daß der Urmensch geistig von Gott abgefallen, aus der rechten Ordnung gewichen ist; daher auch die gegenwärtigen uns bekannten Naturgesetze, so wie das Verhältniß des freien Geistes zur Körperwelt nicht mehr diejenigen sind, die sie ursprünglich gewesen. So lehrt auch ein Weiser der Vorzeit: „Gott hat den Tod nicht gemacht, noch will er das Verderben der Lebendigen; er hat die Wesen erschaffen, damit sie seien, und die Erde nicht zum Reiche des Todes bestimmt; denn die Gerechtigkeit (d. h. der Mensch in seiner ursprünglichen Gerechtigkeit, sofern er sich darin bewährte) ist immerwährend und unsterblich."*) Jetzt aber ist die Natur noch ihrer Unruhe,

*) Weish. 1, 13.

dem Ringen und Seufzen nach dem Ziele ihrer rastlosen Umwandlungen anheim gegeben, bis auch sie zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes erhoben, und von der Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden wird*), indem sie in die Persönlichkeit des beseligten Menschengeistes für immer wieder eingeht. Gleichwie nun in dem wunderbaren Leben des auferstandenen und verklärten Erlösers diese Wiederherstellung schon vollendet, so geht auch von ihm, als dem Lebensgrunde der Menschheit, das Werk der Erneuerung aus; und so ist jedes echte Wunder nichts anderes, als ein durch Christum vermitteltes, theilweises Offenbarwerden der ursprünglichen Ordnung des Menschenlebens, und seiner geistigen Herrschaft über die Natur.

So wäre demnach den Vernunftstolzen gegenüber, die mit gleicher Heftigkeit für die Ehre des reinen Begriffes eifern, wie die alten Synedristen vorgeblich für ihr Gesetz und Heiligthum, die Sache des Glaubens zu vertheidigen nicht schwer, wenn nicht so oft zur Unkenntniß der rechten Gründe auch die Feigheit und Menschenfurcht sich gesellte, wie sie an den Eltern des Blindgebornen sich kenntlich macht. So groß war ihre Bestürzung, daß sie, um recht sicher zu gehen, die Grenzen der an sie gerichteten Fragen überschritten. „Wer ihm die Augen eröffnet habe, sagten sie, das wissen wir nicht," wiewohl sie um diesen Umstand gar nicht befragt worden waren. Sie zogen sich aber aus der verfänglichen Sache dadurch, daß sie auf die Mündigkeit des jungen Mannes

*) Röm. 8, 20.

sich beriefen, die ihn zu einer vollgiltigen Aussage befähige. Um sich selber vor der Verfolgung zu sichern, hatten sie kein Bedenken, die ganze Last des Hasses, den das Zeugniß der Wahrheit erweckte, auf den eigenen Sohn zu wälzen, der ihnen doch gewiß nicht gleichgiltig war. Mochte ihr Sohn immerhin diesem Hasse anheimfallen und unterliegen, wenn nur sie selber der Gefahr entgingen, aus der Synagoge verstoßen zu merden.

So bewahrt Mancher die Ehrfurcht vor Christo, den Glauben an seine Gottheit im Innern des Herzens, und ist sorgfältig bemüht, dieß Geheimniß nicht zu verrathen, damit man ihn aus der bevorzugten Kaste jener Geistreichen und Freisinnigen nicht ausschließe, die den Unglauben als die erste Stufe der intelligenten Bildung ansehen. Die von solcher Menschenfurcht sich einschüchtern lassen, wissen den schönen Spruch des heiligen Chrysostomus nicht zu würdigen, daß der Glaube die Aufgabe einer hohen und großmüthigen Gesinnung, der Unglaube hingegen die Sache einer leichtsinnigen und niedrigen Denkart sei; ein Ausspruch, der darin begründet ist, daß der echte Glaube der geistigen Idee, der Unglaube hingegen dem bloßen Begriffsdenken Gehör gibt. Ueberdieß setzen solche Feigherzige auch ihr Heil in Gefahr. Denn nur im Einklang der Erkenntniß und des Bekenntnisses wird die Bürgschaft der Rechtfertigung und Beseligung gefunden*), und es ist, wie Hieronymus ermahnt, jedenfalls sehr unwürdig und niedrig, für den Namen desjenigen nichts ertragen zu wollen, der für uns so herbe

*) Röm. 10, 10.

Schmach erduldet. Und was kann wohl grundloser sein, als diese Furcht vor dem eitlen Gerede der Welt?

Es war gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, da ein aus Sicilien gebürtiger, gelehrter Ordensgeistlicher, mehr aus gekränktem Stolze als aus echtem Eifer, den Beruf eines Missionärs sich erwählte. Er war mit großem Prunk und Aufsehen nach dem Orient gezogen, und wurde durch widrige Zufälle aus Aleppo nach Cairo verschlagen, worauf sein Name in Verschollenheit gerieth. Wie es sich später ergab, war er vom Glauben abgefallen, hatte den Namen Maalem Moses angenommen, und zu Gunsten des Judenthums Bücher in arabischer Sprache verfaßt, die bis nach Marseille ihren Weg fanden. Im Jahre 1702 traf ihn ein bairischer, nach Abyssinien reisender Missionär (Theodor Krump) im Lande Sennaar in einer elenden Hütte, wo er, von aller Welt verlassen, an einem verzehrenden Siechthum darnieder lag. Der Missionär suchte das Elend des greisen Mannes, soviel er vermochte, zu lindern; doch alle Bemühungen, ihn zur Rückkehr in die Kirche zu bewegen, blieben erfolglos; denn der Kranke seufzte zwar in schmerzlicher Reue und weinte bitterlich; allein gegen alle Mahnungen blieb sein letzter Einwand immer der: „was wird man in Europa sagen?"

Wenn diese Rede eine thörichte war, da in Europa vielleicht nicht Einer von dem armen Maalem wußte, so ist die übliche Redensart: „was wird die Welt sagen?" viel alberner noch; denn die Welt, die etwa den Einzelnen, weil er Christum in Wort und That bekennt, ihre gründliche Verachtung fühlen läßt, ist ein so geringer Bruchtheil der Menschen- und Geisterwelt, daß sie im Vergleich

mit dieser verschwindet. „Fürchte nicht," so sprach einst Elisa zu seinem Diener, als dieser vor der Heeresmacht sich entsetzte, die gegen den Propheten heran zog: „größer ist die Zahl Derjenigen, die mit uns sind."*) Was ist die ganze Menge derjenigen, welche die Wahrheit des Heils nicht suchen, gegen die unermeßlichen Schaaren der seligen Geister, die an den Geschicken der Gläubigen und Gerechten auf Erden innigen Antheil nehmen? Wer mich, sagt der Herr, vor den Menschen läugnet, den wird auch der Menschensohn läugnen vor dem Vater und seinen Engeln. Den Bekennern seines Namens aber hat er das Gegentheil verheißen; und so bezeugt auch der Apostel: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist die Kraft Gottes jedem Gläubigen zum Heile, und die Gerechtigkeit Gottes wird darin offenbar von einer Stufe der Erkenntniß zur andern, von Klarheit zu Klarheit.**)

*) 4. Kön. 6.

**) Röm. 1, 16. — 2. Cor. 3, 18.

VII.

Glaube und Sitte.

„Wozu verlangt ihr es abermals zu hören? Seid auch Ihr etwa gewillt, seine Jünger zu werden?“ (Joh. 9, 27.)

Schön und erfreulich ist die Einfalt des Herzens, die von verständiger Besonnenheit geleitet wird, und liebenswerth die Klugheit, wenn sie mit dieser einfachen Gesinnung Hand in Hand geht. In diesem Sinne hat auch, nach seiner energischen Weise, der heilige Hieronymus gelehrt, daß Gott an der Dummheit kein Wohlgefallen habe, und echte Tugend nicht in der Unvernunft sich äußern werde, weßhalb es auch mit dem Schwachen und Rathlosen, der jeder Verführung zugänglich, nicht sonderlich besser stehe, als mit dem Betrüger selbst. Wenn deßhalb der Herr seine Jünger ermahnt hat, die Schlangenklugheit mit der Taubeneinfalt zu verbinden, so hat er doch (nach Paschasius) jene Klugheit nicht in dem Sinne früher genannt und der Einfalt vorangestellt, als ob ihr der Vorrang gebührte, sondern einzig, um sie als rein sittlichen Behelf zur Erreichung guter Zwecke, und als die Schutzwehr jeder arglosen und gerechten Bestrebung zu bezeichnen.

Dieser eigenthümliche Zug, wie Christus ihn von seinen Jüngern fordert, da er sie als wehrlose Lämmer hinaus sendet unter die Wölfe, macht sich in sehr bemerkenswerther Weise an dem Benehmen kenntlich, das der Blindgeborne, den Männern des Synedriums gegenüber, mit Ruhe und Umsicht zu bewahren wußte. Wir haben bereits vernommen, wie die Eltern, anstatt für die Angelegenheit des jungen Mannes einzustehen, der doch ihrer liebevollen Sorgfalt der Nächste war, nur auf ihre eigene Sicherheit Bedacht nahmen, indem sie, auf seine Großjährigkeit sich berufend, die Auskunft gaben: fragt ihn selbst, lasset ihn selber die Aufschlüsse mittheilen, die euch vonnöthen sind. So blieb nun nichts übrig, als den Jüngling, den man in irgend einer Vorhalle verweilen ließ, von neuem vor die eifersüchtigen Wächter der Synagoge zu berufen, die nun abermals ihn einzuschüchtern versuchten, indem sie mit düsterer und herrischer Miene ihm zuriefen: „Gieb Gott die Ehre!"

Was sie mit dieser feierlichen Beschwörungsformel sagen wollten, wird aus anderen Stellen der Schrift ersichtlich. Denn so hatte auch einst der Feldherr Josua vor dem ganzen Kriegsheere den Achan angeredet, der sich einer Untreue schuldig gemacht: „Gib Gott dem Herrn die Ehre, und bekenne, was Du gethan, ohne es länger zu verheimlichen!" Wer nämlich, jede andere Rücksicht bei Seite setzend, sobald er im Namen des unendlichen Weltgebieters dazu aufgefordert wird, die volle Wahrheit gesteht, den ganzen Thatbestand kund giebt, der legt damit das Zeugniß ab, daß er die Allgegenwart Gottes anerkennt, und als den allwissenden,

heiligen Richter ihn ehrt und fürchtet. Darum kann es wohl keine wirksamere Formel geben, so oft es darauf ankommt, aus einem Gemüthe die Wahrheit hervorzurufen, in welchem die Gottesfurcht noch nicht erstorben. Im Munde jener Heuchler war diese Aufforderung nichts anderes als eine Maßregel der Arglist, oder der Schlangenklugheit zu lügenhaftem Zwecke. Sie mochten dem Jüngling nicht schlechthin gebieten, den ganzen Vorgang seiner wunderbaren Heilung zu läugnen, sondern fanden es räthlicher, die unverschämte Forderung in das Gewand der Gottseligkeit zu hüllen. Und dazu wählten sie die gewichtigen Worte, die in ihrer vielseitigen Anwendung die Aufgabe des gesammten Lebens umfassen, sofern wir anders die Mahnung des Sehers verstehen: Gebt dem Herrn eurem Gotte die Ehre, bevor die Finsterniß hereinbricht!" *)

Je entschiedener sie jedoch, im Innern ihres selbstsüchtigen Herzens, unter der Ehre Jehova's nur ihre eigene, ganz äußerliche und sehr dürftige Herrlichkeit verstanden, desto weniger konnten sie mit jenem allgemeinen Ausdrucke sich begnügen, ohne denselben, nach ihrer verkehrten Weise, in sehr enge Grenzen zu fassen und zugleich auf den Kopf zu stellen. Sie suchten nämlich dem Jüngling, den sie in's Verhör genommen, das Geständniß in den Mund zu legen, wie sie es zur Ehre Gottes, eigentlich zur Unehre Christi und zur Rettung ihres eigenen Ansehens verlangten. Schon längst nämlich hatten sie über Jesum ihr Urtheil festgestellt,

*) Jerem. 13, 16.

und da nun, dieser Voraussetzung zu Folge, bei ihm von keiner Wunderthat die Rede sein konnte, so sollte dem jungen Manne nichts anderes übrig bleiben, als den Betrug einzugestehen, der hier gespielt worden. Dieß war es, wohin sie den Unbefangenen zu drängen gedachten. Wir, so fügten sie hinzu, die Meister in Israel, die Gotterleuchteten Lehrer und Führer, deren Ausspruch von Jedem in Demuth hingenommen wird, wir wissen und sind überzeugt, daß dieser Mensch ein Sünder ist, und daran möge dir genügen; wer so gänzlich unwissend ist, wie Du, und der Hefe des Volkes angehörig, dessen Sache ist es, unserem Urtheile unbedingt zu glauben.

Wir wollen hier den Umstand nicht übersehen, daß diese Scheelsüchtigen, wie von einem geheimen Grauen abgehalten, den Namen des Herrn auszusprechen vermieden, den, nach der Aeußerung des Apostels, Niemand in lebensvoller Weise anzurufen vermag, es sei denn im heiligen Geiste*); sie sagten bloß: wir wissen, daß „dieser Mensch" ein Sünder ist; ähnlich, wie späterhin das von ihnen gehetzte Volk in seinem Wuthgeschrei; „hinweg mit diesem, gieb uns den Barabbas", lieber den Namen eines Raubmörders, als den Namen Jesu über die Lippen brachte. Näher jedoch liegt es uns, die Wirkung zu beachten, die ihre rauhe Rede auf den Jüngling übte; und hier eben haben wir Ursache, die Umsicht und Besonnenheit zu bewundern, womit derselbe der verfänglichen Forderung gegenüber sich benahm. Er gehorchte dem wahren Inhalt der Rede, ohne auf die Arglist ihrer

*) 1. Cor. 12, 3.

Absicht einzugehen. Er gab Gott die Ehre, indem er die volle Wahrheit berichtete; um jedoch die Achtung, die er den hochgestellten Männern schuldete, nicht durch ein dreistes und vorlautes Benehmen zu verletzen, wußte er eben so schlicht und einfach, als schonend sich auszusprechen. „Ob dieser Mensch, wie ihr behauptet, ein Sünder sei, weiß ich nicht; dieß Eine aber weiß ich, daß ich blind gewesen bin, jetzt aber sehe." Er will ihr Urtheil nicht geradezu ein ungerechtes nennen. Vor so hohen und weisen Männern (so ist es der verdeckte Sinn seiner Antwort) wird es mir nicht geziemen, meine eigene Meinung darzulegen und weitläufig das zu beweisen, wofür die Thatsache laut genug redet. Und so möget ihr gar vieles wissen, was mir unbekannt geblieben; ich meinerseits weiß nur Eines, nämlich das herrliche Werk, das er an mir vollbracht, und dieß allein kann hinreichen, euer Urtheil zu entkräften!

Die Lüge durchzuführen ist kein leichtes Geschäft; der geschliffenste Scharfsinn, die wortreichste Gewandtheit vermögen der schlechten Sache nicht aufzuhelfen. Dieß mußten die Beisitzer des Synedriums zu ihrer Beschämung erfahren. Durch die einfachen Worte eines Ungelehrten aus der Fassung gebracht, hatten sie keine andere Wahl, als die Untersuchung noch einmal vorzunehmen, um durch ein wiederholtes Forschen nach dem Hergange auf irgend einen Widerspruch gegen die früheren Aussagen zu stoßen, und so den vermeintlichen Trug an's Licht zu bringen. Sie erneuerten also den Angriff mit den beiden weltberühmten Fragen: Was und Wie. „Was hat er eigentlich an dir gethan? Wie und in welcher Weise

hat er die Augen dir geöffnet?" Allein je anschaulicher dadurch ihre Verlegenheit sich kund gab, desto mehr mußte der Jüngling, im Bewußtsein seines guten Rechtes, und im Glauben an die Macht seines Wohlthäters sich erhoben und ermuthigt fühlen. Der immer wiederkehrenden Fragen müde, wagte er nicht bloß, ihr kleinliches und böswilliges Benehmen ihnen vorzuwerfen, sondern, indem er sich selber als einen Jünger Christi bekannte, drückte er ihnen zugleich einen scharfen Stachel in die Seele. „Ich habe es euch bereits gesagt, und ihr habt es vernommen; wozu verlangt ihr es abermals zu hören? Seid auch Ihr etwa gewillt, gleich den Andern seine Jünger zu werden?" *)

Der Stachel dieser ironischen Rede verfehlte seine Wirkung nicht; und welch' empfindliche Stelle er getroffen, ward an dem Ausbruche ihres Zornes ersichtlich. Sie fluchten ihm und riefen: „Sei du immerhin sein Jünger, wir sind Jünger Mosis. Daß Gott zu Moses geredet habe, wissen wir; von Diesem aber ist es uns völlig unbekannt, woher er sei", d. h. von Wem er den Beruf und die Sendung empfangen. So benahmen sie sich genau, wie es von Leuten ihres Gelichters schon in den Psalmen ausgesagt wird: „Sie schmeicheln Gott dem Herrn, als könnten sie ihn täuschen, um ungestraft ihren

---

*) Hören ist hier, nach der Construction des Urtextes, im emphatischen Sinne gemeint: Hören mit bereitwilligem Gemüthe, um das Gehörte zu erfassen und anzunehmen. In derselben Construction liegt auch der Sinn: „gleich den Andern und Mir", die nämlich schon seine Jünger geworden sind. Maier Commentar. II. S. 210.

bösen Gelüsten zu fröhnen; alle Worte ihres Mundes sind Trug und Verkehrtheit; sie wollen nicht einsehen, was gut und recht ist."*) Denn längst schon hatte Jesus sie ermahnt, und gewarnt, ihre Verstocktheit nicht mit dem Eifer für die Satzungen des alten Bundes zu beschönigen. „Es ist Einer", so hatte er zu ihnen gesprochen, „der beim Vater euch anklagt: derselbe Moses, auf den ihr euer Vertrauen setzet. Glaubtet ihr Ihm, so würdet ihr auch Mir glauben, indem Ich es bin, von dem er geschrieben."**) Die gesammten Schriften des alten Bundes nämlich, dessen Vermittler Moses war, weisen sowohl durch die Vorschriften des vorbildlichen Gottesdienstes, als durch prophetische Bilder und ausdrückliche Vorhersagen auf den Erlöser hin. Wenn daher die Schriftgelehrten zwischen der Jüngerschaft des Moses und jener Christi in solchen Dingen einen unversöhnlichen Widerspruch feststellten, in welchen sie doch nur das Verhältniß der Vorbereitung zu der Erfüllung erkennen sollten, und wenn sie als eine Schmach von sich wiesen, was ihnen zur wahrhaften und höchsten Ehre gereicht hätte, so verriethen sie dadurch, daß ihre Ehrfurcht vor Moses eine leere Formel, und ihr Glaube an den alten Bund ein todter war, der in völlig äußerlicher geistloser Weise an den starren Buchstaben hielt.

Ihr unentschuldbarer Irrthum steht aber nicht allein und einsam in der Menschengeschichte, sondern hat sich, wenn schon in mannigfachen Ausdrücken, zu allen Zeiten

*) Psalm 55, 2, 3.

**) Joh. 5, 45.

wiederholt. Die besondere Form jedoch, die er in der Gegenwart angenommen, pflegt dem rechtgläubigen Katholiken gegenüber im Allgemeinen so zu lauten: Sei du ein Jünger Jesu, ein gehorsames Glied der alten Kirche; wir unsrentheils sind Jünger der reinen Vernunft und ihres allumfassenden Reiches. Sei du ein Knecht des äußerlich Gegebenen, und halte dich in kindischer Beschränktheit an bildliche Vorstellungen und Dogmen; wir hingegen schaaren uns unter dem Banner des reinen Begriffs und der geistigen Freiheit. Es wird jedoch dieselbe Redeform nicht selten, zwar mit besserm Rechte, aber in allzu einseitiger Schroffheit zurück gegeben. Sei du immerhin, heißt es, ein Jünger dieses oder jenes Weltweisen, ein Anbeter der vielgepriesenen Vernunft, der neuen Pallas Athene, die geharnischt und gewaffnet gegen den Glauben zu Felde zieht; wir sind Jünger der alten doch ewig jungen Kirche; wir bescheiden uns mit dem objectiven Gehalt der Offenbarung, und überlassen dir willig die Weltweisheit, oder die Weisheit der Welt, von der Johannes bezeugt, daß sie auf dem Fundament des Argen stehe.

Da nun aber auch in diesem Gegensatze von Glauben und Vernunft, wie es in der Folge sich ergeben soll, vor dem Lichte des rechten Verständnisses jeder Widerspruch verschwindet, so wird es nicht nutzlos sein, fürs erste bei der geschichtlichen Gegenstellung des alten und neuen Bundes zu verweilen, ohne uns von dem leicht widerlegbaren Einwurf behindern zu lassen, daß die Jünger des Moses für die weiteren Entwickelungen des Gottesreichs keine Bedeutung mehr haben. Moses und

Christus; der Knecht Gottes und der Sohn Gottes; der Jünger des Knechtes und der Jünger des Sohnes; dieß sind die Gegensätze, um welche unsre Betrachtung sich wenden soll.

* * *

Wie überall im Reiche der Natur, wo eine neue Gestaltung des organischen Lebens sich entfalten soll, die frühere, die ihr zur Vorstufe gedient, zurücktreten und schwinden muß, so geschieht es auch zufolge ihres Antheils an den Naturgesetzen in der sittlichen Menschenwelt. Je härter jedoch die Hülle oder Schale, von welcher die Knospen geborgen und beschützt werden, desto länger dauert der Widerstand, den sie ihrem Hervorblühen entgegen setzt. In dieser Beziehung ist es allerdings eine sehr bedeutsame Rede, welche die Synedristen, um seinen Muth zu brechen, dem Blindgebornen entgegen schleuderten: „sei Du sein Jünger, wir sind Jünger Mosis.“ Wir finden den Widerspruch, den sie ausdrückt, nicht allein in dem erbitterten Kampfe wieder, den die veraltete Synagoge, um ihr kümmerliches Dasein zu behaupten, gegen die aus ihrem eigenen Boden entsprossene jugendliche Kirche geführt hat; sondern auch in dem herben Eifer, welcher, im Innern der Kirche selbst, die Gemeinden der sogenannten Juden- und Heidenchristen entzweite, indem die ersteren, weil aus dem Volke Israel hervor gegangen, sich für die besseren und bevorzugten hielten, und in ihrer Sinnes- und Lebensweise von alt hergebrachten Vorurtheilen und Satzungen sich noch beherrschen ließen.

Darum war es schon nach dieser Seite ein herrliches Werk und Wunder der Vorsehung, daß gerade aus der Mitte der Schriftgelehrten und Pharisäer einer ihrer eifrigsten Parteigänger zum Licht und Leben geweckt, und zur Würde eines Apostels erhoben wurde; und daß eben derselbe, als Lehrer der Heiden, sich vorzugsweise dazu berufen wußte, die alten abgestorbenen Hüllen gänzlich zu durchbrechen. Ihm war es vorbehalten, den unendlichen Unterschied zwischen dem Gesetzverkünder des alten und dem Urheber des neuen Bundes darzustellen; wie er darüber, zur Belehrung der aus Israel erweckten Gemeinden, am ausführlichsten in jenem Sendschreiben sich verbreitet, das er zunächst für die Christen in Palästina bestimmte.

Von ihrem frühern Standpunkt ausgehend, bringt er das Amt und die Sendung Christi mit dem Gesetze und Gottesdienste in Vergleichung, deren Träger ursprünglich Moses und Aaron gewesen. Und so ermahnt er sie nun: „Nachdem ihr des himmlischen Berufes theilhaft geworden, so achtet mit Sorgfalt auf den Boten und Hohenpriester unseres Bekenntnisses, Jesum, welcher getreu war dem, der ihn eingesetzt, wie auch Moses die Treue bewahrte in seinem ganzen Hause. Denn die Herrlichkeit, deren er, im Verhältnisse zu Moses, würdig befunden ward, ist um so größer, je gewisser die Ehre vielmehr dem Baumeister gebührt, als dem von ihm erbauten Hause. Und zwar ist Moses getreu gewesen in seinem Hause (in der ihm anvertrauten Gottesgemeinde) als ein Knecht, um alles das zu bezeugen, was zu verkündigen war; Christus hingegen waltet als der Sohn

in seinem eigenen Hause, welches wir selber vorstellen, sofern wir unsre freudige und glorreiche Hoffnung bis zum Ende standhaft bewahren*)."

Was wir bei reiflicher Erwägung aus diesen Worten lernen, ist fürs erste das Verständniß, daß die Kirche, hier ein Bauwerk oder Haus Gottes genannt, in ihrer die gesammte Menschheit umfassenden Bedeutung als die eine und einzige geschildert wird, deren Gründung mit dem Anbeginne des Geschlechtes und seiner Geschichte verkettet ist. In diesem Baue, der die Wiederherstellung der zerrütteten Menschenwelt auf einem neuen Lebensgrunde zum Zwecke hat, erscheint Moses bloß wie ein einzelner und vorzüglicher Bestandtheil, wie eine Säule des Hauses, Christus hingegen wird der Baumeister genannt, der ohne Zweifel ruhmwürdiger ist, als das ganze Gebäude. Diese Benennung aber kommt ihm nicht allein deßhalb zu, weil durch ihn, als den Logos Gottes, die gesammte Schöpfungswelt verwirklicht worden, sondern ganz zunächst auch darum, weil die ganze Gesetzgebung des alten Bundes sammt der theokratischen Verfassung Israels, als einer Gottesgemeinde, von Ihm ausging, und auch nur auf Ihn, den verheißenen Menschensohn und Erlöser, ausschließend sich bezog.

Es bleibt jedoch der Apostel nicht dabei stehen, die Gemeinde des alten Bundes, sammt ihrem Führer, als ein bloßes Theilwerk des umfangreichen Baues nachzuweisen, dessen Haupt, Lebensgrund und Werkmeister Christus ist; er sucht überdieß das Verhältniß, das

*) Hebr. 3, 1—6.

zwischen diesem und Moses besteht, noch anschaulicher zu machen, indem er den Knecht und den Sohn Gottes einander entgegensetzt. Dieser Gegensatz ist um so klarer erkennbar, je ausdrücklicher Christus selbst uns darüber belehrt hat*). „Der Knecht," so lauten seine Worte, „weiß nicht, was sein Gebieter thun will;" es mangelt ihm nämlich die vollständige Kunde von dem, was sein Herr beabsichtigt und vorhat; so daß er von allem, was dieser unternimmt oder anordnet, weder den innern Grund und Zusammenhang, noch die weitere Entwicklung durchschaut, und nur so viel davon versteht, als der Gebieter ihm zu eröffnen für gut findet. Je entschiedener daher seine Willfährigkeit, Treue und Hingabe, desto mehr wird er zu einem lebendigen Werkzeuge für den Willen des Herrn sich eignen, ohne doch über diese seine Stellung und Verwendung hinaus zu kommen.

Als ein solcher Knecht des absoluten Herrn und Weltgebieters, mit dem Beruf und Auftrag, Zeugniß von allem zu geben, was als Offenbarung des göttlichen Willens ihm mitgetheilt wurde, stand Moses an der Spitze eines der Zahl nach geringen Volkes, dem die eigenthümliche Bestimmung zugefallen, daß die auserwählte Jungfrau, das Weib der Verheißung, und durch sie der Obsieger der Schlange, der Bezwinger aller Gewalten der Sünde und des Todes, aus seiner Mitte hervor sprossen sollte. Da nämlich dieser einzig Gerechte und Heilige, dessen Sendung darin bestand, die Heilswahrheit zu lehren und die alte Schuld der Menschheit

*) Joh. 15, 15.

zu tilgen, ans dem wüsten Boden des Heidenthumes nicht erwachsen konnte; da auch seine Zukunft oder sein Kommen fortwährend in der Welt sich offenbaren mußte, so wurden die Nachkommen eines gottgetreuen Mannes zu seinem Stammvolke erwählt, und durch eigenthümliche Führungen in lebendiger Beziehung zum vorbereiteten Heile erhalten, damit sie die Erkenntniß und Anbetung Gottes, als des Schöpfers, Richters und Erlösers der Menschen, mit unverbrüchlicher Sorgfalt bewahrten.

Um jedoch diesem Volke, wie seine Bestimmung es erheischte, eine feste und scharf begrenzte Gestaltung zu geben, und es in derselben auf die Dauer zusammenzuhalten, wurde zu seinem Führer und Bildner Moses erwählt, nachdem auch er am Hofe der Pharaonen, wo der ganze Zauber heidnisch-träumerischer Symbole ihn umgab, gleich dem Vater seines Volkes die Feuerprobe des Glaubens bestanden. Diesem erhabensten Manne der vorchristlichen Zeiten war damit ein Wirkungskreis angewiesen, der mittelbar auf das Heil der gesammten Menschheit sich bezog, zunächst aber nur seine eigenen Stammgenossen umfaßte, bei denen es darauf ankam, sie von der Gemeinschaft mit den übrigen Völkern abzuschließen, und von den religiösen und sittlichen Irrwegen des Heidenthums fern zu halten. Im strengsten Gegensatze zu jenen, die bereits größtentheils Knechte der Natur, der Sinnlichkeit, des Wahns und der Sünde geworden, sollten die Glieder des ausgeschiedenen Volkes dem heiligen, lebendigen d. h. persönlichen Gotte, und seinem im Sittengesetze ausgesprochenen Willen unterwürfig bleiben; fürs erste aber noch gleichfalls als Knechte

behandelt werden. So lange nämlich die Fülle der göttlichen Huld, die Gnade des heiligen Geistes noch durch kein thatsächliches Verdienst für die Menschenwelt erworben war, konnten selbst die Gerechten und Frommen zu Gott in keinem andern Verhältnisse erscheinen, obwohl sie als getreue Knechte, die schon unter dem Segen des kommenden Heiles standen, vor unzähligen Anderen den Vorzug hatten.

Es ist in alten Büchern die treuherzige Antwort eines Kindes aufbehalten, das dem Herzoge Johann zu Zweibrücken beim Besuche einer Dorfschule auffiel, so daß er es fragte: was thust du hier? du bist ja noch zu klein, und hast nicht einmal ein Buch? Der Knabe erwiederte: Herr, ich soll lernen sitzen! Und wie fruchtbar ist nicht die Wahrheit, die in diesen einfältigen Worten enthalten! Wenn rohe und verwilderte Völker, die, wie man zu sagen pflegt, noch auf der Stufe der Kindheit sich befinden, zu einer höhern sittlichen Bildung gedeihen oder vollends zu den Segnungen des Christenthums gelangen sollen, so ist es vor allem nöthig, daß sie sitzen lernen, d. h. im wörtlichen wie im bildlichen Sinne, daß sie an Feldbau und feste Wohnsitze, an Zucht und Ordnung sich gewöhnen. Wo kein nach Recht und Pflicht geordnetes, geselliges Leben, da ist auch kein Gehorsam gegen Gott, und so hinwiederum.

Weil nun das Volk Israel in ganz eigenthümlicher Weise unter die erziehende Lenkung Gottes gestellt war, so mußte es zuerst lernen, dieser unsichtbaren Macht mit Furcht und gewissenhafter Treue zu gehorchen, was ohne strenge und umständliche Satzungen und Vorschriften nicht

erzielt werden konnte. Schon vom Anbeginn trug es die Bestimmung in sich, zur geistigen Freiheit der Gotteskinder erhoben zu werden, damit der Segen der Erlösung von ihm aus zu allen Völkern sich verbreite. So lange es jedoch, der höhern Erkenntniß noch unfähig, im Zustande der Unmündigkeit sich befand, mußte es, einem Kinde gleich, unter scharfer Zucht und Aufsicht gehalten und im Gehorsam geübt werden, wie dieß der Apostel in den bekannten Worten lehrt: „So lange der Erbe noch ein Kind bleibt, ist er vom Knechte nicht unterschieden, sondern Zuchtmeistern und Vormündern untergeordnet, bis zu der vom Vater vorbestimmten Zeit.“ *)

So blieb also das erwählte Volk, unter der Mosaischen Gesetzgebung, solchen Gebräuchen und Einrichtungen dienstbar, die der Apostel als die ersten und sinnfälligsten Anfangsgründe, als die Buchstaben des Alphabets oder Elemente des Unterrichts bezeichnet.**) Außer dem ewigen Sittengesetze, das jedem Menschengeiste im Wissen und Gewissen inwohnt, und dessen Grundzüge, um es zum äußern Zeugnisse des göttlichen Willens zu erheben, in die beiden Tafeln von Stein gegraben wurden, enthielt diese Gesetzgebung mancherlei Anordnungen zur Abwehr des Unrechts und zum Flor der nationalen Wohlfahrt. Die Mehrzahl ihrer Vorschriften aber bezog sich auf einen durchaus vorbildlichen Gottesdienst und Opfercult, von welchen daher der Apostel bemerkt: das Gesetz habe nur den Schattenriß, gleichsam die ersten rohen

*) Galat. 4, 1.

**) Galat. 4, 3.

Grundlinien der künftigen Güter, nicht aber ihr vollendetes Bild, d. h. ihr Wesen selbst enthalten und dargestellt.*)

Das Gesetz konnte nur richten und strafen, aber nicht an sich, sondern nur beziehungsweise und mittelbar beleben und beseligen; denn die Gerechten, die nach jeder Richtung dasselbe bewahrten, schieden doch nur in der Hoffnung auf den kommenden Erlöser hinüber, der ihnen bisher nur im Gewissen, im Gesetz und in der Verheißung (Prophezie) offenbar geworden. Eben so konnten auch die verschiedenen Opfer, die gottesdienstlichen Gebräuche und sinnbildlichen Sühnungen, bei all dem positiven Nutzen, den sie in Bezug auf das verheißene Erlösungswerk brachten,**) vorzüglich nur dazu dienen, das Schuldbewußtsein und das Bedürfniß der erneuerten Gnade wach und rege zu erhalten, und alles gläubige Streben und Hoffen auf das kommende Heil in Christo hin zu wenden. Und so sorgfältig Einzelne in sittlicher Treue vor Gott wandelten, wohl auch, wie z. B. die Propheten, als Werkzeuge der erlösenden Vorsehung, mit wunderbarer Erleuchtung begabt wurden, immer war doch, für die Menschheit als solche, der heilige Geist noch nicht gegeben, so lange Jesus nicht verklärt worden***), so lange nämlich die thatsächliche Aufhebung

*) Hebr. 10, 1.

**) Josef Kössing liturg. Vorlesungen. Villingen 1843. Cap. 3. G. Reich über die Satisfactio vicaria in den theolog. Studien und Kritiken. 1844. 1. Heft.

***) Joh. 7, 39.

der Ursünde, die Wiedervereinigung mit Gott nicht eingetreten, die von dem Gehorsam Christi, und von der Vollendung seines persönlichen Werkes abhieng.

Deßhalb, nachdem der Apostel die Gläubigen des alten Bundes den Kleinen verglichen, die noch unter Zuchtmeistern stehen, und dem Buchstaben dienstbar sind, zeigt er sofort, daß diese Vorstufe nun überschritten sei, indem er hinzusetzt: „Als jedoch die Fülle der Zeit gekommen, sendete Gott seinen Sohn, geformt aus dem Weibe, und selbst noch dem Gesetze (des alten Bundes) unterthan, um diejenigen die unter dem Zwange des Gesetzes waren, zu erlösen, damit wir die Aufnahme an Kindesstatt empfingen," d. h. damit wir zu den Rechten und zur Freiheit der Gotteskinder erhoben würden; und dieß zwar durch den göttlichen Geist als den Paraklet Christi, der die Herzen der Erlösten erfüllt und bewegt, daß sie mit freudiger Gegenliebe Gott als ihren Vater anrufen, und daher nimmer Knechte, sondern Kinder Gottes seien.

Darin also unterscheiden sich die Glieder des alten Hauses, welches der Gottgetreue Knecht überwachte, von den Gliedern des neuen, in welchem der Sohn Gottes waltet. Denn „das Gesetz ward durch Moses gegeben; die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesum Christum worden, und aus seiner Fülle haben wir alle empfangen, Gnade nach Gnade." Zwar ist der Gesetzgeber, dessen Befehle Moses vollführte, derselbe Logos, der in Christo als Mensch unter Menschen erschienen, und eben so wie das objective Gewissen, muß auch das Gesetz und der Opferdienst schon ein Werk der Gnade und Wahrheit

betrachtet werden, doch beides mehr noch vorbereitend und in enger Umgrenzung. Die Fülle der Gnade hingegen, d. h. der erbarmenden Liebe Gottes, und die ganze Wahrheit, nämlich die vollkommene Offenbarung und Verwirklichung seines Willens und seiner Rathschlüsse für das Heil der Menschen, sind erst in und mit Christo an den Tag getreten.*)

Wenn daher die Sehnsucht des Moses, „das Angesicht Gottes zu schauen" unerfüllt bleiben mußte, so war im Gegentheile die Bitte des Jüngers Philippus: „Herr, zeige uns den Vater," eine überflüssige geworden, denn ihm erwiederte der Herr: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater." Wenn Moses die Aufträge Gottes von außen her empfing, so bezeugt zwar auch Christus: „ich thue nichts von mir selber, sondern was der Vater mich gelehrt, das rede ich." **) Da jedoch der Vater in ihm, und er im Vater, so erfolgte dieß Vernehmen des göttlichen Willens innen im Geiste des Menschensohnes, ohne äußerliche Vermittlung; und überall, wo er als den Gottessohn oder Logos sich offenbart, bezeugt er gleichfalls, daß sein Wille, seine Macht und Weisheit nicht abgesondert in und für sich bestehen, sondern aus der wesenhaften Mittheilung des Vaters kommen. „Wahrlich sage ich euch, der Sohn kann nichts aus sich selber wirken, sondern was er den Vater thun gesehen (indem er eben das Object der wesenhaften Selbstschauung des Vaters ist); Alles was dieser wirkt, wirket zugleich auch der

*) Maier Comment. S. 169, 180—189.

**) Joh. 8, 29. 12, 50.

Sohn." *) Und da seiner Menschennatur die ganze Fülle der Gottheit leibhaft inwohnt**), so ist er als himmlischer Adam gekommen, um den Menschen die Fülle des Lebens, nämlich die geistige Wiedergeburt, und die künftige leibliche Wiederherstellung zu bringen.

Es ergibt sich daraus von neuem, wie ganz anders nunmehr die Verhältnisse im Hause Gottes sich gestalten. Die Kirche des alten Bundes wird vom Apostel der Hagar oder der Magd verglichen, die des neuen Bundes hingegen die Freie genannt. Die Verhältnisse der untergeordneten, knechtischen Gesinnung, die in jener die Oberhand hatten, obwohl die höchsten sittlichen Gebote der Gottesliebe ihr nicht fremd geblieben, zeigten sich darin, daß die Glieder der Synagoge mehr durch Furcht vor der Strafe, als durch die Liebe des Guten zusammen gehalten wurden, daher auch eine Unzahl beschwerlicher und umständlicher Förmlichkeiten auf ihnen lastete. Die christliche Kirche hingegen nennt der Apostel die himmlische Stadt, das Jerusalem, das von oben ist, weil ihr Urheber und Vollender von oben gekommen, und nach oben zurückgekehrt, von wo er sie regiert; weil die belebende Kraft ihrer Heilsmysterien von Christo und dem heiligen Geiste ausgeht, und ihr inneres Leben in den himmlischen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sich vollendet. Er bezeichnet sie ferner als die freie, weil sie mit ihrem wahrhaften und geistigen Opferculte Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet, und weil es der Geist

*) Joh. 5, 19.
**) Col. 2, 9.

Gottes ist, der, indem er in den Gläubigen die Gesinnung der Ehrfurcht und Liebe weckt, auch die Freithätigkeit ihres Willens beschirmt und kräftigt, daß sie die Gebote Gottes freudig erfüllen. Denn dadurch erst bestätigen und bezeugen wir des Apostels Ausspruch, daß wir nimmer Söhne der Magd sind, sondern der Freien.

Allerdings können wir auf der Höhe dieser Wahrheit nicht festen Fußes stehen, ohne das Geschrei derjenigen zu vernehmen, die mit pharisäischem Dünkel uns zurufen, daß uns eine solche Stellung gar nicht gebühre. Die Feinde der katholischen Kirche, die jede Stellvertretung des Menschensohns durch Menschen, und somit das Priesterthum verwerfen, wissen sich viel darauf zu Gute, daß sie im katholisch kirchlichen Leben so viele knechtische, sinnliche Elemente aus dem alten Bunde, oder, wie sie gern sich ausdrücken, so viel Judenthum im Christenthum entdecken, wodurch das geistige Leben in äußerlichen Gebräuchen und todter Werkheiligkeit verkümmern müsse. Sie vergessen dabei nur, daß die hierarchischen Formen, die ihnen so mißfällig, nur deßhalb auch im Judenthume und selbst im Heidenthume zum Vorschein kommen, weil sie, als rein menschenthümliche, in den organischen Gesetzen der Menschenwelt begründet sind. Indem aber diese Gegner, zugleich mit der wesentlichen organischen Form der Kirche auch diese selber läugnen, achten sie nicht darauf, daß sie damit das ganze Wesen des Christenthums verflüchtigen.

Wir wollen jedoch mit Vorbedacht selber Oel ins Feuer gießen, und einiger solcher Thatsachen gedenken, wie sie jenen Gegnern jederzeit willkommen sind. Es hat sich ereignet, daß eine vornehme Dame, die Gemahlin

des weltbekannten Don Juan Padilla, in die große Cathedrale von Toledo sich begab, um aus derselben alle kostbaren Geräthe hinweg zu nehmen und in klingende Münze umzusetzen. Um jedoch den Schmerz kund zu geben, den sie, die Räuberin selbst, über diesen Kirchenraub empfand, hatte sie Trauerkleider angezogen, und bewegte sich, von zwei Fackelträgern begleitet, seufzend und an die Brust schlagend, auf den Knien mühsam genug bis zum Tabernakel, aus dem sie die Schätze holte. Welch ein frommer Diebstahl, ruft der Bischof Guevara, der dieß Ereigniß berichtet: welch eine andächtige Verletzung des Heiligthums, welch ein seliges Gold, das mit so gottesfürchtiger Feierlichkeit geraubt ward!

Der nämliche sehr geistvolle Gewährsmann erzählt, aus derselben Epoche des spanischen Bürgerkrieges, ein noch grelleres Exempel. Im Treffen bei Tordesilla sah er als Augenzeuge, wie ein Geistlicher, der den Rebellen sich zugesellt, hinter einem Baume seinen Posten genommen, von wo er, als ein wohlgeübter Schütze eilf Soldaten nieder streckte, dabei jedoch höchst gewissenhaft diese Vorsicht beobachtete, daß er jedesmal, ehe er zielte und losdrückte, seine Flinte erhob, und damit das Zeichen des Kreuzes machte, um seinen Schlachtopfern vorher noch die Absolution und den Segen zu spenden. Guevara sah übrigens diesen Menschen, schon vor dem Ende des Treffens, mit zerschmettertem Haupte am Boden liegen; unversöhnt und ohne Segen war er vom Tode ereilt worden.

Wenn es nun, bei der großen Anzahl der Glieder, die äußerlich der Kirche angehören, an solchen unerbaulichen Beispielen und thörichten Gesinnungen nicht mangelt,

was soll oder kann damit anders bewiesen werden, als die Thatsache, die der Herr in so vielen Parabeln, z. B. vom Weizen und Unkraut, angekündet und vorhergesagt? Von solchen Bekennern des Christenthums muß freilich eingestanden werden, daß sie, in ihrer Richtung auf das Aeußerliche, den Jüngern Mosis ähnlich und dennoch keine Knechte Gottes sind, da sie mit ihrer geistlosen Scheinfrömmigkeit nur sich selbst belügen. Hat aber nicht die übel verstandene, sogenannte evangelische Freiheit zu weit ärgeren Mißbräuchen geführt? Wenn man außerhalb der Kirche alles geistige Leben und Wirken der Gläubigen schlechthin als ein Werk des göttlichen Geistes (des Pneuma) ansieht, und dennoch die Kirche beschuldigt, daß sie ihren Mysterien eine göttliche Wirksamkeit zuschreibt, die lediglich aus eigener Kraft das ganze Heil zu Stande bringen, so ist darin nicht minder der Widerspruch gegen die eigenen Ansichten, als die Verläumdung zu rügen. Die Kirche, der man in dieser Hinsicht, weil sie die Freithätigkeit des Willens festhält und achtet, sogar den Irrthum des Pelagius zum Vorwurfe macht, hat von jeher, bei den Erwachsenen und Mündigen, für ihre Heilsgaben das persönliche freie Mitwirken gefordert, ohne welches ihre Mysterien theils (wie das Sacrament der Buße) völlig wirkungs- und fruchtlos, theils nur sacrilegisch, und daher nur zum Unheil empfangen werden. Das erhabene Wort von der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit gehört, in seiner unverkennbaren und ganz bestimmten Beziehung auf die nachbildliche Opferhandlung Christi, in der es ausgesprochen worden,*)

*) M. s. des Verf. „Samaritin." 2. Aufl. Wien 1858. S. 224 f.

ganz eigentlich dem kirchlich katholischen Leben an; und daß der Geist es sei, der lebendig macht, ist von der lehrenden Kirche nie und nirgends verkannt worden.

Weil nun die Glieder der Kirche nimmer als Knechte, sondern als Kinder in dem Hause Gottes einheimisch werden sollen, über welches der Sohn Gottes gesetzt ist, so haben auch sie Alle die trostvollen Worte zu beherzigen, womit dieser zunächst seine unmittelbaren Jünger zu sich erhob: „Euch nenne ich nimmer Knechte, weil der Knecht nicht weiß, was sein Herr beabsichtigt; sondern ich nenne euch Freunde, weil ich alles, was ich von meinem Vater vernommen, euch bekannt gemacht.“ Allerdings hat er die Bedingung schon vorausgeschickt: „Ihr werdet als meine Freunde euch bewähren, wenn ihr erfüllet, was ich euch befohlen.“ Und dieß könnte als ein Widerspruch erscheinen, indem das Gehorchen mehr dem Knechte als dem Freunde zukommt, wenn nicht das bestimmte Gebot, das hier gemeint ist, selber die Lösung dieser Schwierigkeit enthielte. „Dieses ist mein Gebot, daß ihr einander so liebet, wie ich euch geliebt.“ Hier ist also von keinem knechtischen Verhältnisse mehr die Rede, sobald der Gehorsam durch die Wirkung der Gnade zur Liebe erhoben und verklärt worden; und dahin deutet auch der Apostel in dem Lobe, das er der macedonischen Gemeinde ertheilt. „Was die brüderliche Liebe betrifft, so habt ihr nicht nöthig, daß ich euch dazu schriftlich ermahne; denn ihr selber seid (innerlich) von Gott belehrt, daß ihr euch einander liebet, wie ihr es auch thatsächlich an allen Brüdern erweiset.“ *)

*) 1 Thess. 4, 9.

Erfassen wir dieses belobende Zeugniß in seiner ganzen Bedeutung, so finden wir neuerdings den großen Unterschied zwischen den Jüngern des Knechtes und jenen des Sohnes. Von den letztern verkündet der Seher: daß sie insgesammt Lehrlinge Gottes sein werden, und indem sich der Herr darauf beruft, setzt er hinzu: „ein Jeglicher, der (durch innere Anregung des heiligen Geistes) von meinem Vater es vernommen und sich belehren ließ, kommt zu Mir.“ *) Denn die äußerliche Unterweisung und Ermahnung ist wohl, wie Augustinus sagt, ein nothwendiger Behelf; derjenige jedoch, der den innern Menschen unterrichtet, hat seine Lehrkanzel im Himmel. Und so gibt er auch das Wahrzeichen an, woraus es sich erkennen lasse, ob Jemand wirklich aus dieser Quelle seine Belehrung geschöpft habe. Wer nämlich die Kenntniß von dem besitzt, was ihm zu thun geziemt, und es doch nicht thut, der ist zwar allerdings über das Gesetz belehrt, aber nicht auf den inneren Wegen der Gnade. Dieser Abhängigkeit des Menschen von dem göttlichen Beistande gedachte der große Thomas von Aquin, als man ihm die Gewissensfrage stellte, wie er sich wohl einem Menschen gegenüber benehmen würde, von dem er eine schwere Beleidigung erfahren? Der weise Lehrer erwiederte: Wie ich bei einem solchen Anlaß mich zu benehmen hätte, ist mir gegenwärtig klar bewußt, weil mein Herr und Meister in Wort und That darüber mich belehret hat; wie ich aber im gegebenen Falle mich verhalten werde; dieß steht bei Gott, von dessen Gnadenhülfe jegliches Gute bedingt wird.

*) Joh. 6, 15.

Wenn aber jene innere Unterweisung, jenes Belehrtsein durch Gott, wie es der Apostel an den Christen zu Thessalonich rühmt, offenbar eine Wirkung der göttlichen Gnade ist, ohne welche der Mensch, nach der unbedingten Lehre der Kirche, nichts Gottgefälliges zu thun vermag; wenn Christus selbst bezeugt: Niemand könne zu ihm kommen, er werde dann vom Vater gezogen: wo bleibt dann wieder die eigene, freithätige Willenskraft, an welche doch so große Forderungen gestellt werden, als ob sie für sich allein denselben zu genügen im Stande wäre? Die Lösung dieser Frage kann nur dann gelingen, wenn man gehörig auseinander hält, was wenigstens im Gedanken nicht vermengt werden darf. So oft nämlich von den Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich und den Nächsten die Rede ist, wird damit schon angedeutet, daß er, nach dieser zweifachen Richtung, eine doppelte Aufgabe habe. Die eine Aufgabe des Menschengeistes ist die seiner eigenen Vollendung (soweit er sie in und aus sich erreichen kann), und zwar dadurch, daß er als geistiges oder freies Wesen lebe, und nach dem Sittengesetze, das er in seinem eigenen Bewußtsein vorfindet, der Natur und Sinnlichkeit gegenüber seine geistige Würde und Herrschaft behaupte; womit zugleich die Pflicht gegeben ist, daß er in anderen Menschen neben ihm ebenfalls die freie Persönlichkeit in ihren Rechten ehre. Die andere Aufgabe bezieht sich auf jene Vollendung, die der Menschengeist, nach seiner allseitigen Bedingtheit, außer und über seinem eigenen Dasein, nämlich in Gott zu suchen hat; diese aber kann er nur dadurch erreichen, daß er in dem sittlichen Gesetze, welches

ihm die Wahrung seiner geistigen Würde gebietet, zugleich das Gesetz und den Willen Gottes anerkennt, diesem sich mit freiem Gehorsam unterwirft, und sein Denken und Streben vorzugsweise zu ihm, dem Unsichtbaren, empor wendet.

Wie nun diese beiden Bestrebungen gewöhnlich bezeichnet werden, ist bekannt genug. Unter Tugend oder Sittlichkeit wird die erste, unter Religion oder Gottseligkeit die zweite verstanden, wiewohl diese Unterscheidung keine Trennung sein kann, indem ja auch der Glaube, die Hoffnung und die Liebe, welche die Wurzel, den Stamm und die fruchtbare Blüthe des religiösen Lebens darstellen, ebenfalls Tugenden, und zwar himmlische genannt werden. Will man dennoch, wie es nicht selten geschieht, beide Richtungen als wirklich geschiedene und vereinzelt für sich bestehende auffassen, so daß man im Leben und der Gesinnung einzelner Menschen (und Völker) bald nur Religion gewahr wird ohne Tugend, bald wieder nur Tugend ohne Religion, so wird die erstere wohl nur in der Beobachtung gottesdienstlicher (oder wie bei den Heiden, abgöttischer) Gebräuche, die andere lediglich in der Bewahrung des Sittengesetzes bestehen, ohne alle Beziehung auf den göttlichen Willen, und folglich ohne Sehnsucht nach Gott; wie dieß bei den heidnischen Stoikern der Fall war, und wie es noch immer bei jenen sublimen Egoisten als Norm gilt, die ihrer Versicherung nach das Gute nur um des Guten willen thun, und die Tugend nur lieben um der Tugend willen.

Ob nun der Mensch irgend eine sittliche Vollendung der Art, und zwar aus eigenen Mitteln (durch die ihm

wesentlichen oder anerschaffenen Kräfte) zu erringen vermöge, das ist schon thatsächlich durch die heroischen Tugenden bewiesen, an welchen die heidnische, zumal die persönlich höher entwickelte griechische und römische Welt so reich ist. Denn obwohl der menschliche Geist, in Folge der Urschuld, die unmittelbare Herrschaft über die Natur verloren, ist ihm doch die wesentliche Kraft der Persönlichkeit, und der freien Selbstbestimmung geblieben, ohne welche er kein erschaffener Geist, sondern ein Unding wäre. Er kann daher, durch angestrengte Kraftäußerung, irgend eine sittliche Aufgabe durchführen, die einen hohen Grad von Selbstbeherrschung erheischt, und so zu einer Stufe von stoischer oder patriotischer Tugend sich erheben, die ihm einen glänzenden Namen erwirbt. Was man jedoch dabei nicht vergessen darf, ist der Umstand, daß solche Tugenden, die bei den Heiden meist nur in einseitiger Uebung und von Aberglauben und anderweitiger Unsittlichkeit begleitet vorkommen, in ihrer abgeschlossenen Selbstigkeit aller lebendigen Beziehung zu Gott, und daher auch des Verdienstes ermangeln, indem sie aus keinem Lebensverkehr mit Gott hervorgehen.

Anders verhält es sich mit der religiösen Richtung, sofern sie nicht, auf dem Wege des fortschreitenden sittlichen Abfalls, in Naturvergötterung und Naturdienst sich verkehrt hat. Der einzige „Weg,“ der zu Gott führt, also, nach morgenländischer Ausdrucksweise, die ausschließlich wahre Religion, ist durch Den begründet und angebahnt, der sich deßhalb den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt, und welchem, als dem Logos und Gesetzgeber der Menschheit, und als dem neuen Adam, von dem ihr

Fortbestand abhängt, selbst die Heiden alles das verdankten, was ihnen vom Sittengesetze noch bekannt geblieben, indem das Zeugniß des (objectiven) Gewissens auch in ihre Finsternisse leuchtete. So wenig nun der Menschengeist aus eigener Kraft ins volle Dasein hervortreten, oder sich selbst zum Bewußtsein erwecken kann, eben so wenig vermag er in die verlassene Richtung zu Gott zurück zu kehren, den gebrochenen Lebensbund wieder anzuknüpfen; und so konnte nur von Gott dieser erneuerte Lebensverkehr den Ausgang nehmen, der die Rechtfertigung und Heiligung des Menschen einleitet und gründet, aber nicht ohne diesen und sein Mitwirken vollendet wird.

Es geht also die Gnade, die Christus für das ganze Geschlecht erworben, ursprünglich allem und jedem menschlichen Verdienste voran, das erst durch jene Gnade möglich wird; und eben so gewiß, als der Mensch des fortwährenden Lebensverkehrs mit Gott bedarf, ist auch für seinen sittlichen und religiösen Wandel die stete Begleitung oder der Beistand der Gnade nöthig, damit er im Kampfe gegen die ungestümen Triebe und die Blendwerke der Natur den Sieg gewinne, und, nachdem er an sittlicher Würde zugenommen, nicht in thörichtem Selbstgenügen die Richtung zu Gott wieder verlasse. So wenig also die wahrhafte Religion oder Frömmigkeit ohne Gnade denkbar ist, eben so wenig die echte Tugend oder Sittlichkeit; da ja das Gewissen, dessen Forderungen sie entsprechen soll, selber als der Anfang der Gnade zu erachten ist. Es geht daraus ferner hervor, daß die echte Sittlichkeit so wenig ohne Religion, als die wahre Religion ohne Sittlichkeit oder Tugend geübt werden könne.

Wahre Tugend ist eine sittliche Willensentscheidung, die, indem sie die Erfüllung des göttlichen Gesetzes und Willens beabsichtigt, zugleich schon eine gottesdienstliche Handlung darstellt; und da diese Erfüllung des göttlichen Willens, die der Urmensch von sich gewiesen, in der unbedingten Hingabe Christi verwirklicht wurde, die unser Heil bedingt, so kann die christliche Gerechtigkeit, als Tugend und Gottesdienst zugleich, nur in und nach seinem Vorbilde, also nur in der Nachfolge Christi gesucht und erreicht werden, indem wir, nach dem bekannten Worte des Apostels, Alles in Ihm vermögen, der uns kräftigt.

Nach diesen Voraussetzungen wird es nimmer schwer, die Grundzüge zu bestimmen, in denen der christliche Wandel oder die echte Jüngerschaft Jesu zu suchen. Ohne Zweifel ist diese auf keine der einzelnen Thätigkeiten und Richtungen beschränkt, wie sie hie und da ausschließlich als das Wesen des praktischen Christenthums gerühmt werden. Sie besteht weder einzig in der Nächstenliebe und ihrem Wirken, oder in der Rechtlichkeit, die in der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten und der Ordnung des Haushalts sich bewährt, noch in der bloßen kirchlichen Gesinnung, im Eifer für die rechtgläubige Lehre, im emsigen Besuche des Gottesdienstes und in der Uebung des Gebetes. Zur Jüngerschaft Jesu wird alles dieß erfordert, und außerdem noch mehr; wie das aus seinen eigenen Worten hervorgeht: „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und mir nachfolgt, ist meiner unwürdig, und kann mein Jünger nicht sein! *) So lehrt auch der

*) Matth. 10, 38. Luc. 14, 27.

Apostel: daß es unsere Aufgabe sei, nicht bloß an Christum zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden, *) und es handelt sich nur darum, wie das zu verstehen, und ob es lediglich die Ertragung der körperlichen Leiden und Widerwärtigkeiten sei, die den Christen als einen echten Jünger seines Erlösers auszeichne? —

Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts machte sich ein Mann bemerklich, der jenen Ausspruch des Herrn im wörtlichen Sinne erfaßte; es war ein Laienbruder aus dem Carmelitenorden, nach seinem Ordensnamen Franciscus de Cruce. Im Frühling des Jahres 1643, und in seinem sieben und fünfzigsten Lebensjahre, zog er, ein schweres hölzernes Kreuz, das hinter ihm nachschleppte, auf der Schulter tragend, von Vallisolet in Spanien aus, wanderte durch den Süden Frankreichs über Genua nach Rom, von da im folgenden Frühling nach Venedig, wo er ein Schiff bestieg, und nach dem heiligen Lande übersetzte. Als er daselbst seine Kreuzeslast nach Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und auf die Höhe des Tabor getragen, kehrte er über Triest, Rom und Genua zurück, und nachdem er mitten im Winter durch die Pyrenäen nach Biscaja und Galizien gewandert, kam er wieder nach Vallisolet, wo er sein Kreuz in der Klosterkirche aufstellte.**)

Werden nun gewisse Leute keinen Anstand nehmen, diese überaus mühselige Kreuz- und Pilgerfahrt den Wirkungen einer fanatischen Gemüthsrichtung beizuzählen,

*) Phil. 1, 29.

**) J. v. Görres christl. Mystik. Regensburg 1836. Bd. 1. S. 410.

über welche sie sich erhaben wissen, so wollen wir zwar diesem schroffen Urtheile nicht unbedingt beistimmen, jedoch ohne es uns zu verhehlen, daß die Aufforderung des Herrn, so wie die Bürde des Kreuzes, die der Gläubige in der Nachfolge Christi auf sich zu nehmen hat, in geistigerem Sinne verstanden werden müsse. Aber auch bei dieser Auffassung muß man vor gewissen Irrungen auf der Hut sein. Es ist nämlich manchen Menschen gegeben, ein friedlich stilles Leben zu führen, das weder von Glück noch Unglück in auffallender Weise heimgesucht wird, zumal wenn sie weise und Gottgetreu genug sind, um ihre Leidenschaften im Zaum zu halten. Sofern aber ohne sehr augenfällige Leiden und Drangsale der Weg zur Seligkeit nicht gefunden würde, wären dann Zeloten, Splitterrichter und Pedanten nicht berechtigt, den Gläubigen dieser Art die Wahrzeichen der echten Jüngerschaft Christi abzusprechen?

Es ist aber noch ein anderer Umstand zu beachten. Da wir nämlich nicht bloß das Recht, sondern in Bezug auf Andere, die unserer Obsorge anvertraut, auch die Pflicht haben, nach einem bescheidenen Maße äußerlicher Wohlfahrt zu streben, da niederdrückende Leiden und üppiger Uebermuth das Gedeihen des christlichen Lebens in gleichem Grade hemmen, und viele Gebete der Kirche auf den Segen von oben sich beziehen, der jene Wohlfahrt verleihen und fördern möge, so kann wohl die Frage entstehen: wie sich dieß alles mit der Mahnung des Herrn vereinbare: „So Jemand mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, trage sein Kreuz tagtäglich, und folge mir nach," oder mit dem Grundsatze seines Apostels:

daß man durch viele Mühen und Leiden ins Gottesreich eingehen müsse? *)

Die Antwort liegt im Wesen jener Aufgabe selbst, die ohne innere und äußere Kämpfe nicht durchzuführen ist. Um Christo anzugehören und in seine Gesinnung einzugehen, muß der Erlöste Allem entsagen, was der verkehrten Richtung des natürlichen Menschen angehört, und jede selbstsüchtige, gehässige, unlautere Regung, die aus diesem Boden aufsproßt, geistig beherrschen und unterjochen. Da nun das Fleisch (der irdisch sinnliche Lebenszustand) immerfort gegen den Geist begehrt, wie dieser gegen das Fleisch; da der Wille des Menschen nicht selten, wenn es an der nöthigen Wachsamkeit gebricht, gegen den göttlichen sich auflehnt, und dann die Stimme des Gewissens gegen sich hervor ruft; da körperliche Leiden und andere beengende Schranken die Thätigkeit des Geistes hemmen, zugleich auch die Bestrebungen Anderer, und unzählige zufällige Ergebnisse den besten Absichten entgegen wirken und sie vereiteln, so gestaltet sich aus solchen vielfachen Widersprüchen, die einander durchkreuzen, unvermeidlich die Bürde des Kreuzes, die jeder Christ auf sich zu nehmen, und tagtäglich zu tragen hat, und zwar im Geiste der Buße, in treuer Nachfolge des Wunderbaren und Heiligen, der als schuldloser Büßer auf Erden gewandelt. Und weil dieß alles eben sowohl, in dankbarer Liebe, für ihn und um seinetwillen, als durch ihn, oder mit seiner Gnadenhülfe geschehen soll, darum nennt er auch wiederum das Joch, das er auflegt, süß, und seine Bürde leicht.

*) Apostelg. 14, 21.

Von einem frommen Manne, der aus Aegypten nach Syrien gekommen, seines Namens Brochas, erzählt Johannes Eviratus, daß derselbe in der Nähe der Stadt Seleucia einen wüsten Platz sich erwählt hatte, wo er nach der Sitte seiner Zeit, aus rohen Steinen eine Hütte erbaute, um darin ein zurückgezogenes, zwischen Gebet und Arbeit getheiltes Leben zu führen. Als er mit dem Gemäuer zu Stande gekommen, und nun um die weiteren Behelfe sich umsah, deren er für seinen Bau bedurfte, kam er vor einem Patrizier von Antiochia, genannt Anatolius der Krumme, vorüber, der eben unter der Vorhalle seines Hauses saß; diesen ersuchte er um einige Bretter und Gebälke, die auf dem Platze vor dem Hause lagen, damit er seine Zelle damit eindecken könnte. Der reiche Mann, da er diese Zumuthung vernahm, ward über die Maßen entrüstet, und ließ den Anachoreten seinen Zorn fühlen. Siehe da, rief er, den zudringlichen Landstreicher und Strolch, der vornehme Leute mit seinen ungestümen Bitten belästigt! Blicke einmal dorthin; dort liegt mehr Holz, als du brauchen kannst; nimm es mit und gehe deiner Wege! Mit diesen Worten zeigte er auf einen ungeheuren Balken hin, der schier geeignet war, einem Lastschiffe zum Maste zu dienen. Herr, sagte Brochas in seiner Einfalt, gib dazu Deinen Segen! Mit Mühe unterdrückte Anatolius einen Fluch, der ihm schon auf den Lippen schwebte, und erwiederte lachend: segne dir's Gott. Brochas aber trat zuversichtlich hin, ergriff den Balken, hob ihn, als wäre er federleicht, auf seine Schulter, und trug ihn, ohne Rast zu machen, bis zu seinem Bau.

Wie es hier in wunderhafter Weise sich zugetragen, so wiederholt es sich nach sittlicher Beziehung überall in der christlichen Welt. Den Einen dünkt alles unerträglich, was zu den Aufgaben des neuen Lebens gehört, und auch das Leichteste wird ihm so schwer, wie jenem Anatolius, der noch von Christo nicht gelernt hatte, die Sanftmuth zu bewahren, und noch in solchem Maße ein Knecht der Hoffart war, daß eine bescheidene Bitte genügte, um seinen Zorn zu entflammen. Anderen wieder erscheint, gleich dem armen Brochas, das Schwerste leicht, sofern sie gewohnt sind, mehr in Christo zu leben, als in sich selber. Das Leichte wird uns schwer, so lange wir das Joch der Selbstsucht tragen, und gleich den Jüngern Mosis unter das Gesetz der Furcht gestellt bleiben, das nicht lebendig macht. Das Schwere wird uns leicht, sobald wir wirklich, im Geiste und in der Wahrheit, Jünger Christi geworden, und stets von dem großen Gedanken uns lenken lassen: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet hat, und sich selber für mich dargegeben!“

VIII.

Gottvertrauen und Erhörung.

„Wir wissen, daß Gott die Sünder nicht höret, sondern so Jemand seinen Willen thut, denselben erhöret er."
(Joh 9, 31.)

Groß ist die Macht, die der Wahrheit inwohnt; denn alle Schliche und Winkelzüge der Hinterlist besiegt sie ohne Mühe durch sich selbst. So hat es Marcus Tullius einst ausgesagt; doch schöner und bündiger lautet der Sinnspruch des heiligen Thomas von Aquin: „Stark ist die Wahrheit, schwach die Lüge." Diese Stärke der Wahrheit, diese Ohnmacht der Lüge kann wohl bei keinem Anlasse deutlicher ans Licht treten, als bei Gelegenheit der amtlichen Untersuchung, welcher die Synedristen die Heilung des Blindgebornen unterzogen. Wie gering und wie armselig erschien dieser, der niedern Volksklasse angehörige, als ein Unwissender verachtete Jüngling den gefürchteten Häuptern gegenüber, die mit dem Prunke ihres Wissens und ihrer Werkheiligkeit die öffentliche Meinung beherrschten! Dennoch hatte er aus dem Bewußtsein der Wahrheit, die er bezeugte, und mit dem Beistande Gottes, der dem Aufrichtigen und Einfachen seine Huld

nicht versagt, so viel Erkenntniß und freudigen Muth gewonnen, daß er vor den Hohen und Mächtigen die Sache seines Wohlthäters, dessen Verderben sie beschlossen, mit schlagenden Gründen vertheidigte, während jene fruchtlos sich abmüheten, ihre Rathlosigkeit hinter dem Trotze des Hochmuthes zu bergen.

Bereits haben sie die spitzige Frage, durch welche er dießmal, den Gang der Verhandlung umkehrend, sie selbst ins Verhör genommen, mit der rauhen Erwiederung abgefertigt: „sei du immerhin sein Jünger, wir sind Jünger Mosis"; und um ihrer Rede das volle Gewicht zu geben, haben sie noch hinzugesetzt: „dieß wissen wir, daß Moses von Gott gesendet worden, woher aber dieser sei, und wer ihn ermächtigt, davon haben wir keine Kenntniß." Und siehe, auch dieser Ausflucht wußte der Jüngling nach Gebühr zu begegnen, indem er die Unwissenheit, die sie vorschützten, als eine sehr auffallende und verdächtige an's Licht zog. „Billig, sprach er, muß man darüber sich verwundern, daß ihr nicht wisset, woher er sei, und doch hat er meine Augen aufgethan!" Ihr, die hochweisen, in göttlichen Dingen so wohl bewanderten Lehrer, ihr versichert, durchaus nicht zu wissen, woher mein Wohlthäter die Macht besitze, die er durch meine Heilung an den Tag gelegt, und doch scheint das so leicht zu ermitteln, und zwar aus diesem herrlichen Werke selbst! Ihr nennt ihn unbedenklich einen Sünder, und möchtet mich und alles Volk überreden, dieß übermenschliche Werk sei durch die Mitwirkung des bösen Geistes zu Stande gekommen; ihr bedenkt aber nicht, daß solch' eine heilbringende und lebensvolle Kraft nur von Gott ausgehen

und auch nur einem solchen Menschen mitgetheilt werden könne, auf welchem Gottes Huld und Wohlgefallen ruht! Ihr zwar, auf euer Ansehen hin, behauptet zu wissen, daß dieser Mensch ein Sünder sei; wir Anderen hingegen, so wenig wir auch unserer Gelehrsamkeit uns rühmen dürfen, „wir wissen doch so viel, daß Gott die Sünder nicht höret; sondern so Jemand ihm mit Ehrfurcht dient, und nach seinem Willen handelt, denselben erhöret er. Nie und nirgends noch ward es auf Erden vernommen, daß Jemand die Augen eines Blindgebornen eröffnet habe. Wäre dieser nicht von Gott, so hätte er das nicht bewirken können!"

„Im Munde der Kleinen und der Säuglinge," so heißt es im Psalme, „hast du, o Herr, dir eine Macht bereitet, um den Widersacher und Verläumder zum Schweigen zu bringen"; und Aehnliches ergab sich auch hier. Die Schutzrede, die Einer der Geringsten aus dem Volke für seinen Wohlthäter gehalten, konnte bei aller Einfachheit nicht klarer und bündiger sein, um das Verhältniß Gottes und seiner heiligen Liebe zu den Menschen auszusprechen; sie konnte zugleich, wenn schon unvollständig, als Zeugniß der göttlichen Sendung und des Mittleramtes Christi gelten; und es erübrigt dabei nur die Frage: ob sie in jeder Beziehung als volle Wahrheit anzunehmen sei? Daß der Jüngling dabei an manche Stellen der Schrift denken mochte, die er vom Hörensagen kannte, läßt sich füglich nicht bezweifeln. So wird es in dem Buche der Sprüche gelehrt: „Fern ist der Herr von den Frevlern, die Gebete der Gerechten aber wird er erhören," und ferner:

„Wer sein Ohr abwendet, um auf das Gesetz nicht zu hören, dessen Gebet wird verabscheut werden.“*) Aehnliche Zeugnisse kommen auch im Buche Hiob und bei den Propheten vor, die sämmtlich geeignet scheinen, den Ausspruch zu bekräftigen: „wir wissen, daß Gott die Sünder nicht hört.“

Bei allem dem wird es an verkehrten Folgerungen nicht fehlen, sobald man diesem Satze in seiner verneinenden Form eine unbedingte Geltung zuschreibt. Abgesehen davon, daß gewisse Irrlehrer, wie z. B. die Donatisten auf denselben Satz ihre Behauptung stützten, wonach die Priester und Diakonen der Kirche durch jede schwere Schuld oder Todsünde sofort die Befähigung verlieren, die Mysterien des Heiles auszuspenden, haben Viele dadurch zu der irrigen Ansicht sich verleiten lassen, daß einzig nur das Gebet der Gerechten, nicht aber jenes der Sünder Erhörung finde. Schon Augustinus bemerkt dagegen, daß nach solcher Voraussetzung jener Publikan vergeblich sich abgehärmt hätte, als er an der Tempelpforte stehend mit der Stimme des Herzens zu Gott rief: „Sei mir, dem Sünder gnädig!“ Deßhalb behilft er sich, um den Widerspruch zu heben, mit der Annahme, daß der Blindgeborne, der bis jetzt über die Stufe eines Lehrlings oder Catechumen nicht hinaus gekommen, die volle Erkenntniß der Wahrheit noch nicht besitzen konnte.

Wir bedürfen jedoch dieser Lösung keineswegs, und die Rede des Jünglings wird an ihrer Wahrheit nicht

*) Sprichw. 15, 29; 28, 9.

verlieren, sofern wir nur Dasjenige bedenken, was er zunächst damit sagen und beweisen wollte. Ihm lag es nämlich vorzugsweise daran, dieß Eine hervorzuheben, daß übernatürliche, himmlische Kräfte, und eine Wirksamkeit, die in's Gebiet des Wunderbaren gehört, einem entschieden von Gott abgewandten Sünder niemals verliehen werden, weil sonst solche Werke, die mit Recht als Erweise oder Zeichen eines Gottgeheiligten Lebenswandels gelten, gar sehr geeignet wären, jeden verderblichen Irrthum zu fördern. Bei allem dem bleibt noch ein Einwurf übrig. Da nämlich eine jegliche Gebetserhörung, auch wenn sie in keiner sinnfälligen Weise, sondern nur im Gebiete des innern Lebens zu Stande kommt, als ein wunderbarer Vorgang, und zwar im letztern Falle als ein geistiges Wunder zu betrachten ist, und folglich die Nichterhörung überall als ein Beweis gelten müßte, daß der Bittende ein Sünder sei, so wird durch die eben mitgetheilte Erklärung die Schwierigkeit nicht ganz beseitigt, weßhalb die Lösung derselben auf anderweitigen Wegen auszumitteln bleibt. Und weil Niemand berechtigt ist, sich für einen Jünger und Nachfolger Christi zu halten, wenn er stumm gegen Gott, nämlich ohne Uebung des Gebetes seinen Erdenweg wandert, so erheischt es auch die Wichtigkeit dieses Gegenstandes, daß wir zuerst das G e b e t, als unsern Lebensverkehr mit Gott, sodann die B i t t e, als eine Gestaltung des Gebets, endlich die E r h ö r u n g, als Ziel und Erfolg der Bitte in Erwägung nehmen.

*

* *

In der Geschichte des Sehers Daniel wird von den arglistigen Ränken berichtet, mit welchen die Fürsten und Satrapen am Hofe des Perserkönigs Darius sich abmüdeten, um den verhaßten Fremdling aus der hohen Stellung, die er als oberster Rathgeber des Königs einnahm, für immer zu stürzen. Da es ihnen jedoch nicht gelingen wollte, auch nur den leisesten Schatten eines Verdachtes auf ihn zu werfen, waren sie erfinderisch genug, einen neuen Weg zu ersinnen, indem sie den weitherrschenden Gebieter als einen Gott dieser Erde überredeten, daß er ein strenges Edict ergehen ließ, worin befohlen wurde, dreißig Tage hindurch weder von Göttern noch von Menschen etwas zu erbitten, es sei denn von ihm, dem großen Schah von Iran allein, und zwar bei unnachsichtlicher Strafe, deren Vollstreckung einer namhaften Zahl gefangener und hungriger Löwen überlassen war. Nicht ohne Grund hatten die Heimtückischen darauf gerechnet, daß Daniel dieses abenteuerlichen Befehles nicht achten würde; und in der That, sobald ihm die Kunde davon geworden, begab er sich in sein Haus und öffnete die Fenster, welche nach der Weltgegend, wo Jerusalem lag, die Aussicht boten; dort beugte er zu drei bestimmten Tageszeiten die Knie, und betete zu Jehova, seinem Gotte, ihn verehrend und preisend, wie er es früher zu thun gewohnt war.*)

War nämlich jene Richtung des leiblichen und geistigen Blickes gen Jerusalem deßhalb von Bedeutung, weil einzig nur im Tempel von Sion der wahrhafte Gott,

*) Daniel 6.

der unsichtbare Schöpfer und Lenker des Weltalls angebetet wurde, so mochte Daniel auch von dieser Förmlichkeit, die einem Glaubensbekenntnisse gleich kam, sich nicht lossagen; und so wenig er zweifeln konnte, daß seine Feinde ihn belauern würden, die ja lediglich nur zu seinem Verderben jenes widersinnige Gesetz geschmiedet, wollte er doch lieber der offenbarsten Gefahr sich preis geben, als durch irgend eine Vorsicht den Verdacht erregen, daß er der Religion seiner Väter irgendwie untreu geworden. Darum zog er es vor, lieber den Tod zu dulden, als selbst die äußerlichen Formen des Gottesdienstes und das mündliche Gebet auch nur dreißig Tage lang zu versäumen.

Wenn nun der erleuchtete Seher, der um seines Eifers willen der Mann der Sehnsucht genannt wurde, in dieser Wahl nicht schwankte, so hat er ohne Zweifel die freiwillige Unterlassung des Gebetes einer Gottesvergessenheit gleich geachtet, die mehr als der irdische Tod zu fürchten, und zwar nicht bloß deßhalb, weil sie die Hemmung und Ohnmacht des geistigen Lebens zur Folge hat, sondern weil sie, abgesehen von der Vernachlässigung der eigenen Menschenwürde, als schnöder Undank gegen Gott, als Geringschätzung seiner heiligen Liebe zu erachten ist. Daß der ewig Seiende, der in unbedingter Wesenheit und dreifacher Persönlichkeit die Fülle der Seligkeit besitzt, des Lobes und Dankes nicht bedürfe, den seine geistigen Geschöpfe ihm darbringen; und daß ihre Andacht oder ihr sehnsuchtsvolles Denken an ihn seine unendliche Lebensfülle nicht zu bereichern vermöge, ist allerdings durch sich selber klar genug. Ganz anders freilich gestaltet sich das Verhältniß

der geistigen Geschöpfe zu Ihm; da sie nicht bloß ihr Sein und Wesen seiner schöpferischen Allmacht verdanken, sondern auch die Vollendung oder Beseligung ihres Daseins einzig nur durch Ihn und in Ihm erreichen können. „Bei dir, o Herr, ist der Quell des Lebens und in deinem Lichte werden wir das Licht schauen.“ Ohne Anerkennung Gottes, ohne Aufblick zu ihm, ohne Hingabe an ihn, also ohne die Uebung des Gebetes, ist kein Schritt zu jener Lebensvollendung denkbar, da der erschaffene Geist in seiner vereinzelten und einsamen Persönlichkeit (als Nicht-Ich Gottes) ganz und gar an den Unendlichen als die absolute Ichheit angewiesen bleibt, und einzig nur aus Ihm sein Licht, d. h. die Fülle seines Erkennens und Lebens gewinnen kann.

Die höchste Lebensthätigkeit des erschaffenen Geistes ist also das Gebet, das von Alters her eine Erhebung zu Gott genannt wurde, als der Liebeszug des freien Geistes zu Gott, vom Diesseits nach dem Jenseits hinüber. Wohl fühlt der Irdische, daß er damit über eine zweifache Schranke, nämlich jene der sinnlichen oder körperlichen, und der geschöpflich geistigen Welt hinauslangen muß; je schwerer ihm jedoch die Aufgabe erscheint, desto mehr muß dieses Gefühl zur Wehmuth sich steigern, und in dem sehnsüchtigen Verlangen sich aussprechen: „Wer gibt mir Flügel, der Taube gleich, daß ich emporsteige, o Herr, und ruhe in dir?“ Immerhin hat sich auf diese Frage schon die Antwort in einem Lehrsatze gefunden, den ein gottseliger Mann aus eigener reicher Erfahrung mittheilt. „Zwei Fittige sind es, durch welche der Mensch über das Irdische erhoben wird: die Einfalt und die Reinheit; die Einfalt in der Gesinnung, die Reinheit in der Liebe; jene

strebt zu Gott, diese erfaßt ihn."*) Allein so schön und trostvoll diese Lehre, kann sie doch nur an solchen Menschen sich bewähren, die bereits zu einem gottgefälligen Leben erweckt sind, und an welchen die Gnade ihre volle Wirksamkeit schon zu üben begonnen. Die Uebrigen, die noch im unversöhnten Zustande des natürlichen Menschen wandeln, und von keinem Verlangen nach himmlischen Dingen sich bewegt fühlen, würden, wiewohl schlecht genug, ihre Versenktheit in rein irdische und weltliche Dinge, so wie die Vernachlässigung des Gebetes durch den Mangel jener Fittige entschuldigen können, wären ihnen nicht andere Geistesschwingen gewachsen, die mit und aus dem Bewußtsein eines jeglichen Menschen nothwendig sich entwickeln. Diese Schwingen des Geistes sind die beiden Gedanken von seiner Bedingtheit und Beschränktheit, die ihn bestimmen und nöthigen, an den Unbedingten und Unbeschränkten zu denken, oder über sich selbst hinaus zum Unendlichen aufzusteigen.

Mit Recht wird deßhalb von den Vätern das Gebet als eine dem Menschen eigenthümliche Thätigkeit bezeichnet, die ihm dem Geiste nach so wesentlich sei, als den Gewächsen die Bewegung und das Emporsprossen zum Sonnenlichte. Was jedoch im unfreien Naturgebiete ein bloßer Trieb ist, dem mit Nothwendigkeit gehorcht wird, bleibt im Gebiete des geistigen Lebens der Freiheit anheim gegeben, so daß es zum eigenen Unheil auch unterlassen werden kann. Und diese Versäumniß ist es, die in den Psalmesworten beklagt wird: „Der Mensch, da er in Ehren war, hat es nicht

---

*) De imitat. Christi II. 4.

beachtet, er ist den unvernünftigen Geschöpfen ähnlich worden *)." Zu hohen Ehren war er berufen und ausgerüstet, weil er als Geisteswesen die Bestimmung erhielt, in der Erkenntniß und Huld Gottes sich zu befestigen, und dadurch auch die Natur an und außer ihm zur Verklärung zu erheben; aber einem selbstischen Zuge folgend, hat er der Erde und dem Sinnenleben sich zugewendet, und so unter das Joch der Natur sich erniedrigt. Und neuerdings geschieht das, auch unter dem Segen der Erlösung, einem Jeglichen, der das Gebet vernachlässigt.

Wer, obwohl zu himmlischen Dingen berufen, doch nur das Irdische sucht, der benimmt sich, nach einem Ausdrucke des heil. Petrus von Ravenna, als wende er den gehässigsten Neid gegen sich selber. „Das Gebet, wie Chrysostomus lehrt, hat der Mensch mit den Engeln gemein; es sondert ihn von den übrigen Lebendigen ab, und gesellt ihn zu den himmlischen Geistern. Durch das Gebet, so lehrt er ferner, gelangen wir dahin, daß wir aufhören, irdisch und zeitlich zu sein, indem wir, obwohl der Natur nach sterblich, durch den Umgang und Lebensverkehr mit Gott schon zum unsterblichen Leben vordringen. Denn wie denjenigen keine Finsterniß einhüllen kann, der im vollen Lichte der Sonne steht, so kann auch, wer jenes Verkehrs sich erfreut, nicht mehr im Schatten des Todes weilen, da der Zustand, welcher der Tod des Geistes genannt wird, nichts anderes als die Gottlosigkeit ist, oder ein Dasein und Bestreben, das dem göttlichen Gesetze gänzlich widerstreitet. Das echte Leben des Geistes hingegen

*) Ps. 48, 21.

beruht in der Anbetung Gottes und im Gehorsam gegen sein Gesetz; und dieses Leben ist es, welches durch das Gebet vermittelt, gestärkt und befestigt wird. Wollte Jemand behaupten, das Gebet sei der Grund und Ursprung aller Tugenden, so wird er damit nichts Irriges sagen; da es im Gegentheile Jedem anschaulich sein sollte, daß es schlechthin unmöglich sei, ohne die Hülfe des Gebetes im Guten und Rechten zu verharren, und den Weg des Erdenlebens in Gottgefälliger Weise zu vollenden."

Diese Wahrheit ist es, deren Beherzigung und Durchführung den Inhalt eines der lehrreichsten Psalmen bildet *). „Den Herrn will ich preisen zu aller Zeit; immer soll sein Lob in meinem Munde sein. Tretet zu ihm, und ihr werdet Erleuchtung finden, und euer Antlitz wird nicht beschämet werden." Wir können den Inhalt dieses Verses mit anderen Worten auch so ausdrücken: Nahet euch seiner Huld durch die Uebung des Glaubens, des Vertrauens, der Hingabe und der Sehnsucht, so werdet ihr das Licht des Trostes und der geistigen Freudigkeit empfangen, und eure Bitten werden nicht vergeblich sein.

Wie kommen wir jedoch auf diesem Wege so schnell von dem Gebete zur Bitte, oder von der allgemeinen Würdigung des Gebetes zu der besonderen Form desselben, die in der Bitte sich darstellt? Dieser Uebergang findet sich eigentlich von selbst, und in unvermeidlicher Weise; er st auch klar genug in jenen Worten angedeutet, die der Herr am Brunnen bei Sichar zu der Samaritin gesprochen: „Wenn du um die Gabe Gottes wüßtest (die

*) Ps. 33.

eben jetzt dir sich darbeut), und wer es sei, der dich anspricht, ihm einen Trunk Wasser zu reichen, so würdest du allerdings Ihn bitten, daß er aus der Quelle des ewigen Lebens dir mittheile." So groß ist unsre Abhängigkeit, und überdieß, da wir einer zweifachen Schöpfungswelt angehören, so vielfältig, daß wir in jedem Augenblicke des göttlichen Schutzes und Beistandes bedürfen. Je lebhafter wir daher empfinden und erkennen, daß unser Dasein in einer steten Schwebe und Schwankung befangen, und daß kein Geschöpf etwas besitzen könne, was ihm nicht von höherer Macht verliehen, desto weniger werden wir der Ansicht beistimmen, daß unser Gebet nur zuweilen und in außergewöhnlichen Fällen zur Bitte sich gestalten solle, und daß es sich nicht gezieme, wenn wir, im Gefühle der eigenen Ohnmacht und Hülflosigkeit, die Allmacht Gottes uns geneigt und gleichsam dienstbar zu machen wünschen. Wir werden vielmehr die Ueberzeugung gewinnen, daß jedes Gebet, wie es immer beschaffen sei, zu einer Bitte sich abschließen und vollenden müsse.

Worin besteht nun das Wesentliche jeder Bitte? Ohne Zweifel, wie Suarez bemerkt, ganz einfach in der Absicht und Bestrebung, den Willen eines Andern sich geneigt zu machen, und ihn dahin zu bewegen, daß er dem Wunsche des Bittenden entgegen komme. Es ist hier von keinem Kaufe, von keinem Tausche die Rede, und es handelt sich dabei eben so wenig um den Ersatz einer rückständigen Schuld, als um den Dank für einen geleisteten Dienst, oder die Belohnung irgend eines Verdienstes. Der Bittende hat eben nichts anderes als seine Bitte, die nur in dem Maße sich wirksam erweisen

kann, als es der Güte und Großmuth desjenigen, an den sie gerichtet wird, eigenthümlich ist, sich zur Gewährung bewegen zu lassen, und zwar einzig aus dem Grunde, weil er gebeten worden. In diesem Sinne ist es gemeint, wenn der Herr in der bekannten evangelischen Parabel seinem Geschäftsführer, der ihm zehntausend Denare schuldet, Gnade für Recht widerfahren läßt, indem er ihm sagt: „die ganze Schuld habe ich dir erlassen," und dann den Beweggrund dieser Huld erklärend hinzu setzt: „weil du mich gebeten hast." Von diesem Gesichtspunkte müssen wir ausgehen, um die Wirksamkeit des Gebetes, insofern es eine Bitte ist, gehörig zu würdigen.

Von einem alten Erzbischofe zu Trier, Johannes von Sirck, wird erzählt, daß er bei einer feierlichen Gelegenheit dem Kaiser Friedrich eine bedeutende Zahl von Bittgesuchen der Reihe nach vorgelegt habe, die sämmtlich die gewünschte Erhörung fanden. Je mehr ihm aber gewährt wurde, desto erfinderischer zeigte er sich, immer wieder mit neuen dringenden Wünschen hervor zu treten. Da ward der Kaiser endlich der Unterhaltung überdrüssig und erwiederte: Sofern Ihr mit Euren Ansuchen kein Ende machen wollt, so werde ich den Anfang machen, gleich die nächste und alle noch folgenden Bitten Euch abzuschlagen. So sprach er mit Fug und Recht, darauf hindeutend, daß jeder irdischen Macht ihre Grenzen gezogen sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bitten, die wir zum ewigen Weltengebieter empor senden; bei ihm haben wir an keine Schranken der Art zu denken, die Unserm Vertrauen ein Maß setzen. „Alle, die ihr dürstet," heißt es beim Propheten, „kommet

zu den Gewässern, eilet und kaufet ohne Geld und ohne Tausch!"*) „Kommet zu mir Alle," ruft der Herr, „die ihr Mühe und Leiden habt, und schwer belastet seid, und ich werde euch erquicken!" Nicht allein wird Niemand von dieser Einladung und Verheißung ausgeschlossen, sondern überall bewährt sich dabei das schöne Wort des heil. Ambrosius: daß der Herr jederzeit mehr als das gibt, um was er gebeten wird; wiewohl dieß allerdings unter der Voraussetzung gesagt ist, daß wir vorzugsweise um solche Gaben bitten, die uns wahrhaft zum Heile gereichen.

Wie sollte aber nicht davon ein Jeglicher überzeugt sein, der noch an die Persönlichkeit und Heiligkeit des Unendlichen glaubt, wenn uns auch nur dürftige Menschenworte zu Gebote stehen, um diese Gewißheit auszusprechen! So redet der Apostel Paulus von den Reichthümern der Güte und Erbarmung Gottes, und nennt ihn reich an Barmherzigkeit für Alle, die ihn anrufen; so ermahnt Jacobus: Wer der Weisheit bedarf, der erbitte sie von Gott, der Allen im Ueberflusse gibt, und stets zum Geben bereit ist; und mit herrlichen Schilderungen verbreiten sich darüber die Psalmen. „Wie groß, o Herr, ist die Fülle deiner Güte! Die Kinder der Menschen suchen Schutz unter dem Schatten deiner Fittige. Sie werden erfreut von dem Ueberflusse deines Hauses, du tränkest sie mit dem Strome deiner seligen Freuden."

---

*) Jesai. 55.

So wird nun allerdings nicht ohne Grund behauptet: das wahrhafte Gebet sei nur da zu finden, wo all unser Denken, Bestreben und Thun von dem lebendigen Gedanken an Gott begleitet, geläutert und geheiligt wird; und wie das Dankgebet das Mittel sei, unsre Freude über ein glückliches Ereigniß zu heiligen, indem es unsern Geist von diesem zum Himmlischen empor wende, so habe auch das Bittgebet den Zweck, das heftige Verlangen, aus dem es entstanden, zu mäßigen, und durch die Hingabe an den göttlichen Willen den Ungestüm der Erwartung oder die bange Furcht in Gelassenheit zu verwandeln *). Allein diese Beschränkung ist doch nicht so eng zu fassen, daß der Kraft und dem Werthe des Bittgebetes dadurch zu viel entzogen wird. „Bringe dem Herrn" so ermahnt der Psalm, „das Opfer des Lobes dar, und halte die Vorsätze, welche du dem Allerhöchsten angelobt;" und unmittelbar darauf folgt in einer, den Psalmen üblichen Wendung, die göttliche Rede: „Rufe mich an am Tage der Trübsal; ich werde dich erretten, und du wirst mich ehren **)."

In dieser Unterweisung werden wir eben so ausdrücklich zum Bittgebete, als zu jenem der Anbetung, der Hingabe und des Dankes aufgemuntert; und es scheint sogar, als ob die mehr allgemeine Uebung der Andacht voraus genannt werde, um darnach das Maß der Zuversicht zu bestimmen, die wir auf die Wirksamkeit unserer

---

*) M. s. F. Schleiermacher's Predigten. III. Band. Berlin 1843. S. 700 f.

**) Ps. 49, 14. 15.

Bitten zu setzen berechtigt sind. „Wenn unser Herz (unser Gewissen) uns nicht der Lüge zeiht, haben wir Vertrauen zu Gott, daß wir von ihm empfangen, um was wir bitten, und dieß, weil wir seine Gebote bewahren, und nach seinem Wohlgefallen handeln *).“

Diese schlichten und vorlängst anerkannten Lehren können freilich den Beifall jener sublimen Denker nicht gewinnen, die für den Standpunkt ihrer Gottes- und Weltanschauung die Höhe des sogenannten reinen Begriffes sich erwählt haben. Ist nach ihrer Ansicht das Göttliche, als das Prinzip oder Urwesen aller Dinge, in seine Erscheinungen, d. h. in die Mannigfaltigkeit des Wirklichen oder des Weltalls auseinander und aufgegangen, so kann bei ihnen, die keinen persönlichen Gott anerkennen, ohnehin von keinem Gebete die Rede sein; da ja die alte kindliche Bittformel: „Herr, erhöre mein Gebet, und lasse mein Rufen zu dir gelangen,“ weder an die Weltseele oder das Universum, noch an den Geist der Menschheit gerichtet werden kann. Jene trockenen Schwärmer hingegen, die mit ihrem mathematischen Maßstab auch den Unendlichen prüfen, und ihn deßhalb den Unermeßlichen nennen, haben allerdings einen Gott, und ereifern sich gar heftig für die rechte Weise, wie dieser höchste Werkmeister oder Demiurgos verehrt werden müsse. Welch' eine verwerfliche Thorheit, rufen sie, welch' ein ungeziemendes Erdreisten, die kleinlichen Angelegenheiten und Sorgen unsres Lebens ihm vorzuführen, als ob der Gebieter des unermeßlichen Weltalls sich herablassen sollte, auf solche winzige Dinge

---

*) 1. Joh. 3, 21.

zu achten, während doch der Erdenball, mit allem, was darauf lebt, im Verhältnisse zum nächsten Firsternensystem nicht mehr ist, als ein Tropfen Sumpfwassers mit seiner Welt von Infusorien, welche sich, dem unbewaffneten Auge verborgen, darin umher treiben!

Je weniger diese Berechner von Größen und Zahlen für die Hoheit Gottes, für die Macht und Heiligkeit seiner Liebe, ein anderes Maß zu kennen scheinen, als womit man Planetenbahnen und Uranusfernen zu bestimmen pflegt, desto einsamer und verlassener steht, auf Selbsthülfe und Selbsterlösung angewiesen, das arme Menschengeschlecht auf Erden da. Desto unbegreiflicher erscheint dann auch die Lehre des Apostels, an welcher doch in gewisser Beziehung selbst die Verehrer der Weltseele nicht zweifeln: daß nämlich Gott Niemanden von uns ferne sei; sowie jenes andre biblische Wort: „Nahe ist der Herr Allen, die in aufrichtiger Gesinnung ihn anrufen.“ *)

Weil es nun allerdings nur einer argen Beschränktheit möglich ist, mit so geistlosen Ansichten sich zu begnügen, so haben andere Lehrmeister, die viel Erhabenes zu sagen wissen, ihre wohlwollenden Warnungen vor dem Mißbrauch des Gebetes in ein edleres Gewand gekleidet, das zwar gleichfalls aus dem Stoffe des gemeinen Weltverstandes gewebt, aber mit den Goldfäden des Eifers für Gottes Ehre durchwirkt ist. So hohen Werth an sich das Gebet auch besitze, und so sehr es, als Umgang mit Gott, den Menschen erhebe und adle, so sei es doch eben

*) Ps. 144, 18.

deßhalb ein höchst ungeziemendes Beginnen, das den Mangel wahrer Ehrerbietung verräth, wenn wir der Allgegenwart des ewigen Weltgebieters in irgend einem Zustande der Unruhe und Verwirrung, der Angst und Bangigkeit uns darstellen, in welchen etwa ein widriges Ereigniß, oder die Befürchtung eines nahenden Uebels uns versetzt hat, anstatt so lange mit der Uebung des Gebetes zu warten, bis wir unser Herz beschwichtigt, und die schickliche Ruhe und Fassung wieder gewonnen haben. Einer gleichen Unehrerbietigkeit wird auch im Allgemeinen jedes Bittgebet beschuldigt, indem ja unsre Wünsche und Begehrungen größtentheils nur in unsrer Selbstsucht und Kurzsichtigkeit ihren Grund haben, weßhalb es sich keineswegs gebühren könne, sie in der Form des Gebetes vorzutragen.

Es tritt jedoch das Gesuchte und Verschrobene solcher Bemerkungen viel zu kenntlich hervor, als daß sie einer umständlichen Widerlegung bedürften. Wird von uns gefordert, daß wir nicht anders als im Festgewande einer beruhigten und heitern Stimmung zum Gebete uns anschicken, so bleibt wohl vor allem die Frage: wie wir das anfangen, um vor dem Gebete, also ohne Gebet, diesen Frieden wieder zu gewinnen, welcher doch erst in Folge der Hingabe an Gott und der Mittheilung seiner Gnade, und sonach als eine Frucht des Gebetes uns verliehen wird? Wenn es eine schöne und himmlische Gesinnung ist, die in dem Vorsatze sich ausspricht: „ich will den Herrn preisen zu jeder Zeit, immer soll sein Lob in meinem Munde sein," so wird sie nur dadurch sich bewähren, daß sie diesem Vorsatze auch in trüben

und bangen Stunden getreu bleibt; und wenn (in demselben Psalme) ermahnt wird: „tretet hin zum Herrn, und ihr werdet Erleuchtung finden, und euer Antlitz wird nicht beschämt werden," so bezieht Chrysostomus diese Zusicherung auf die Heiterkeit und freudige Stimmung, die ein Jeglicher, der in Leid und Betrübniß zum Gebet seine Zuflucht nimmt, dadurch wieder gewinnen kann, sofern er nur das große Vorbild beherzigt, das der Hohepriester der Menschheit, als schuldloser Dulder, im Garten Gethsemani uns gegeben hat.

Was wir an diesem großen Vorbilde lernen, ist für's erste die Thatsache, daß der Mittler der Menschen gerade in der Zeit der tiefsten Erniedrigung, der trostlosen Angst und Verlassenheit seinen himmlischen Vater anrief, und daß er, wie der Apostel sagt, erhöret wurde, um seiner Ehrerbietung willen*); wie sich das zunächst schon an dem Muthe und der Fassung erwies, womit er seinen Verfolgern entgegen ging. Denken wir dann noch an den Inhalt seines Gebetes, und daß er, als der Menschensohn, seine flehentliche Bitte nur in bedingter Form vorgetragen, insofern sie nämlich mit dem Willen des Vaters im Einklang stünde, so ist damit schon jener andern Rüge begegnet: daß es sich nicht gezieme, solche Wünsche zu Bitten zu erheben, die, wie immer sie beschaffen sein mögen, stets doch das Siegel unsrer Kurzsichtigkeit und Selbstliebe tragen. Zwar wird diese Behauptung auch durch das Wort des Apostels bestätigt: „was wir bitten sollen, wie es sich geziemet, wissen

*) Hebr. 5, 7.

wir nicht;" er begleitet jedoch dasselbe mit dem Vor- und Nachsatz: „der göttliche Geist steht unsrer Schwäche bei: er selber ist es, der für uns bittet mit unaussprechlichen Seufzern," d. h. der unser Herz bewegt, mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht nach der Huld des Vaters, nach Licht und Wahrheit zu verlangen *). Damit aber diese wahrhaft Gott gefälligen Wünsche, die über die Beschränktheit unsrer Einsicht und Eigenliebe hinaus gehen, nicht wortlos, und dadurch unsrer Kenntniß fremd bleiben möchten, hat der Herr, dessen ganzes Leben eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit darstellte, ihnen den bestimmten Ausdruck gegeben, und sie in sieben Bitten geordnet, die, so klar und tief wie der Himmel, alles umfassen, was der Mensch, nach der von Gott ihm gesetzten Bestimmung, verlangen und anstreben soll.

Je gründlicher wir demnach über den rechten Inhalt unsrer Bitten belehrt sind, desto sicherer werden wir an die ausdrückliche Vorschrift und Verheißung uns halten: bittet, und ihr werdet empfangen, und zwar Alles, was ihr mit Glauben und Zuversicht im Gebete verlangen werdet.**) Das Ziel der Bitte demnach ist die Erhörung, und in der Gewißheit dieser letztern ruhet die ganze Freudigkeit des Vertrauens, welches, nach der Bemerkung des Apostels, nur dann Erfolg hat, wenn es von Zweifel und Schwankung sich frei erhält.***) Scheint nun daraus der richtige Schluß hervor zu gehen, daß wir glauben

*) Röm. 8, 26.

**) Matth. 21, 22.

***) Jac. 1, 6.

dürfen, es werde um unsres Gebetes willen alles geschehen, was wir immer bittlich verlangen; so entsteht wiederum die Frage: ob wir auch berechtigt seien, den letzten Zweck unsres Gebets geradezu in den Erfolg, wie wir ihn gewünscht, zu setzen; und ob gegen diese Meinung, so kühn sie auf die Aussprüche der Schrift, und auf die Thatsachen der christlichen Erfahrung sich beruft, nicht sehr gewichtige Gründe streiten? An Gründen der Art ist bekanntlich kein Mangel. So pflegt man mit vermeintlich populärer Weisheit uns begreiflich zu machen, wie thöricht es sei, auf Erhörung unsrer Wünsche zu dringen, da wir sie dem Unendlichen vortragen, der doch, bei der Unveränderlichkeit seines Wesens und Willens, zu keinen neuen Gedanken und Beschlüssen bewegt werden könne. Man wird uns ferner daran erinnern, daß Alles, was einmal, es sei im Kleinen oder Großen, der geschichtlichen Entwicklung der Welt angehört, durch unser Gebet sich weder hemmen noch ändern lasse, wie denn auch zwischen den großen Naturmächten und unsrer geistigen Kraft kein solches Verhältniß bestehe, daß diese letztere je das Uebergewicht behielte. Und wenn man gewisse Thatsachen, die als auffallende Beispiele der Gebetserhörung angeführt werden, etwa damit erklären wollte, daß die Gottheit solche Bitten, die sie der Erhörung zu würdigen für gut fand, von Ewigkeit voraus gesehen, und den Natur- und Weltlauf im Vorhinein darnach geordnet habe, so ließe sich mit Recht dagegen einwenden, daß auch mit dieser Erklärung, die das Gebet in eine Weissagung verwandelt, der Allmächtige wiederum einem kunstreichen Werkmeister verglichen werde, der in dem Räderwerke der Räume und

Zeiten hie und da eine Vorrichtung angebracht habe, damit im rechten Momente irgend eine rückgängige oder neue Bewegung zu Stande komme.

Wie treten wir nun solchen Einwürfen entgegen, wie unterscheiden wir Wahres vom Falschen? Wir wollen vor allem an die Thatsache der übergewöhnlichen Gebetserhörung uns halten, und statt der zahlreichen Begebenheiten, die aus der Schrift und der Kirchengeschichte bekannt genug sind, eine wohl verbürgte, doch wenig bekannte hervorheben. An den Grenzen der Constanzer Diöcese, im Quellgebiete der Etsch lebten, gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts, zwei blühende Schwestern, Töchter eines armen Bauersmannes, doch adelich an Tugend und feiner Sitte. Die Aeltere von beiden, Margaretha genannt, hatte ihrer glänzenden Schönheit willen harte Kämpfe bestehen, und oft vor den Nachstellungen der Wüstlinge in Einöden sich bergen müssen, bis es ihrer Beharrlichkeit gelang, daß man ihr nur mit Ehrfurcht begegnete, und ihren Frieden nimmer störte. Von jetzt an wohnte sie in stiller Zurückgezogenheit in einer der Hütten einer Thalschlucht, die wegen ihrer Lage zwischen vorgerückten Gletschern, gemeinhin mit dem traurigen Namen „Brodes-Ende“ bezeichnet wurde*). Da geschah es einmal, daß eines jener furchtbaren Ungewitter ausbrach, wie sie den Alpenregionen eigen sind; über die Schneefelder der Höhen tobte der Föhn,

*) „Finis panis.“ Nach einem Berichte in Joh. Nideri lib. de Visionibus ac revelationibus. Argentinae 1517. Helmstadii 1692. recens. Hermanno von der Hardt.

in Strömen ergoß sich der Regen, der angeschwellte Wildbach wälzte mächtige Bäume und Felsblöcke vor sich her, und für die armen Hirten im Dorfe und auf den Berghalden schien keine Rettung mehr übrig.

Vor die Schwelle ihrer Hütte tretend, sah Margaretha einige Augenblicke dem Treiben der Elemente zu, angstvoll gedachte sie der äußersten Gefahr, welche rings umher die dürftigen Wohnungen, die Greise und Kinder bedrohte; und was sie am meisten mit Schrecken erfüllte, war das Loos der rohen und zum Theil zügellosen Thalbewohner, sofern sie, ohne Reue und Sühne, von einem plötzlichen Tode ereilt würden. Von diesem Gedanken überwältigt, eilte sie ohne Verzug in eine kleine Kapelle, in der sie zu beten pflegte, ergriff das Bild des Gekreuzigten, das dort sich befand, ging damit dem heulenden Orkane entgegen, und betete mit lauter Stimme: Barmherziger Gott, der du unsere Seelen erlöset hast, erbarme dich, und gebiete diesem Sturme, daß er kein Menschenleben verderbe; was das Uebrige anbelangt, so geschehe dein Wille! Und siehe, kaum hatte sie dieß Gebet beendigt, so ließ schon die Gewalt des Sturmes nach, die Sonne brach durch das Gewölke; der Wildbach, von Regenfluthen und schmelzendem Schnee nimmer genährt, begann in sein gewöhnliches Felsbett zurück zu treten, die Gefahr war vorüber.

Wenn nun billig gefragt wird, woher die Kunde dieses Ereignisses komme, und wer es verbürge, so ist nachträglich noch beizusetzen, daß der gelehrte und höchst umsichtsvolle Mann, der den Vorgang berichtet: Johannes Nider, eine geraume Zeit als Prediger in Kempten

beschäftigt war, wo in ihren spätern Lebensjahren Margaretha mit ihrer Schwester sich angesiedelt. Als er einst mit nachdrücklicher und scharfer Rede die Verirrungen des Aberglaubens gerügt hatte, kam bald nachher die fromme Margaretha zu ihm, erzählte, was sie in kindlicher Einfalt zu thun gewagt, und bat um Belehrung, ob sie dabei eines abergläubischen Beginnens sich schuldig gemacht. Wie nun der wackere Altmeister die Sache beurtheilt habe, ist eben so leicht zu errathen, als was die Begriffsweisen davon sagen werden. Sie werden es der Einfalt nicht verargen, die hier ein zufälliges Zusammentreffen der Umstände als eine Erhörung, oder das Gebet als das ursächliche Moment der raschen Wendung ansah; die Gesinnung selbst, die in solchen Bitten sich äußert, wird einer ziemlich niedern Stufe geistiger Entwicklung zugewiesen, und somit der Glaube an Gebetserhörungen in äußerlichen Dingen als Aberglaube in Verruf gebracht.

Auf welchem Wege nämlich, so fragt man, sollen Vorgänge dieser Art erklärlich oder denkbar werden? Ist zunächst von der Natur als der innern (immanenten) Weltmacht die Rede, so werden zwar ihre Grundstoffe, ihre bewegenden Kräfte, ihre polarischen Gegensätze vom menschlichen Geiste mittelbar bewältigt und dienstbar gemacht, wobei die Fortschritte der mechanischen und chemischen Wissenschaften noch sehr Großes in Aussicht stellen. Unmittelbar hingegen, und rein durch sein einfaches Wollen beherrscht der Mensch nur gewisse Gebiete der Natur an ihm, oder seines eigenen Leibes, welche als Organe der freien Bewegung seiner Willkür unterworfen sind, nicht aber die übrigen, die dem plastischen Leben

dienen, und die auf seinen Befehl so wenig achten, als die gesammte Außennatur. Versucht man nun diesem Einwurfe damit zu begegnen, daß die Erfolge des Gebetes und des Gottvertrauens dem Mitwirken des göttlichen Willens mit dem menschlichen, also der alles vermögenden Gottesmacht zugeschrieben werden, so wird man unausbleiblich mit der beliebten Redensart abgefertigt: Gott werde die Gesetze, nach denen er den Natur- und Weltlauf geordnet, nicht wegen zufälliger Anlässe umwenden und wechseln, und es sei schlechthin eine Thorheit, von ihm, als dem Unwandelbaren, eine Aenderung seiner Weltlenkenden Gedanken und Beschlüsse zu verlangen, wie sie eben unsren kurzsichtigen Wünschen zusagen möchte.

Um den Gehalt und Werth dieser Behauptungen zu prüfen, betrachten wir die Unwandelbarkeit Gottes zuerst, an welcher kein Zweifel möglich, sobald wir Ihn als den Unendlichen, in seiner dreipersönlichen Lebensfülle sich selbst Genügenden anerkennen, der in den Worten von sich Zeugniß gibt: „Ich bin, der ich bin" (der Seiende); ich bin der Herr, und werde nicht verändert."*) So bekennet vor Ihm auch der Sänger der Psalmen: „Im Anfange, o Herr, hast du die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Sie werden vergehen, du aber bleibst; du wirst sie umwandeln, wie ein Gewand, du hingegen bist immer derselbe.**) Zu diesen Worten bemerkt Augustinus: daß Gott seine Werke ändere, indem Werden und Vergehen ein Grundzug des jetzigen Lebens

*) Malach. 3, 6.

**) Ps. 101, 26. 28.

der Natur ist, nicht aber seinen Rathschluß. Bestimmter noch ist die Erklärung, die der heilige Thomas von Aquin gibt: Gott ändert nicht seinen Rathschluß (sein Gesetz und seine sittliche Weltordnung), wohl aber das Urtheil, sofern nämlich der Mensch seine Gesinnung ändert; er wird, wie Hieronymus lehrt, die Fülle der Güter nicht verleihen, die er dem Gerechten verheißen, sofern dieser dem Laster sich zuwendet, und eben so wenig wird er die Strafen, die er den Argen angedroht, über diese verhängen, wenn sie zu den Wegen des Heiles umkehren. Darauf bezieht sich das Wort: „ich werde einen Jeglichen richten nach seinen eigenen Wegen," so wie die Ermahnung: „wendet euch zu Mir, und ich wende mich zu Euch."*) Denn eben deßhalb, weil Gottes Willensheiligkeit unveränderlich, ist es an uns, daß wir die Gesinnung ändern, um so mit unserm Verhältnisse zu Ihm auch sein Verhalten zu uns anders zu gestalten. Daß jedoch eine solche Umkehr durch das Gebet bedingt werde, und an sich selber schon ein Gebet sei, ist in der Natur der Sache begründet.

Aehnlich verhält es sich nun auch mit der Würdigung der Ansicht, die man von der Unwandelbarkeit der Naturgesetze hegt. Da diese Gesetze, wie sie am gegenwärtigen Zustande des Menschen sich wirksam zeigen, nicht der ursprünglichen Idee und Setzung Gottes entsprechen, sondern erst beziehungsweise, in Folge des Abfalls, oder als Sold der Sünde, in das zerrüttete Menschenleben eingetreten sind, so ändert Gott, wenn er in einzelnen Fällen

*) Ezech. 18, 30. Zach. 1, 3.

dem jetzt gewöhnlichen (secundär gesetzlichen) Naturgang eine andere Wendung gibt, so wenig sich selber oder seinen Schöpfergedanken, daß er vielmehr diesen letztern dadurch aufs neue offenbar macht. So hat seine ewige Liebe in Christo die ursprüngliche Ordnung nnd Harmonie wieder hergestellt, und dieser hinwiederum durch treue Gegenliebe sie befestigt; weßhalb ihm auch, als dem Menschensohne, durch die Einigung seines Geistes mit der Gottheit, die volle Herrschaft über die Natur und gleichsam die Allmacht des Gebetes verliehen war. Wenn es nun der Kirche niemals an solchen Gliedern gefehlt hat, die gleich den unmittelbaren Jüngern Christi gänzlich in seine Gesinnung eingingen, und das Bild des himmlischen Menschen in sich ausprägten: warum hätte nicht die Kraft des neuen Lebens der ursprünglichen Ordnung auch an ihnen sich äußern sollen? „Wer an Mich glaubt, wird die Werke, die ich thue, ebenfalls vollbringen, und noch größere als diese, weil ich zum Vater gehe. Und was ihr immer den Vater bitten werdet in meinem Namen, werde ich erfüllen, damit der Vater verherrlicht werde im Sohne.“ *)

Das Ziel unserer Bitten bleibt also die Erhörung, die, sie beziehe sich nun auf Aeußeres oder Inneres, jederzeit nur durch Christum vermittelt und folglich wunderbar sein wird; wobei wir uns nur davor verwahren müssen, aus einzelnen Fällen solcher Erhörung oder Nichterhörung die Lösung der Frage herzuleiten, ob der Bittende unter der Huld oder dem Mißfallen Gottes stehe. In der

*) Joh. 14, 12. 13.

unglücklichen Schlacht, die Seb astian, König von Portugal, gegen Mulei, den Gebieter von Marocco, verlor, rief ein er seiner Heerführer, Christoph Tavora, voll Verzweiflung: Herr, welche Hilfe ist uns n och übrig? Die himmlische, erwiederte der König: sofern wir derselben würdig sind. Richtiger hätte er vielleicht gesagt: sofern die Vorsehung ihre Hülfe uns senden will. Denn nicht Jeder, dessen Bitte, wie aus dem Erfolge zu schließen, die volle Gewährung findet, ist dadurch allein schon als ein Liebling Gottes erprobt, so wenig man an der Tugend und Frömmigkeit eines Andern aus dem Grunde zweifeln darf, weil seine Bitte in irgend einem bestimmten Falle als eine erfolglose sich gezeigt hat. Wenn der Gottergebene in kummervollen Stunden den Herrn anrufen darf, daß der Kelch an ihm vorüber gehe, so muß er zugleich doch bereit sein, sich jeder fortgesetzten Prüfung zu unterwerfen; und wenn der Wankelmüthige mancher auffallenden Gebetserhörung sich erfreut, so ist er durch solche Gaben, die ihm zur Aufmunterung verliehen werden, noch lange seines Heiles nicht versichert. Und so muß demnach die Ansicht über die Frucht des Gebetes aus dem Wesen des letztern selbst berichtigt werden.

Als der heilige Martinus von Tours, wie Severus Sulpitius berichtet, einst im strengsten Winter seine Diöcese bereiste, geschah es, daß seine Begleiter ihm eine Schlafkammer zurecht machten, indem sie den Kamin heizten, und aus einigen Bünden Stroh auf den groben Dielen sein Lager bereiteten. Da er nun, von der Tagesarbeit ermüdet, um Mitternacht sich zur Ruhe legte, fand er dieß Lager noch zu weichlich, weßhalb er den größern Theil des

Strohes auf die Seite schob. Es war aber dadurch dem Kamin zu nahe gekommen und hatte Feuer gefangen, so daß Martinus, aus dem ersten Schlummer aufgeschreckt, von Flammen und erstickendem Rauche sich umgeben fand; er raffte sich auf und eilte die Thür zu erreichen, wie jeder Andere auch gethan hätte. Während er aber vergeblich an dieser rüttelte und das Schloß nicht zu öffnen vermochte, fiel es ihm plötzlich aufs Herz, daß er bisher noch nicht zu Gott sich gewendet: dieß that er nun mit allem Vertrauen und blieb unversehrt, bis seine Diaconen herzu kamen und die Thüre erbrachen. Nicht ohne Betrübniß bekannte er dem Sulpitius, daß er in den ersten Augenblicken des rechten Mittels gegen die Gefahr nicht eingedenk gewesen, und daß die Flammen nur so lange um ihn her gelodert, so lange er, verstörten Gemüthes, nur an das Aufreißen der Pforte gedacht habe.

Ist nun dergleichen am grünen Holze geschehen, wie erst am dürren oder minder lebensfrischen? Sicher hat der heilige Bekenner kein Wunder begehrt, sondern bloß, in Mitten der Gefahr, seine Gedanken zu Gott erhoben, dem göttlichen Willen sich anheim gegeben. So lange wir, in was immer für Drangsalen, dieß nicht thun, brausen die Flammen um uns, Rauch und Qualm verdunkelt unser Auge, die Pforte will sich nicht aufthun, wir fühlen uns hülflos gefangen und verloren, unsere Seele ist betrübt bis in den Tod. Wenn wir hingegen den Herrn anrufen, dem alle Dinge möglich, jedoch mit voller Hingabe an seinen Willen; wenn wir nicht sowohl die Allmacht Gottes gleichsam herab beschwören, als vielmehr seiner heiligen Weisheit und Güte gedenken, die

Alles zum Guten lenkt, und die durch Prüfungen uns üben und geistig kräftigen will, so ist unser Gebet im Wesentlichen schon erhört, und die Hülfe vorhanden, indem uns die Gnade beisteht, im Gehorsam der Liebe unsern Willen dem göttlichen gleichförmig zu machen. „So Jemand unter euch betrübt ist," ermahnt Jacobus, „so bete er;" und wollen wir den Hauptinhalt des Gebetes zusammen fassen, welchem die Erhörung nicht ausbleibt, so wird sie in den Psalmesworten gefunden: „Wann immer ich dich anrufe, o Herr, erhörst du mich, du bereicherst meine Seele mit tugendlicher Stärke. Denn du bist barmherzig und gütig, wahrhaft und voll der Nachsicht. Dir will ich danken von ganzem Herzen, und ewiglich deinen Namen preisen. Lenke mich auf deinem Wege, und gib, daß ich in deiner Wahrheit wandle; mein Herz erfreue sich, und ehre deinen heiligen Namen!"

IX.

Vereinsamung und Finsterniß.

„Ganz und gar in Sünden geboren, willst Du uns belehren? So sprachen sie, und stießen ihn hinaus.
(Joh. 9, 34.)

Wem ist wohl die herrliche Schilderung fremd geblieben, worin der Apostel die Wirksamkeit der himmlischen Charitas, und zugleich die wesentlichen Merkmale beschreibt, an denen man erkennen mag, ob sie wahrhaft und wirklich in einem Menschenherzen walte? „Die Liebe ist langmüthig, sie ist gütig und wohlwollend, sie weiß von keinem Neide, sie handelt nicht unbesonnen und thöricht, sie bläht sich nicht auf, sie thut nicht vornehm, sie sucht nicht den eigenen Nutzen, sie hegt keinen Argwohn, sie hat keine Freude am Unrecht, sie erfreut sich an der Wahrheit, sie trägt und duldet Alles." Von diesen sowohl negativen als positiven Wahrzeichen einer schlichten, durch Gottes- und Nächstenliebe geadelten Gesinnung war an der Mehrzahl jener Hierarchen des Sionstempels, welche die Heilung des Blindgebornen zum Gegenstand ihrer gerichtlichen Untersuchung machten, nicht die fernste Spur zu entdecken. Hatte seine zuversichtliche und freimüthige

Haltung gleich Anfangs ihren Hochmuth verletzt und ihren Unwillen erweckt, so fanden sie noch empfindlicher sich beleidigt, als er vor ihnen in aller Unbefangenheit über die Person seines Wohlthäters sich aussprach; als ob es nicht auch dem Gelehrten und Hochgestellten geziemte, von einfachen und geringen Leuten gelegentlich ein Wort der Belehrung hinzunehmen. Ueberzeugt, daß er ihren gehässigen Absichten nimmer sich fügen werde, und von der Macht des Zornes bewältigt, ließen sie zu der Gemeinheit sich hinreißen, die ganze Verhandlung mit Schmachworten und rohen Thätlichkeiten zum Schlusse zu bringen. Ganz und gar, so riefen sie ihm zu, bist du in Sünden geboren, und willst Uns belehren? Blind geboren und in Blindheit aufgewachsen, vom Mutterleibe her gestraft, hast du nichts als Sünde und Frevel gelernt; und dennoch bist du, der unwissende Sohn des Pöbels, so frech, uns, die Lehrer des Gesetzes, die Meister und Fürsten in Israel unterweisen zu wollen? So eiferten sie, und warfen ihn hinaus, oder ließen ihn durch die Diener des Gerichtes hinaus stoßen, und zwar zunächst aus ihrer Sitzungshalle, durch eine weitere Erklärung aber, ihrem früheren Beschlusse gemäß, aus der gottesdienstlichen und gesetzlichen Gemeinschaft der Synagoge.

Was für eine Absicht zu diesem Schritte sie bestimmte, da sie doch sonst auf Leute aus der Hefe des Volkes und auf die Meinungen derselben nur mit vornehmer Gleichgiltigkeit herab sahen, und wie sie damit ihre eigensüchtigen Pläne zu fördern hofften, dieß kann uns an einem anderweitigen Beispiele, nämlich an der Geschichte eines römischen Kriegers anschaulich werden, die Plinius

aufbehalten hat. Dieser Kriegsmann, der sich als Gefangener im Feldlager des karthagischen Heeres befand, zeichnete sich dort durch so glänzende Proben des Heldenmuthes aus, daß Hannibal ihm die Freiheit zusicherte, sofern er mit einem grimmigen Elephanten den Kampf bestehen, und ihm eine tödliche Wunde beibringen würde. Der Römer ging auf dieß Anerbieten ein; das Ungethüm fiel unter den Streichen seines Schwertes, und er ward so fort, wie man es ihm zugesagt, auf freien Fuß gesetzt. Doch hatte er kaum auf seiner Heimkehr einige Stadien vom Lager sich entfernt, als ein Trupp eiliger Reiter, die der punische Feldherr ihm nachgesendet, ihn einholte, und mit einem Hagel von Pfeilen erlegte. Dieser empörende Wortbruch wurde selbst in Karthago mit Mißfallen und Abscheu aufgenommen, doch war Hannibal keineswegs um einen triftigen Grund verlegen, sein Benehmen zu entschuldigen. Bisher, so äußerte er sich, wurden die römischen Bürger schon von dem bloßen Anblicke eines afrikanischen Elephanten in Angst und Schrecken versetzt; erhielten sie aber erst die Kunde davon, daß ein einzelner Krieger aus ihren Reihen beherzt und stark genug war, um eines dieser Thiere zu bewältigen und zu tödten, so würde ihre Scheu und Furcht zu unserm Nachtheile völlig verschwinden.

Ganz ähnlich urtheilten die Häupter und Wortführer des bevorzugten Standes der Pharisäer. Bis jetzt war das Volk daran gewöhnt, nicht anders als mit scheuer Ehrfurcht zu ihnen aufzublicken, ihren Aussprüchen unbedingt zu glauben, ihrer herrischen Anmaßung sich zu beugen. Da steht aber ein Jüngling aus der niedersten

Volksklasse, den sie vor ihre Versammlung gerufen, furchtlos ihnen gegenüber; er wagt es, seine eigene Ansicht auszusprechen und zu vertheidigen, er überführt sie des böswilligen Irrthums, er bringt ihre Heuchelei an's Licht, er wagt überdieß, mit dem Stachel der Ironie an der empfindlichsten Stelle sie zu verwunden, und erkämpft so über sie einen nichts weniger als zweideutigen Sieg. Und da nun, sofern seine Kühnheit ungeahndet blieb, und er sich derselben überall rühmen durfte, ihr Ansehen und Einfluß darunter leiden mußte, so fanden sie es zweckmäßig, ihn unschädlich zu machen und moralisch zu tödten, damit er als ein Geächteter und Ausgestoßener beim Volke keinen Glauben mehr fände. Dieß aber geschah, indem sie den Bannfluch über ihn aussprachen, durch welchen er von der Theilnahme an allen Gütern und Rechten der religiösen Gemeinschaft ausgeschlossen wurde.

Nun bedarf es kaum der Bemerkung, daß dieser harte Schlag für ihn zur höchsten Wohlthat sich gestalten mußte; denn wie Augustinus zeigt, nachdem die Synedristen den Jüngling aus ihrer Genossenschaft vertrieben, nahm Christus in seine Lebensgemeinschaft ihn auf, und je unbedingter, ohne Aussicht auf einen Rückweg er sich von jenen verstoßen sah, desto entschiedener ward er ein Jünger Christi. Es kam also gerade das Gegentheil von dem zu Stande, was die fanatischen Wächter geistloser Satzungen zur Absicht hatten, die ihrem Banne die Bedeutung eines Todesurtheiles zuschrieben. „Alles, was der Vater mir gibt", hatte der Herr gelehrt, „kommt zu mir, und wer immer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen. Wer mein Wort hört, und glaubet dem

der mich gesendet hat, kommt nicht in's Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen."*) Den Heuchlern hingegen, die ihr rastloses Bemühen daran setzten, ihn selber aus ihrer Mitte zu bannen, und mit seinem irdischen Erscheinen auch seinen Namen zu tilgen, hatte er vorher gesagt, daß unzählige Menschen vom Aufgange und Niedergange kommen werden, um Theil zu nehmen am Gastmahle des göttlichen Lehrwortes, der Heilsgaben und des seligen Lebens, während den bevorzugten Söhnen des Gottesreiches, den zuerst Berufenen, als treulosen und entarteten Knechten das verschuldete Loos bevorstehe, hinausgestoßen zu werden in die äußersten Finsternisse.

Dieß war das Geschick, das sie eigentlich dem Blindgebornen zu bereiten gewähnt, oder welchem sie ihn verfallen erklärten, als sie ihn aus ihrer Gemeinschaft ausschlossen. Da jedoch dasselbe, was sie im vermeintlichen Besitze der alten Berechtigung über den Schuldlosen verhängten, von Christo, dem Gebieter des Lebens und des Todes, ihnen selbst und ihren Gesinnungsverwandten angedroht wurde, so finden wir uns dadurch veranlaßt, unsern Geistesblick auf eine düstere und grauenvolle Region zu heften, die der Unglaube entweder mit den Einfällen des Witzes verhöhnt, oder mit den ihm zu Gebote stehenden Gründen bestreitet, während der empfindsam gemüthliche Naturselige, der den Himmel und seine Wonne gern sich gefallen läßt, von diesem, dem Zartgefühl anstößigen und mit der göttlichen Güte

*) Joh. 6, 37. 5, 24. vgl. 6, 39. 11, 26 u. a.

unvereinbaren Gegenstande ein für allemal nichts wissen mag. Eben deßhalb wollen wir uns ein Grubenlicht anzünden, welches in den Schwaden und Dunstnebeln jener Begriffs- und Gefühlsweisheit nicht verlischt, um für's erste von dem Zustande der gänzlichen Entfremdung und Trennung von Gott, als den äußeren Finsternissen, sodann von den Straßen und Gängen, die dahin führen, oder den inneren Finsternissen eine bestimmtere Kenntniß zu gewinnen.

* *
*

Bei den alten Hellenen gab es kaum einen Schreckensort, der mehr gefürchtet war, als der berüchtigte Kerker der Messenier: ein von tiefen unterirdischen Höhlungen gebildeter Raum, dessen einziger enger Eingang mit einem Felsenblocke verschlossen wurde, so daß kein Strahl des Tageslichtes einzudringen vermochte. Dieser schauerliche Kerker war es, in welchem der berühmte Feldherr Philopemen eingeschlossen, oder vielmehr lebendig begraben ward. Das üblichste und ausdruckvollste Bild, womit die Schrift den Zustand der Unseligkeit oder des geistigen Todes schildert, ist gleichfalls das einer Gefangenschaft und Gebundenheit in trostloser Finsterniß, ohne Aussicht oder Hoffnung auf Befreiung. Dieses Bild aber deutet auf ein thatloses, leidendes (passives) Dasein in dem düstern Gebiete, auf welchem die Schatten des Todes lagern, wo nur Schreck und Verwirrung herrscht, und keine Ordnung *), wo der im Erdenleben durch-

*) Hiob. 10, 21. 22.

geführte freie Widerspruch gegen Gottes heiligen Willen und die damit verbundene Gewaltthat gegen das eigene Wissen und Gewissen zur unheilbaren geistigen Todeswunde geworden; wo der Haß Gottes und des eigenen Ich's (die beharrliche Gottes- und Selbstbeleidigung) mit der Unvertilgbarkeit des persönlichen Daseins zusammenwirken, um die schauerliche Vorhersage in Erfüllung zu bringen: „ihre Flamme wird nicht erlöschen, ihr Wurm nicht sterben."

Eben deßhalb nun, weil solche Bilder nicht mit dem Wesen der Sache zu verwechseln sind, kann man es zwar Jedem, der dieß für nützlich erachtet, überlassen, sie mit Hülfe der Einbildungskraft in ausführliche Schilderungen zu verarbeiten, wie das oft genug, wiewohl ohne den Geist eines Allighieri versucht ward; der Eindruck jedoch, den solche Darstellungen auf das Gemüth des Lesers oder Hörers machen, wird meist nur zweideutig ausfallen, und von den Einfällen des frivolsten Witzes leicht wieder verwischt werden. So hat schon der Weltweise Bion über den altgriechischen Mythus von den Danaiden gescherzt, daß ihre Strafe bei weitem härter wäre, wenn sie nicht in durchlöcherten, sondern in Gefäßen mit unbeschädigtem Boden das Wasser herbeischaffen müßten, weil sie in diesem letzteren Falle eine viel größere Last zu tragen hätten. Und wie reich war nicht der Stoff, den die „Höllenbreughel" einer nicht sehr entlegenen Vorzeit in den wüsten und geschmacklosen Zerrbildern einer wilden Phantasie der caustischen Schärfe des Spottes dargeboten haben!

Als echte und unumstößliche Glaubenslehre ist daher nur dieß Eine festzuhalten, daß es eine Hölle, einen

Zustand vollendeter Unseligkeit und Verworfenheit gibt, und daß dieser Zustand ein unverbesserlicher und darum auch unvergänglicher bleibt; über alles Andere, sofern es auf das Wo und Wie Bezug hat, ist von der lehrenden Kirche nichts Bestimmtes ausgesprochen.*) Doch gerade diese Unaufhörlichkeit ist ein so furchtbarer Gedanke, daß sie von jeher eifrige Gegner gefunden, die lieber von Zerduscht (Zoroaster) als von Christo sich belehren lassen, und wenigstens in diesem Punkte den Zendavest dem Evangelium vorziehen, indem sie, in irgend einer künftigen Weltperiode, eine allgemeine Amnestie und vollkommene Versöhnung erwarten. Und in der That, welche Kunde könnte herzerhebender und erfreulicher sein, als die von der ewigen Vaterhuld, die zuletzt, nach hinlänglicher Läuterung, und nachdem die Schlacken des Bösen verzehrt sind, alle geistigen Geschöpfe, auch den Satan und Ahriman nicht ausgenommen, im ewigen Lichtreiche versammeln und beseligen werde! Und welch' ein süßer Trost für Alle, die sich nicht entschließen wollen, dem sittlichen Gesetze zu gehorchen, und welchen dennoch ihr Gewissen, dieß unleidliche Vor- und Nachurtheil manche geheime Qual bereitet!

Die Anhänger dieser Meinung hat schon Augustinus mit dem Namen der Mildherzigen bezeichnet; nach neuerer Ausdrucksweise wären sie die Gefühlvollen und Gemüthlichen zu nennen, die ihre Kettenbrücke über den Abgrund aus Blumengewinden zusammen fügen, und in Ermanglung der Pfeiler sie an poetische Trinksprüche befestigen. Man

---

*) Perrone praelect. III. pag. 229.

kann zu ihnen auch die älteren und neueren Socinianer zählen, sie mögen nun lehren, daß die Gottlosen gleich nach dem zeitlichen Tode, oder nach dem Gerichte gänzlich vernichtet werden, so daß ihr Sein und Dasein aufhört, was doch von keinem für sich bestehenden Wesen ausgesagt werden kann; oder sie mögen, etwas behutsamer, jenes Dasein auf die niedrigste Stufe eines völlig ohnmächtigen Schattenlebens herab setzen, worin die Hoffnungslosen ohne Freude und ohne viel Leid dahin dämmern, etwa den Ossianischen Nebelgestalten ähnlich.

Wollen wir uns aber näher damit bekannt machen, was der Katechismus des modernen Christenthums über diesen verrufenen Glaubensartikel lehrt, so werden wir die freundschaftliche Warnung vernehmen: daß wir uns weislich hüten mögen, einen ewigen und unaussprechlichen Lohn für die Tugend zu erwarten, wie sie in diesem Leben geübt werden konnte, und hingegen für die Verirrungen und Laster, in welche der Mensch hienieden verfallen kann, eine endlose Strafe als dasjenige zu betrachten, was vernünftiger Weise von Seiten der göttlichen Gerechtigkeit zu befürchten stünde. Es ist ja der Lasterhafte nicht so entartet, daß er jeden Sinn für das Gute verloren, und auch der Tugendhafte hat entweder manche Flecken aufzuweisen, oder war früher, ehe er sich zu Gott gewendet, auf ganz anderen Wegen gewesen. Und wenn auch der offenkundige Frevler die Mahnungen des Gewissens, die sittlichen Forderungen seiner bessern Einsicht beharrlich vernachlässigt, und wie es scheint, den größten Theil seines Lebens heillos vergeudet hat, kann dieß schon zu dem Urtheile berechtigen,

daß er jeder Besserung unfähig geworden und daß solch ein verlorner Sohn den Rückweg ins Vaterhaus nimmermehr finden werde? Darf man von dem Erfolge irdischer Geschicke auf das, was jenseits sich begibt, den Schluß ziehen, so läßt sich wohl annehmen und erwarten, daß die Trübsale, die dort ihm vorbereitet sind, ihn zur Besinnung bringen und zum Gottesgehorsam zurückführen werden; während ja auch der Tugendhafte keine so fertige sittliche Vollendung mit hinüber nimmt, daß er nicht immer noch fähig wäre, sich zu einer höhern Lebensstufe zu entwickeln. Nach allem dem sei es dem christlichen Gefühle am meisten entsprechend, von den jenseitigen Zuständen die Ansicht festzuhalten, daß sie für den sittlich Bewährten den Fortschritt zu einer höhern Lebensstufe, für den Rohen oder in Laster Versunkenen den Uebergang vom Bösen zum Guten anbahnen und fortbilden werden.

Auf solche Darstellungen, welche die Hölle wie einen ausgebrannten Vulcan betrachten, auf dessen längst verwitterter Lava jetzt die anmuthigen Fruchtgärten einer philantropischen Anstalt grünen, läßt sich mit Fug und Recht der Sinnspruch des heiligen Hieronymus anwenden: daß Gifte nicht anders gereicht werden, als in Honig eingehüllt. Wenn die Hölle, die man ehedem glaubte, geläugnet, und das Purgatorium, das man ehedem läugnete, an ihre Stelle gesetzt wird, so daß der Ruchlose so gut als der Leichtsinnige getrost über die Todesnacht hinüber blicken darf, etwa, weil „der göttliche Funke" seines Geistes doch nicht verloren gehen, und was von ihm als „das Unsterbliche" erübrigt, dem Argen nicht

anheim fallen könne;*) so wird der ästhetische Honig, der dieser Lüge zum Corrigens dient, eben so emsig aus Jasminblüthen und Alprosen, als aus klebrigem Mehlthau zusammengebraut; indem man sowohl die unendliche Güte Gottes, als die Gebrechlichkeit der endlichen Creatur dabei zu Hülfe nimmt.

Was nun zu diesem Zwecke am gewöhnlichsten vorgetragen und verhandelt wird, so daß es auf dem Markte des Weltglaubens, weil Jeder damit schon versehen, schier keinen Käufer mehr findet, läßt sich kürzlich in Folgendem zusammen stellen. Die Endlosigkeit der Strafen, die dem Sünder auferlegt werden sollen, steht im Widerspruche zu der Barmherzigkeit Gottes, der in seiner unendlichen Liebe nur die Glückseligkeit seiner Geschöpfe will; ihm kann es nur geziemen, ihre Mängel und Gebrechen durch den Beistand der Gnade, oder nöthigenfalls durch geeignete Strafmittel zu bessern, um sie ihrer seligen Bestimmung wieder entgegen zu führen. Wir zeihen, wie Peter Bayle bemerkt, jenen Fürsten oder Richter der Grausamkeit und Barbarei, der einen Verbrecher zu einer ausgesucht schauderhaften Todesart verurtheilt; keine Autorität, die auf Bildung Anspruch macht, wird sich mehr entschließen, eine langsam wirkende, qualvolle Todesstrafe über den Schuldigen zu verhängen, wie sie z. B. einst an Ravaillac vollzogen wurde. Und doch erreichen solche Qualen, indem sie die Lebenskräfte erschöpfen, in kurzer Zeit ein Ende, so daß sie, wenn mit noch so kannibalischem Scharfsinn erfunden, dennoch

*) M. s. Göthe's Faust, Thl. II., letzte Scene.

im Vergleich mit jenen, welchen man eine ewige Dauer zuschreibt, völlig verschwinden. Ueberdieß hat schon Seneca ganz richtig bemerkt, daß der Weise nicht deßhalb eine Strafe verhängt, weil gesündigt worden, sondern damit nicht gesündigt werde. Wie ungeziemend wäre demnach die Annahme, daß Gott die Schuldigen nicht bestrafe, um sie zu bessern, sondern rein um der Strafe willen, damit nämlich das Böse geahndet werde!

Läßt man nun immerhin die viel bestrittene Ansicht gelten, daß nicht alle Strafen, die von den Trägern der Staatsgewalt angeordnet werden, als sittliche Heilmittel anzusehen, sondern zuweilen nur dazu bestimmt seien, das gestörte und verletzte Recht wieder herzustellen; so widerstreitet dennoch das Endlose der Strafe auch in dieser Beziehung der Würde der göttlichen Gerechtigkeit, indem ja zwischen der zeitlichen und räumlichen Begrenzung der schuldvollen That, und der Ewigkeit der strafenden Vergeltung gar kein richtiges Verhältniß bestehe. Dieser Gedanke bildet dann den Uebergang zu den übrigen Scheingründen, die von der Gebrechlichkeit und Beschränktheit des Menschen hergenommen werden, wie z. B. daß er, mit seiner geringen Gotteskenntniß, häufig seines Thuns sich nicht klar bewußt sei, und daß auch die sogenannte Beleidigung Gottes, die er verschuldet, in Anbetracht Gottes selbst an das Sprichwort erinnern könne: wie dafür hinlänglich gesorgt sei, daß die Bäume nicht bis in den Himmel wachsen, und die alten Titanen den Olymp nicht beunruhigen können. Ganz zuletzt aber, und um der Negation das Siegel aufzudrücken, wird noch die Bemerkung beigefügt, daß jenes Dogma, wie die

Erfahrung zeige, die Gläubigen doch nicht zur sittlichen Besserung bewege, sondern höchstens in knechtischen und der Gottheit unwürdigen Vorstellungen sie bestärke.

Welch ein Aufwand von Halbgedanken und Scheingründen, deren Widerlegung schon deßhalb fast überflüssig wird, weil sie das Wesentliche des Gegenstandes gar nicht einmal berühren! Darum wollen wir, ehe wir uns darauf einlassen, der Antwort gedenken, die ein französischer Priester, der Pfarrer von Ampeluis, den Freiheitsmännern gab, als er vor ihrem Revolutions-Tribunal zu Lyon erscheinen mußte. Die wüthenden Fanatiker riefen ihm höhnisch zu: „glaubst du die Hölle?" Der Bekenner Christi war so leicht nicht einzuschüchtern; gelassen erwiederte er: „Wie sollte ich nicht glauben, daß es eine Hölle gibt, wenn ich Euch anschaue und Euer Treiben? Hätte ich bisher daran je gezweifelt, jetzt müßte ich gläubig werden."

In der That wäre es höchst verzeihlich, an dem ewigen Elend irgend eines Geistwesens zu zweifeln, sofern man einzig nur die Liebe Gottes vor Augen hätte, der den Tod des Menschen ursprünglich nicht gesetzt hat, noch an dem Verderben der Lebendigen d. h. der geistigen Geschöpfe sich erfreuen kann. *) Diese Zweifel jedoch müssen sofort verschwinden, wenn wir, ohne uns ein absolutes Urtheil anzumaßen, auf gewisse Menschen der Vorzeit und Gegenwart den Blick heften, und ihr Verhalten gegen Gott beachten. „Glaubst du wohl eine Hölle, einen Zustand ewiger Abkehr von Gott?" Die gräßliche Kette

*) Weish. 1, 13.

von Lügen, Schandthaten und Meuchelmorden, die z. B. das Leben des berüchtigten Pascha von Janina durchschlingt, die Begebnisse bei den Sklavenjagden im Sennaar und in Darfur, die schaudervollen Zeitvertreibe der Sträflinge auf der Insel Norfolk, und unzählige Einzelnheiten der Art, die aus dem bodenlosen Sumpfe eines von Gott abgewendeten Gemüthes sprossen, sind mit jener schlaffen und frömmelnd leichtsinnigen Ansicht von der alles verzeihenden Liebe schwerlich vereinbar, selbst wenn dabei, wie es mehrentheils geschieht, die Hauptsache gar nicht beachtet wird. Diese Hauptsache aber besteht darin, daß jeder Act des göttlichen Verzeihens nichts geringeres als die Wiederherstellung eines Lebens- und Liebesverkehrs sei, welcher ohne Mitwirken des freien Geschöpfes nicht denkbar ist.

Schon in dieser Beziehung erscheint die ewige Liebe, wenn man so sagen darf, gerechtfertigt, weil, wie schon Leibnitz es ausgesprochen, der Menschengeist in seiner freien Abkehr von Gott selber das Urtheil des Verderbens auf sich ladet, und gleich einer schweren Wucht, der es an einer Stütze fehlt, unaufhaltsam in den Abgrund der Entfremdung von Gott hinab stürzt, an dessen Huld und Gnade er sich nicht wenden will. Daran schließt sich ferner, zur Widerlegung der eben erwähnten Einwürfe, der nothwendige Nachsatz: daß jene gefühlvollen Lobreden auf die göttliche Liebe häufig um nichts besser sind, als die beliebten, sinnlosen Hymnen an die „ewige, göttliche, schaffende Natur;“ weil sie der unwandelbaren Wahrhaftigkeit und Heiligkeit dieser Liebe vergessen, welche die Lüge und den Widerspruch gegen ihre Idee nicht bejahen kann.

Daß Gott die Seligkeit der Geschöpfe will, ist so gewiß, als daß er sie nicht zu seiner eigenen, sondern rein zu ihrer Beseligung ins wesenhafte Sein gerufen. Allein er kann dieselbe in ihnen nicht anders zu Stande bringen wollen, als so, wie sie allein möglich ist, nämlich auf dem Wege ihrer eigenen Wahl und Selbstentscheidung, in freier Hingabe an seinen Willen. Daher die bedingende Form der Rede: „willst du ins Leben eingehen, so halte die Gebote," und im Gegensatze dazu das Endurtheil, das der Seher des neuen Bundes vernommen: „draußen (ausgeschlossen vom göttlichen Leben) bleiben die grimmigen Verfolger, die (sittlichen) Giftmischer, die Zuchtlosen, die Mörder, und Alle, welche der Lüge hold sind, und Lügenwerk üben." *)

Wird nun an die Gerechtigkeit Gottes, die von seiner Liebe nicht zu trennen ist, das Begehren gestellt, daß sie mit den Strafen, die sie sendet, vorzugsweise, ja ausschließend die sittliche Besserung oder Kräftigung beabsichtigen möge, so bezeugt ja die Schrift nicht nur an mehr als Einer Stelle: „der Herr verwundet und heilet, er führt bis an die Schwelle des Todes, und führt wieder zurück;" sondern es ist das ein Zeugniß, das sie überall in Lehre und Geschichte durchführt. Solche Heimsuchungen aber, die den Sünder zu wecken und zu läutern bestimmt sind, können ihm eben nur so lange zu Theil werden, als er der Vor- oder Rückschritte noch fähig ist, während diese Fähigkeit mit seinem irdischen Leben zugleich zu Ende geht, indem dasselbe seinen Tag

*) Offenb. 22, 15.

bildet, oder die ihm zugemessene Zeit, in der es ihm gegönnt ist, Schuld oder Verdienst zu erwerben, sein Heil oder Unheil zu wirken.

Die Unseligkeit, die im letztern Falle sein Antheil wird, kann nicht dadurch in irgend einer Zeit ihren Abschluß erreichen, daß etwa die Leiden, von denen sie begleitet wird, als Genugduldung (Satispassion) dasjenige ersetzen, was er auf Erden zur Genugthuung (Satisfaction) hätte leisten sollen; weil die Strafe allein, als solche, die Schuld noch nicht aufhebt. Was aber die endlose Dauer der Strafe betrifft, so kann diese deßhalb nicht befremden, weil sie nicht so sehr im Urtheile Gottes, als im Wesen der Sünde selbst zu suchen ist. Wer sich mit eigener Hand seiner Augen beraubt hat, würde ohne Wunder ewig blind sein, auch wenn er ewig auf Erden lebte;*) und, wie Thomas von Aquin bemerkt, wer eine Todschuld auf sich zieht, der stürzt sich freiwillig in einen Abgrund, aus welchem er durch eigene Kraft nimmer sich empor ringen kann. Wer also die Sünde will, der will dadurch in einen Zustand gerathen, der die Gefahr einer unaufhörlichen Dauer in sich schließt. Denn obwohl man nicht von jeder Sünde behaupten darf, daß sie aus der Verachtung Gottes ihren Ursprung habe, die schon eine dämonische Verkehrtheit wäre, so bleibt es doch, wie Augustinus lehrt, gewiß, daß durch jede Sünde Gott in seinen Geboten verachtet werde, so daß sie jedenfalls von einer Nichtachtung der göttlichen Willensheiligkeit begleitet wird.

---

*) Perrone l. c. pg. 351.

Was jedoch dieser ganzen Beweisführung noch beizufügen erübrigt, ist das aufrichtige Geständniß, daß sie einige schwache Seiten darbietet. Wenn man aus den Worten des Herrn: „es kömmt die Nacht, da Niemand wirken kann," den Schluß zieht, daß mit dem irdischen Lebensende jede sittliche Umkehr unmöglich werde: worauf soll diese Unveränderlichkeit oder Erstarrung sich gründen? Warum soll die unsterbliche Seele einzig deßhalb, weil sie von der Leiblichkeit geschieden, für jeden sittlichen Fortschritt die Fähigkeit verloren haben, da es doch umgekehrt eben der Sinnenleib ist, der das geistige Leben so oft beeinträchtigt und knechtet? Und wenn nach dem angeführten Gleichnisse der völlig Erblindete, er mag nun durch eigene oder fremde Schuld seiner Augen beraubt sein, ohne Wunderhülfe nimmer die Sehkraft wieder erlangt: warum kann dieses Wunder (wie es am Blindgebornen geschehen) nicht auch an den geistig Blinden und sittlich Verfinsterten zu Stande kommen, und zwar dadurch, daß Gottes herrliche Liebe einen Lichtstrahl in ihre Nacht sendet? Ja diese ewige Liebe selbst, die in der Weltschöpfung sich offenbart: würde sie nicht dadurch getrübt und verdunkelt, wenn sie, wie angenommen wird, es zuließe, daß irgend eines ihrer Geschöpfe hülflos und für immer dem geistigen Elend anheim falle? So hätten wir also noch immer die genügende Lösung der Frage zu suchen; und wir werden sie nirgends ausfindig machen, als in den erschaffenen Geistern selbst, und in den Gesetzen, die ihre Lebensentfaltung bedingen.

Wir kommen daher auf das ursprüngliche Gesetz zurück: daß jedes geistige Geschöpf irgend einmal sich

selber als ein persönliches oder freies finden müsse, indem es sich selbst entschließt und bestimmt, und so die Weise seines Daseins zur Entscheidung bringt. Sobald es zum vollen Selbstbewußtsein geweckt und erwacht ist, erkennt es sich in seinem Verhältnisse zu Gott, als seinem unbedingten Urheber, dem es in freier Hingabe gehorchen soll. Die thatsächliche Anerkennung dieses Verhältnisses ist, als eine freie Willensthat, seiner eigenen Wahl anheim gegeben. Da nun der göttliche Wille unendlich heilig ist, und der Zweck der Weltschöpfung ganz und gar auf die Seligkeit der erschaffenen Wesen sich bezieht, so ist der Wille des Geistes, je nachdem er für oder gegen Gott sich entscheidet, entweder ein guter oder ein böser, ohne daß zwischen beiden eine Mittelstufe denkbar wäre. In jedem Falle jedoch hat der Geist durch diese Selbstentscheidung in seinem Dasein oder seiner Lebensform sich vollendet, und ist für und in sich fertig; so daß er, es sei in der Liebeseinheit mit Gott, oder im Hasse gegen Gott, so bleibt, wie er werden gewollt und wie er bleiben will. Wie die Einigung für immer sich befestigt, so auch der Widerspruch, der als ein unauflöslicher und unheilbarer für immer fortbesteht.

Von welcher Seite nämlich sollte zu einer solchen Aufhebung der Anfang geschehen? Der creatürliche Geist vermag aus der Richtung, die er sich gegeben, nimmer hinaus zu kommen, und will es auch nicht. Der Gedanke, den er einmal gefaßt, unbeschränkt und unabhängig sein zu wollen, wie Gott, und die Beseligung gleich diesem aus dem Quell des eigenen Seins zu schöpfen, ist eben jener Trotz des Widerspruches, jener Stolz auf das starre

Abgeschlossensein der eigenen Ichheit, der jeden Gehorsam, jede Hörigkeit verabscheut. Auch von Seite Gottes kann dieser Widerspruch nicht gelöset werden, weil er den creatürlichen Geist eben als einen freien gesetzt, und jede Art, wie der letztere sich selber vollendet, wenigstens der Idee seiner Freiheit entspricht, welche von außen her weder durch physische Nöthigung, noch durch die Liebesmacht Gottes (die Gnade) sich bezwingen läßt. Bei allem dem kann die Unseligkeit des Geschöpfes, das sich selbst vom einzigen Quell der Beseligung für immer losgerissen, auf die Reinheit der göttlichen Liebe, die ein lauteres Licht ist*), keinen Schatten werfen; da selbst der Hochmuth, mit welchem das erschaffene Ich, als wäre es unbedingt, dem göttlichen Ich sich entgegen stellt, jener unendlichen Liebe Zeugniß geben muß, daß sie Wesen geschaffen, die als geistig freie ihrer beseligenden Mittheilung fähig sind, aber aus demselben Grunde auch ihre Huld von sich zu weisen vermögen.

Wenden wir dieß auf die reinen Geisteswesen an, die nämlich in keiner organischen Verbindung mit der Natur stehen, so kann von den abtrünnigen Geistern (den gefallenen Engeln) nichts anderes ausgesagt werden, als daß sie, nachdem sie in ihrer Freiheitsprobe sich ein für allemal gegen Gott entschieden, immer und ewig in unveränderlicher Böswilligkeit verharren; da es in keiner Weise denkbar ist, wie und aus welchem Anlasse jemals die Liebesreue in ihnen entstehen könnte. Sie hassen Gott, und verhöhnen seine Huld, ohne sich selbst

*) 1. Joh. 1, 5.

oder irgend ein Wesen neben ihnen lieben zu können; und wenn sie an diesem licht- und liebelosen Dasein, an dieser erlogenen Unabhängigkeit noch ein Wohlgefallen finden, so beruht dieses einzig nur darin, daß sie mit ihrem Widerspruche eine fortwährende Beleidigung Gottes, eine stete Vereitlung seines heiligen Willens üben, und dadurch auf dem Altare ihrer unseligen Selbstvergötterung die trübe Gluth des Hasses unterhalten. So bleiben sie, als für sich seiende, in sich abgeschlossene Einzelwesen, in ewiger Vereinsamung stehen.

Ganz anders hingegen verhält es sich mit jenen Geschöpfen, in welchen der Geist mit einem Naturgebilde zur Lebenseinheit verbunden ist, und die daher nicht bloß als geistige Wesen oder Persönlichkeiten, sondern auch als Glieder eines organischen Ganzen, als Individuen einer Gattung in Betracht kommen. Nachdem der Urmensch in seiner Freiheitsprobe sich gegen Gott entschieden hatte, war durch seinen geistigen und leiblichen Tod auch die Entwicklung des von ihm stammenden Geschlechtes aufgehoben. Wurde hingegen durch die Setzung eines neuen sittlichen Anfangs die Aufrechthaltung beider möglich gemacht, was im Werke der Erlösung durch die Freiheitsprobe des zweiten Adam geschah, so blieb sowohl dem Urmenschen, als jedem seiner Nachkommen ein Leben mit und neben dem Tode; ein zeitliches Leben, das mit der Auflösung des Leibes seinen Ablauf erreicht, aber auch dem Geiste Zeit und Mittel gewährt, das neue Leben, das in der Erlösung ihm dargeboten wird, durch freie Wahl sich anzueignen.

Wenn dann der Fall eintritt, daß der Einzelne, durch Verletzung des göttlichen Gesetzes, für seine Person die alte Schuld erneuert, und in eine Todsünde fällt, so hat diese für's erste doch nur den geistigen, nicht den leiblichen Tod zur unmittelbaren Folge, weil er Glied eines Geschlechtes ist, dessen Gesammtleben auf dem geistigen Verdienste des zweiten Adams beruht; so daß er den Antheil an diesem Verdienste zwar für seine geistige Persönlichkeit, nicht aber für sein leibliches Dasein verliert, durch welches er mit dem Menschengeschlechte, und darum auch mit dem zweiten Adam, im organischen Naturverbande steht. Daher wird auch die Wahl, die er einmal getroffen, nicht für immer und ewig entscheidend, oder seine Freiheitsprobe nicht mit einer einzigen Willenshandlung vollendet; sondern so lange sein Geist in jenem organischen Verbande weilt, also bis zum zeitlichen Tode, ist ihm Zeit und Raum zur Buße und geistigen Umkehr gegönnt. Und daß es ihm an Anregung dazu nicht fehle, dafür bürgt schon, abgesehen von den übrigen Wegen der Vorsehung, das Gewissen, dessen Mahnung, als Zeugniß des Lebensverkehrs mit Gott durch die Vermittlung Christi, einzig nur dem gefallenen Menschen, keineswegs aber dem gefallenen Engel vernehmlich wird, der als purer Geist unerlösbar bleibt.

So gestaltet sich demnach das irdische Menschenleben mit seiner geistigen Aufgabe zu einer Folgereihe von Prüfungen, deren Abschluß mit dem irdischen Tode, oder mit dem Austritte des Geistes aus dem Naturverbande des Geschlechtes zusammen trifft. Bis hierher und nicht weiter begleitet ihn das Gewissen, das von jetzt an ent-

weder in den ewigen Frieden der Einigung mit Gott verklärt wird, oder in das unaufhörliche Gericht des Geistes über sich selbst, in den Wurm, der nicht erstirbt, sich umwandelt. Und diesem letztgenannten, furchtbaren Loose entgegen zu gehen ist ein Jeglicher in Gefahr, der um göttliche und sittliche Wahrheit unbekümmert, seine geistige Würde immer tiefer verkommen läßt. Denn wie die Treue des Gottesgehorsams, als religiöse Tugend und sittliche Religion, durch kräftige Uebung gesteigert wird, so kann auch die Untreue des Lasters und des practischen Unglaubens stufenweise sich verschlimmern, und jede Anstrengung der Willenskraft auf diesem umgekehrten (negativen) Wege ein weiterer Schritt zu ihrer Herabstimmung werden. Und wie die Freithätigkeit des Willens, durch fortgesetzte Sünde, bis zum Unkenntlichen sinken kann, eben so kann auch gleichzeitig die Gewissenhaftigkeit schon im irdischen Leben bis zu jenem Zustande verkümmern, den der Apostel das gebrandmarkte Gewissen nennt,*) um damit nicht bloß die Erniedrigung eines sittlich entarteten Geistes, sondern auch die Stumpfheit desselben oder die Gefühllosigkeit anzudeuten, durch die er (als sei er vom Glüheisen zerstört) aller Empfänglichkeit für die göttliche Mahnung verlustig geworden.

Es wird daraus anschaulich, wie verhängnißvoll jeder Schritt des Erdenlebens sei, der in der Richtung der Abkehr von Gott geschieht. „Der Weg der Gottverächter ist finster; sie haben keine Ahnung von dem Orte, wo sie zu Boden stürzen."**) Und wenn deßhalb

*) 1. Timoth. 4, 2.
**) Sprichw. 4, 19.

jede Art von Treulosigkeit gefahrvoll ist, da Niemand darauf rechnen darf, daß er zu rechter Zeit auf den Weg der Versöhnung wieder umkehren werde; so ist es doch vorzugsweise jene, die der Apostel Johannes in den Worten andeutet: „Es gibt eine Sünde zum Tode, und ich sage nicht, daß für ihn (der in solche Schuld gerathen) Jemand bitten solle" *), d. h. ich wage nicht, dafür zu bürgen, daß die Fürbitte ihm fruchten werde. Worin soll aber diese Sünde bestehen, die vor allen andern als eine todbringende bezeichnet wird? Wie man jene körperlichen Verletzungen absolut tödtliche nennt, welche die wesentlichen Bedingungen für die Fortdauer des organischen Lebens aufheben, so gibt es auch geistige Wunden, die unmittelbar den Lebensverkehr des Geistes mit Gott vernichten; und hierher gehört jedes hartnäckige Vornehmen, in sündhaftem Sinnendienste, in Ungerechtigkeit und Bosheit zu verharren; am entschiedensten aber der theoretische Unglaube, der dem Erlöser nicht allein das Bekenntniß in Wort und That, sondern auch die innere Anerkennung verweigert. Woher soll Jenem das Heil kommen, der die Quelle des Heiles läugnet? Die verderblichste aller Todeswunden ist also der Abfall von Christo und seinem Paraklet; oder, was im Wesentlichen dasselbe bedeutet, der Abfall von der Kirche, in und mittelst welcher der göttliche Paraklet die Güter der Erlösung spendet.

---

*) 1. Joh. 5, 16. Dazu die gründliche Erklärung in Professor G. K. Mayer's Commentar über die Briefe des Ap. Johannes. Wien 1851. S. 208.

Worin lag das schwere Gewicht der Rache, welche die ergrimmten Synedristen an dem Blindgebornen übten? Wie kam es, daß der Ausschluß aus der Synagoge einem Todesurtheile gleich galt? Weil es in der Natur des Menschen gegründet ist, daß er einsam und vereinzelt nicht gedeihen kann, und eben so nothwendig einer religiösen oder kirchlichen Geselligkeit, als eines bürgerlichen Gemeinwesens bedarf. „Siehe, wie gut ist's und wie lieblich, wenn Brüder in Eintracht beisammen wohnen! Wie köstlicher Balsam, der vom Haupte des Hohenpriesters herab quillt auf den Saum seiner Gewande; wie der Thau vom Hermon, der herab fällt auf die Berge Sion. Denn dort hat der Herr Segen und Leben verheißen auf immerdar." *) Was der Gemeinde des alten Bundes nur vorbereitend und beziehungsweise gegeben war, das besitzt die Kirche in Fülle: die selige Gemeinschaft des Hauptes mit den Gliedern, und die Gaben des Segens für Alle; so daß jedem ihrer Glieder die Theilnahme daran verbürgt ist, und jegliches Verdienst des Einzelnen dem Ganzen zu Gute kommt. Wenn nun Jemand in Leichtsinn, Verblendung oder Unglauben von dieser Lebensgemeinschaft sich los sagt, und dadurch gleichsam sich selber aus der Kirche verstoßt und ausschließt, hat er etwas Geringeres gegen sich verübt, als einen geistigen Selbstmord? Hat er nicht die Region des Lichtes, der Gotteshuld, des neuen Lebens verlassen, und selber sich in die Finsternisse des Todes verwiesen? — Als der Menschensohn seiner Vollendung entgegen ging, erklärte er: nun sei das Gericht

*) Psalm 132.

dieser Welt gekommen, nun werde der Fürst dieser Welt hinaus gestoßen. Wohin begibt sich also derjenige, der gehässigen und unlauteren Absichten folgend, diesem Fürsten der Lüge wieder sich dienstbar macht?

Es war im Jahre 1620, als einige Bürger von Freiburg, auf ihrer Pilgerfahrt nach Jerusalem, von einem Landsmann erkannt und gastlich aufgenommen wurden, der ihnen beim Abschiede eine Goldgefüllte Börse mitgab, die er seinen dürftigen Eltern sendete. Da jedoch diese letzteren aus dem Berichte der Heimgekehrten entnahmen, daß ihr Sohn zwar großes Glück in der Welt gemacht, und es bis zur Würde eines Pascha gebracht habe, dafür aber dem Glauben treulos und ein Renegat geworden sei, zogen sie es vor, in ihrer Armuth zu bleiben, und warfen voll Abscheu das Geld von sich, welches dann die Stadtbehörde zur Anschaffung von Bronceleuchtern für die Kirche verwendete. Waren sie etwa Fanatiker zu nennen, weil jenes Gold in ihren Händen brannte, und weil sie keine Gemeinschaft mit ihrem eigenen Sohne haben wollten? Es ist vielmehr ihr gerechter Schmerz zu ehren, da sie um ihren Sohn eine tiefere Trauer führten, als wäre er durch den zeitlichen Tod ihnen entrissen worden. Nun gibt es aber bekanntlich der Glaubensverächter genug, die zum Behuf ihres Abfalls nicht nöthig finden, erst nach der Levante auszuwandern. Und wenn die Kirche ehedem den Ausschluß aus ihrer Lebensgemeinschaft, zufolge ihrer richterlichen Macht, in der Absicht verhängte, um die Widerspenstigen zur Buße zu bewegen, so kommen die Abtrünnigen jetzt dem kirchlichen Ausspruche zuvor, indem sie selber ihren Unglauben

und Abfall vor aller Welt kund machen, und sich des großen Fortschrittes ihrer Geistesreife rühmen, der doch nur als ein großer Rückschritt in das alte Elend zu beklagen ist.

Wer durch die Sünde den Lebensbund mit dem göttlichen Geiste bricht, stellt sich wieder unter das Strafgesetz des Gewissens; wer überdieß durch den Unglauben Christum in Gedanken und Rede läugnet, verachtet auch den göttlichen Logos im Gewissen, und zerstört dadurch, so viel an ihm ist, das letzte Band, das ihn noch im Verkehre mit Gott erhält. Davor warnet der Ausspruch: „Wer dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht schauen, sondern die Ungnade Gottes bleibt über ihm.“*) Wie verhält es sich mit dieser Ungnade, die gemeinhin der Zorn Gottes genannt wird? Wer das Zeugniß von Christo nicht annimmt, sich auch damit gar nicht befassen will, in dessen Gemüthe ist sicher etwas, was gegen Gottes heiligen Willen sich empört. Es gibt sich also in diesem Zorne, so gut wie in der Huld und Gnade etwas Wechselseitiges zu erkennen. Die Heiligkeit Gottes verneint ewig die verkehrte Gesinnung des Ungerechten und Sittenlosen; und dieser, so wie er sich gegen Gottes Gesetz im Widerspruche weiß, den er doch nicht aufgeben will, führt eine nicht minder große Gehässigkeit und Feindschaft gegen Gott als gegen sich selber, d. h. gegen sein geistiges Leben, sein innerstes Wissen und Gewissen. Denn „wer Frevel begeht, ist ein Feind seiner eigenen Seele.“**)

*) Joh. 3, 36.

**) Tob. 12, 10.

Um von dieser traurigen Thatsache sich zu überzeugen, braucht man nicht erst in die alten Wälder von Nordamerika einzudringen, und zuzusehen, wie die wilden Irokesen und Huronen vor nicht sehr entfernter Zeit ihre Missionäre behandelten. So roh diese Volksstämme waren, verstanden sie sich doch auf dämonischen Witz so gut, als irgend ein überkluger Schöngeist der verbildeten modernen Welt. Sie waren in höhnischer Bosheit erfinderisch genug, zwei katholische Sendboten, Jean Brebeuf und Gabriel Lallemand, zuerst zu scalpiren, und ihnen dann dreimal siedendes Wasser auf den blutenden Scheitel zu gießen, wobei sie ihnen zuriefen: wir meinen es gut mit euch; wir taufen euch, damit ihr zum großen Geiste gelanget; ohne Taufe kann ja Niemand selig werden! Aehnliche Ausbrüche der Wildheit und des Hohnes kann man bei Knechten der Sinnenlust, und bei Leuten, die ein böses Gewissen haben, überall beobachten, da nichts gewöhnlicher ist, als daß irgend ein frommes Wort, eine bescheidene sittliche Mahnung wie ein Funke wirkt, der in ihrem reizbaren Gemüthe die Flammen des Zornes entzündet. Wohin soll aber eine solche Gesinnung führen? „Wenn dein Auge, deines Leibes Licht, finster ist, wie groß erst wird die Finsterniß selber sein?“ Wenn schon der Erdenwandel und sein leitender Gedanke im Dunkel der Selbstsucht befangen blieb, wie erst der Zustand der gänzlichen und unheilbaren Trennung und Entfremdung von Gott?

Nach der alten deutschen Sage stand der treue Eckart vor der Höllenpforte, alle Pilger warnend, daß sie da nicht eingingen. Die Pforte der Finsterniß, wie Origenes

lehrt, ist eigentlich schon jedes Beginnen, das eine Todesschuld mit sich bringt; der echte treue Eckart wird wohl der sein, der auch ermahnt hat, daß uns der Gewinn der ganzen Welt nichts nütze, sofern wir dadurch Schaden leiden an unserm geistigen Leben. Auch der Apostel Paulus wollte dem Landpfleger Felix zu Cäsarea als treuer Eckart dienen, indem er von der Zucht und Gerechtigkeit und vom göttlichen Gerichte zu ihm redete; allein Felix erwiederte, daß er darüber ein andermal, bei gelegener Zeit, ihn anhören wolle. Aehnlich hat (nach Plutarch) Archias, der Tyrann von Theben es gehalten, als er ein Schreiben empfing, worin sein einziger wahrer Freund ihn vor einem Hochverrathe warnte. Da er eben halb trunken bei Tische saß, wollte er, ungeachtet der dringenden Bitten des Ueberbringers, das Schreiben nicht lesen; er verschob dieß auf den nächsten Morgen; doch schon um Mitternacht fiel er unter den Streichen der Mörder. So werden viele geistig Todte vom leiblichen Tode ereilt, ehe sie Zeit gefunden, der Warnungen zu achten, welche doch unablässig an sie ergingen, um sie zum geistigen Leben zu wecken. Wer aber diesen Mahnungen Gehör gibt, der weiß auch, was die Bitte bedeutet: „Verstoße mich nicht, o Herr, von deinem Angesichte, verbanne mich nicht von deiner Anschauung, und deinen heiligen Geist nimm nicht hinweg von mir. Errette meine Seele vom Tode, meinen Fuß von dem Sturze; damit ich Wohlgefallen finde vor dir im Lichte der Lebendigen!" *)

*) Ps. 50, 13. 55, 13.

X.

Glaubenswort und Bürgschaft.

„Und nachdem er ihn gefunden, sprach er zu ihm:
glaubst du an den Sohn Gottes?" (Joh. 9, 35.)

Ueberall, wo göttlicher und geschöpflicher Wille harmonisch zusammen stimmen, und wo der Weckung und Einladung, die von der ewigen Liebe ausgeht, der Menschengeist dankbar entgegen kommt, wird das Gotteswerk des neuen Lebens zur Vollendung gedeihen, und Anfang und Ende werden sich erfreulich in einander schließen. Die Wohlthat, die der Geheilte dem Herrn verdankte, war, wie dieser den Jüngern es angekündet, ein durch die Menschennatur Christi vermitteltes Gotteswerk, bei welchem der Blindgeborne selbst, mit Ausnahme seines einfachen Gehorsams, aus eigenen Mitteln nichts zu thun hatte. Sie sollte nunmehr auch in geistiger Weise an ihm zu Stande kommen, und zu diesem Zwecke ward allerdings sein eigenes Zuthun, sein freies Mitwirken erfordert. Der himmlische Retter hatte ihm die leiblichen Augen nicht gegeben, damit er bloß das Licht der Außenwelt schaue; er wollte nun, wie es gleich vom Anbeginn sein Vorhaben gewesen, auch den Geist des Geheilten

erleuchten, indem er sich selber ihm offenbarte. Durch den standhaften Muth, den derselbe in seinem Zeugnisse für die Ehre seines Wohlthäters bewiesen, hatte er sich würdig gezeigt, in das Reich der Gnade und Wahrheit einzutreten; und nachdem er bereits für den Namen Jesu Verfolgung erduldet, sollte er nun auch unter die Jünger Jesu aufgenommen werden. Und in der That, wenn dieser von sich bezeugt hat: der Menschensohn sei gekommen, um aufzusuchen und zu retten, was verloren war, wie sollte er nicht erst Jenen entgegen kommen, die nach ihm verlangen? So suchte er nun den Verstoßenen auf, um in seine selige Gemeinschaft ihn empor zu heben.

Was dazu als erste Bedingung erfordert wurde, war der vollendete Glaube; dieser aber kann nicht dergestalt als das Werk der göttlichen Kraft oder Gnade betrachtet werden, daß die freie Thätigkeit des menschlichen Geistes dabei unbetheiligt bliebe. Diese Bemerkung macht schon Theodor von Heraclea. Als der Herr den Blindgebornen leiblich heilte, richtete er keine vorläufigen Fragen an ihn, z. B. ob es sein Wunsch sei, das Tageslicht zu schauen; zur Zeit aber, da er auch geistig ihn heilen und erneuern wollte, schickte er eine Frage voraus, weil es hier auf das freie Mitwirken ankam. Die Frage: „glaubst du an den Sohn Gottes?“ hatte zur Absicht, in ihm das Verlangen nach dem Erlöser zu wecken, und sie sollte diesen Zweck nicht verfehlen. Es war nun zum ersten Male, daß der Jüngling seinen himmlischen Wohlthäter von Angesicht sah, und ohne Zweifel erkannte er ihn sogleich an der Stimme. Und da er schon das Bekenntniß abgelegt, daß er den Herrn als einen Propheten und Gott-

gesandten verehrte, so fand er sich nun auch unbedenklich bereit und entschlossen, Alles für wahr zu halten und zu befolgen, was er aus dem Munde desselben vernehmen würde. So fragte er dann unverweilt nach der Person desjenigen, den er als den Messias anzuerkennen habe. „Wer ist es, Herr, damit ich an ihn glaube?" Wenn Du mir ihn zeigst, wenn Du mich belehrst, wer dieser Gottessohn sei, so will ich auf Dein Wort von ganzem Herzen ihm mich unterwerfen!

Bei dieser Aeußerung, die augenscheinlich ein sehr billiges Begehren, eine vernünftige Bedingung enthält, wollen wir fürs erste verweilen. Denn der Glaube ist nicht lediglich auf das äußerlich Gegebene oder Gegenständliche zu beziehen, sondern zugleich eine innere und freie (subjective) Thätigkeit des Geistes. Als Zustimmung zu gewissen Wahrnehmungen bedarf der Glaube der Beweggründe, die den denkenden Geist zum Festhalten derselben geneigt machen, ohne daß jedoch der Wille in seiner Freithätigkeit dadurch gebunden wird; indem es ihm unbenommen bleibt, dem für wahr Gehaltenen gemäß zu handeln, oder ihm zu widersprechen. So ist nach Augustinus die Uebung des Glaubens, im Allgemeinen, nichts anderes als die Uebereinstimmung mit dem wahrgenommenen Denken; und jedenfalls wird für den Glauben die Voraussetzung oder Vorbedingung *) gefordert, daß der denkende Geist wisse, was und warum er zu glauben habe, oder welch ein triftiger Grund ihn zum

*) „Praerequisitum." M. s. Perrone prael. tom. IX. pag. 500.

Wahrhalten dieses Gegenstandes bestimme und verpflichte. So hätten wir uns dann zunächst sowohl mit dem christlichen Glaubensinhalt, als mit dem Glaubenswege zu beschäftigen, indem wir an der Frage des Herrn: „glaubst du an den Sohn Gottes?" den wesentlichen Inhalt des Glaubens, als des objectiv Gegebenen, und sodann an der Gegenfrage: „wer ist es, damit ich an ihn glaube?" die Mittel und Wege des subjectiven Glaubens in Betrachtung ziehen.

* * *

Von einem wackern katholischen Bürger zu Lüttich, der in den Zeiten der belgischen Religionszwiste lebte, ist eine Rede aufbehalten, die in wenigen Worten viel zu beherzigen gibt. Als nämlich ein vorlauter und dünkelvoller Mann über mancherlei Artikel des Glaubens Rechenschaft von ihm verlangte, und dabei stets die Frage wiederholte: wie und in welcher Weise dieß und jenes Mysterium zu erklären, und wie es geschehe, daß unter irgend einem äußerlichen Zeichen eine übernatürliche Kraft und Wesenheit wirksam sei? wußte er den Unbescheidenen mit der passendsten Antwort abzufertigen. „Ich hoffe," sagte er, „durch die göttliche Gnadenhülfe dereinst in das Reich des Lebens einzugehen, und zwar durch eine Pforte, die nicht die Fragen: wie und wieso? sondern das Credo (ich glaube) als Inschrift führt."

Diesen Ausspruch muß wohl jede Menschenweisheit anerkennend unterschreiben. Denn überall, wo von göttlicher Offenbarung, von dem Lebensverkehre zwischen Gott und seinen geistigen Geschöpfen die Rede ist, wird es nur

um das Warum (um die Vermittlung und den Zweck), nicht aber um das Wie sich handeln können, das dem Menschen hiernieden ein Geheimniß bleiben muß. Sind uns ja selbst die Vorgänge in der Natur, die wir in jedem Augenblicke beobachten, und ihre innige Verkettung mit dem Geiste, die wir an uns selbst erfahren, völlig räthselhaft, insofern wir selber in die Tiefen des rastlosen Getriebes hinein gezogen sind; und wir werden daran in den Worten des Herrn ermahnt: „wenn ich euch Irdisches sage, und ihr glaubt es nicht, wie werdet ihr glauben, wenn ich euch Himmlisches verkünde?" *) Wenn aber der innere Hergang der Dinge, das Wie derselben uns verborgen bleibt, so verstehen wir doch jedenfalls den Grund, warum es uns nicht offenbar werden könne; und zwar deßhalb: weil wir, als erschaffene Geistwesen, und nach den Gesetzen der Bedingtheit, nicht aus eigener Macht, sondern durch fremdes Einwirken, also unwillkürlich zum Bewußtsein unserer selbst kommen, dergestalt, daß wir zum Denken und zur Entfaltung der Willensfreiheit gelangen, ohne um das Wie dieses Vorganges zu wissen; weßhalb auch unser eigener Wesensgrund (unser Ich) so wie alles Ursächliche für uns ein Unsichtbares, und folglich eben sowohl ein Gegenstand unsres Wissens als unsres Glaubens bleibt.

Daß aber das Credo seinem positiv christlichen Inhalte nach in der That jene Pforte sei, die in das wahre Leben führt, und ferner worin der Inhalt dieses Glaubens bestehe, das lernen wir aus den Worten des

---

*) Joh. 3, 12.

Herrn: „Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben, und ist vom Tode zum Leben hindurch gedrungen. Dieß ist das ewige Leben, daß sie Dich erkennen, den einzigen wahrhaften Gott, und den Du gesendet hast, Jesum Christum.“ Der Anbeginn und die Wurzel des echten Menschenlebens, welches nämlich, seiner Weltstellung und der göttlichen Idee entsprechend, nur in der Einigung mit Gott seine geistige Vollendung und leibliche Verklärung erreicht, ist die Erkenntniß des Vaters in seiner unendlichen Willensheiligkeit, der aus derselben Liebe, die in der Weltschöpfung sich offenbart, auch die dem Tode verfallene Menschenwelt durch das Wunder einer erneuerten Schöpfung, in der Menschwerdung seines Sohnes gerettet und zur Theilnahme an seinem Leben wieder berufen hat. Dieses Wunder nun in seiner ganzen Segensfülle ist der Inhalt und Gegenstand des christlichen Glaubens.

Aus diesem Grunde nun, wie Hilarius bemerkt, hat der Herr, da er den Glauben des Geheilten erwecken und zur rechten Höhe kräftigen wollte, ihn nicht gefragt: glaubst du an Christum, d. h. den Gottgesandten, den Messias? sondern: glaubst du an den Sohn Gottes? Nur dieses Bekenntniß war es, das ihm zum Heile gereichen konnte, und zwar aus mehr als einem wesentlichen Grunde. Fürs erste nämlich ist es klar, daß der religiöse Glaube, als Liebeszug des geistigen Geschöpfes zu seinem Urheber, der allein es zu beseligen vermag, kein erschaffenes Wesen zum Ziele haben kann, sondern über alles Diesseitige zum Unendlichen streben muß. Fürs zweite ist dann noch insbesondere zu beachten, wie noth-

wendig das Erlösungswerk, als Wiedereinpflanzung der göttlichen Liebe in den Boden der Menschheit, aus Gott seinen Ausgang nehmen, wohl aber in dieser letztern und durch einen Menschen vollendet werden mußte. Und daher kommt es auch, daß die Kirche von jeher sorglich bemüht war, die wunderbare Lebenseinheit des wesenhaft Göttlichen und Menschlichen in Christo in ihrem Lehrbegriffe oder Dogma zu erfassen, und denjenigen Ausdruck dafür festzustellen, der den Inhalt und die Segensfülle dieses Mysteriums am richtigsten bezeichnet.

Dieser Bestrebung entgegen, und zwar um des falschen Friedens willen, und um der Straße des Heils für alle Welt die gehörige Breite zu geben, hat man in neuerer Zeit für gut befunden, das scharfe Gepräge der Kirchenlehre zu verflachen, und auf die genaue Bestimmung jenes Verhältnisses Verzicht zu leisten. Die Gründe, die diesen gehalt- und gestaltlosen Glauben rechtfertigen sollten, wurden dann gewöhnlich in solchen Exempeln nachgewiesen, die dem Gemüthsleben am besten zusagen. So z. B. wenn es geschieht, daß rohe und leichtsinnige Menschen zu irgend einer Frevelthat sich anschicken, und es tritt ihnen ein rechtlich Gesinnter entgegen, der sie ermahnt: sie möchten sich doch erinnern, daß sie Christen seien, und daher so sich betragen, wie es Christen gezieme, so werden wir doch diesen Wohlmeinenden nicht erst ausfragen, wie und nach welcher Bekenntnißformel er diesen Christus sich denke, auf dessen Lehre, Beispiel und Gebot er mit seiner Mahnung sich berufen hat! Sollte es nicht vollkommen genügen, wenn wir Christum als den himmlischen Meister und Führer anerkennen,

an welchem die göttliche Liebe und Weisheit uns sichtbar geworden, und als das lichte Vorbild, nach dem unser Leben zu ordnen sei?

Daß jedoch in so nebelhaft verschwommenen Ansichten, die im Christenthume sonst nichts als eine sittliche Lehranstalt erkennen lassen, die That der göttlichen Liebe, die in Christo geoffenbarte Gnade und Wahrheit nicht zum Vorschein komme, und daß sie daher auch keinen Werth haben, wird uns an dem Beispiele des Geheilten kund, welcher dadurch, daß er Christum als einen Propheten oder von Gott gesandten Lehrer bezeugte, noch keineswegs zur Würde eines Jüngers gelangte, sondern erst noch ein höheres Bekenntniß abzulegen hatte. Dasselbe lernen wir an dem verwandten Vorgange, da der Herr zuerst seine Apostel fragte: für Wen die Leute ihn, den Menschensohn hielten, um sodann die neue Frage an sie zu richten: was für eine Meinung sie selber von ihm gefaßt hätten? Denn uns, als seinen Jüngern gebührt die festere prophetische d. h. gläubige Rede: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," d. h. der wahrhafte Prophet, Mittler und Herr des Menschengeschlechtes, als Gottes- und Menschensohn, in persönlicher (hypostatischer) Lebenseinheit mit dem schöpferischen Worte. Bei jedem anders gearteten Bekenntnisse, das diesen Glaubensinhalt irgendwie vermindert oder verflüchtigt, muß die Erkenntniß der Gottheit sowohl, als des Erlösungswerks verkümmern, in welchen beiden doch, wie wir aus den Worten des Herrn vernommen, unser Heil und Leben sich begründet.

Wie innig für's erste der Glaube an Christum, als den Gottessohn und Licht vom Lichte, mit der Erkenntniß des göttlichen Seins und Lebens verflochten sei, das geht schon daraus hervor, daß wir, als Abkömmlinge eines dem Tode verfallenen Urmenschen, unser Sein und Bestehen, und folglich auch unser Denken und Glauben einzig dem Erlöser und seinem Verdienste zu danken haben. Und obwohl die Aufgabe seiner Sendung vorzugsweise in der Erlösung von der Schuld und Strafe bestand, so konnte es doch nicht fehlen, daß sie auch zugleich als die Offenbarung der göttlichen Wahrheit und Willensheiligkeit sich gestaltete, die um so mehr nothwendig geworden, je tiefer die Menschenwelt durch ihre Hingabe an den Dienst der Naturmächte in die Finsternisse des Aberglaubens versunken war. So bezeugt es der Jünger Johannes in den freudigen Worten: „Wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist, und uns die Einsicht gegeben hat, daß wir den wahren Gott erkennen, und in seinem wahrhaften Sohne bleiben"; und so betheuert er auch: „ein Jeglicher, der den Sohn läugnet, hat auch den Vater nicht; wer den Sohn bekennt, der hat auch den Vater."

In sittlicher Beziehung aufgefaßt, kommen diese Worte mit jenen des Herrn überein: daß Niemand zum Vater gelange, es sei denn durch Ihn. Aus ihrem nähern Verständnisse hingegen erschließt sich die dem Menschengeiste geoffenbarte und geistig zu erfassende Lehre vom göttlichen Sein und Leben. Wer nämlich den Sohn oder Logos Gottes läugnet, der fühlt sich dazu bestimmt, weil er in seiner Ideenarmuth, den verschollenen Deisten ähnlich,

die Wesenheit Gottes in einer einzigen Person, oder in einem einsamen Ich, gleich seinem eigenen abgeschlossen wähnt. Doch eben dadurch, daß er vom Mysterium des unendlichen Seins und Lebens nichts wissen will, welches sich durch wesenhafte Selbstschauung und Selbstbeseligung in drei immanente Persönlichkeiten entfaltet, und daß er diese höchste Wahrheit als etwas den Naturbegriffen Widersinniges von sich abweiset, muß er nothwendig, er mag sich dessen bewußt werden oder nicht, die Unendlichkeit und selige Lebensfülle der persönlichen Gottheit läugnen. Ihm ist dann Gott nimmer der Ueber- und Außerweltliche, der die Welt in seiner Liebe und Allmacht erschaffen, ohne ihrer zu seiner Selbstoffenbarung zu bedürfen, sondern die verborgene Substanz und die innere Ursächlichkeit (Causalität) der sichtbaren Welt.

Die bei allem dem noch viel gebräuchliche süße Rede vom ewigen Vater im Himmel hat, unter solchen Voraussetzungen, Sinn und Gehalt verloren, und wird durch den Ausspruch Christi der Lüge überwiesen: „Wer den Sohn nicht ehrt, ehret auch den Vater nicht, der ihn gesendet hat.*) Denn wo immer Christus in That und Wort sein inneres Leben enthüllte, da trat die Glorie Gottes als Willensheiligkeit und Allmacht in die Sichtbarkeit hervor. Diese Herrlichkeit des Sohnes ist zugleich, nach ihrer beiderseitigen Wesensgleichheit, die des Vaters; wer also dem Sohne die Ehrfurcht und den Gehorsam versagt, der verräth dadurch schon, daß er überhaupt die Gottheit, als die unbedingte und heilige, weder liebt

*) Joh. 5, 23.

noch fürchtet, und folglich den Vater und den göttlichen Geist so wenig ehrt, als den Sohn. *)

Die andere Seite der Erkenntniß, von welcher das selige Leben bedingt wird, ist die des Gottessohnes und seiner Sendung vom Vater, durch die er vom Anfang her der Urheber des Heils gewesen, und als Vollender desselben in der Fülle der Zeit erschienen. Nachdem nämlich der göttliche Geist, der als Einheit des Logos mit dem Vater, auch die Schöpfungswelt mit der Gottheit vereint, von dem Urmenschen gewichen war, wodurch dieser sofort dem Tode verfallen mußte, trat in demselben Augenblicke erlösend und schaffend der Logos mit ihm in Verbindung, und offenbarte sich ihm zuerst in diesem neuen Lebensverkehr, als ewiger Gesetzgeber, durch die Stimme des Gewissens, um dann, im Fortgange der Entwicklung des Menschengeschlechtes, immer deutlicher und bestimmter (in Gesetz und Prophezie) sein inneres Wirken zu entfalten, bis er zuletzt in der Mitte der Zeiten in menschlicher Persönlichkeit aus dem Boden der Menschheit hervortrat, um für sie und in ihrem Namen alle Gerechtigkeit zu erfüllen, und, nachdem er den Tod besiegt, in sein Leben sie aufzunehmen.

Dieß ist das herrliche Mysterium, in welchem der Fortbestand und das Heil des Ganzen begründet ward; weßhalb der Apostel Johannes in seinem Evangelium sowohl als im ersten Sendschreiben vorzugsweise für die Eine Wahrheit Zeugniß gibt, die in seinem Zeitalter den Wahlspruch des Glaubens bildete: „das Wort ist

---

*) Maier Comment. II. S. 30.

Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt," d. h. nach biblischer Sprachweise: es hat die Menschennatur angenommen, wie dieß auch Paulus bezeugt, daß der Mensch gewordene Logos in Allem seinen Brüdern ähnlich war, mit Ausnahme der Sünde. Und so betheuert Johannes: ein jeglicher Geist, der bekennet, daß Jesus im Fleische gekommen, sei aus Gott, d. h. vom heiligen Geiste belehrt, während jeder andere, der Jesum auflöset oder scheidet, d. h. der die persönliche (hypostatische) Lebenseinheit der Menschennatur mit dem Logos in Christo läugnet, dadurch schon verrathe, daß seine vermeintliche Weisheit aus einer nicht göttlichen Quelle kommt. *)

So haben die sogenannten Doketen die Wirklichkeit der Menschennatur in Christo geläugnet, und was an ihm als solche sich darstellte, lediglich für eine phantastische Erscheinung erachtet; weil sie die Vereinbarkeit des göttlichen Logos mit einem materiellen Leibe für unmöglich hielten. Es wird uns aber von der Kirche selbst, (in dem sogenannten Athanasischen Symbol) die Anleitung gegeben, wie wir vergleichungsweise diese Einigung uns zu denken haben. „Gleichwie die vernünftige Seele und das Fleisch der Eine Mensch, eben so ist Gott und Mensch der Eine Christus." **) Das Fleisch oder die Leiblichkeit des Menschen ist die materielle Darstellung des verinnerten (subjectiven) Naturlebens, welches aber in sich oder für

*) 1. Joh. 4, 2. 3.

**) „Sicut anima rationalis et caro unus est homo, ita Deus et homo unus est Christus."

sich allein keinen Halt (keine Subsistenz) hat, sondern auf die Vermählung mit dem erschaffenen Geiste angewiesen ist, wodurch der Gegensatz beider Lebensformen in eine höhere Einheit aufgeht. In ähnlicher Beziehung nun wird es denkbar, daß der Logos, als eine unbedingte (absolute) Persönlichkeit, mit dem Menschengeiste, als einer bedingten Persönlichkeit eine Lebensverbindung eingeht, wie sie thatsächlich in Christo zu Stande gekommen, denn nur so ist das Wort wahrhaft Fleisch geworden, daß es den Geist und mit diesem auch den Leib des Menschensohnes in seine göttliche Lebenseinheit aufnahm, während eine wesenlose Erscheinung der thatsächlichen Zerrüttung der Menschheit nicht hätte abhelfen können.

Dem Irrthume der Doketen entgegen gesetzt, aber nicht minder verwerflich war jener der Apollinaristen, welche behaupteten, der Johanneische Ausdruck sei so zu verstehen, als wäre der Logos in einen geistlosen Menschenleib eingegangen, welchen er allein, die Stelle der Seele vertretend, unmittelbar belebt habe. Abgesehen von der rohen oder mechanischen Ansicht, die einen leblosen Organismus sich denken kann, finden wir in dieser Irrlehre gleichfalls die wahre oder vollkommene Menschheit Christi geläugnet, und zu einem bloßen Werkzeug herabgesetzt, das dem Logos blind unterworfen war, also auch keinen freien Gehorsam zu üben, kein Verdienst zu erwerben vermochte. Nicht minder unglücklich in ihren eigenmächtigen Versuchen, für dieß Mysterium ein Verständniß zu gewinnen, waren auch die Parteigänger des Nestorius, die zwar die Menschennatur Christi als eine vollkommene, also geistig leibliche anerkannten, jedoch, über den Glaubensinhalt hinaus-

gehend, dieselbe zu einem einzeln für sich bestehenden Menschen erhoben; dergestalt, daß sie, im eigentlichsten Sinne Jesum auflösend, den Sohn Gottes und den Menschensohn (den Sohn der Jungfrau) aus einander hielten, als hätte der Logos einen gerechten und heiligen Menschen sich zum Diener und Werkzeug erwählt, durch welchen er seine göttliche Wirksamkeit übte. Dieser dürftige Gedanke widerstreitet jedoch nicht bloß dem Wesen der Erlösung, indem er die Einheit des Logos mit der Menschheit aufhebt, sondern auch dem geschichtlichen Gange derselben, durch welchen sie von allem Anfang her mit der Entwicklung des Menschengeschlechts verflochten ist.

Ihnen gegenüber rühmten sich die Jünger des Eutyches, das Rechte gefunden zu haben, indem sie die Einheit, die der Persönlichkeit Christi, als dem Gottes- und Menschensohne in Einer Person zukommt, sogar auf das Wesen selbst übertrugen. Sie gingen nämlich von der Ansicht aus, daß der Logos und die Menschennatur wie zwei Faktoren zu einem Produkte in einander wirkten, etwa wie Geist und Leib in den Einen Menschen sich zusammenschließen, so daß demnach Christus weder Logos noch Mensch wäre, sondern etwas Mittleres und Drittes, das aus beiden hervorgegangen, und folglich wieder nicht der Menschensohn und zweite Adam, der als solcher mit seinem hohenpriesterlichen Verdienste für die Gesammtheit einstehen konnte. Die Verkehrtheit dieser Ansicht ist aber schon daraus ersichtlich, daß die unwandelbare göttliche Wesenheit eben so wenig durch ein erschaffenes Wesen verändert, als dieses letztere jemals in ein göttliches umwandelt werden kann. Die Gottheit des Logos

ward nicht in die Menschheit Christi gleichsam hinein gebannt, sondern diese vielmehr in die göttliche Lebenseinheit empor genommen, und von der Persönlichkeit des Logos getragen, ohne doch, wie es wiederum die Monotheliten behaupteten, in der eigenen, wesentlich menschlichen Freithätigkeit des Willens dadurch beeinträchtigt zu werden.

So unvollständig nun diese Beispiele sind, reichen sie doch hin, um den alten Ausspruch des heil. Augustinus zu bestätigen: daß eine jegliche Irrlehre, wie immer sie beschaffen sei, schon dadurch dem Mysterium der Menschwerdung Christi widerstreitet, daß sie gegen das Lehrwort Christi oder gegen die Kirche, ihre Sacramente und ihre hierarchische Ordnung irgend einen Widerspruch erhebt. Denn die wiederhergestellte Wissenschaft von Gott, als dem Ueber- und Außerweltlichen und Dreieinigen, so wie von seinem heiligen Willen oder von dem sittlichen Gesetze, die Lehre vom stellvertretenden Priesterthum, vom Wesen der Kirche und ihrer Sacramente, von den Verhältnissen des Diesseits zum Jenseits, vom Abschluß der Weltgeschichte durch das Gericht, und von der Restauration der Menschenwelt, alles dieß geht mit Nothwendigkeit aus jenem Mysterium hervor, in welchem die sämmtlichen Glaubensartikel als in ihrer Knospe beschlossen sind.

Eben darum war auch im höchsten Sinne des Wortes jene Frage, die der Herr an den Geheilten richtete, eine Lebensfrage: „glaubst du an den Sohn Gottes?“ Und wenn dieser seinerseits ebenfalls fragte: „Herr, wer ist es, damit ich an ihn glaube?“ so gab er damit seine Bereitwilligkeit kund, sich hierin gänzlich auf das Zeugniß

Desjenigen zu verlassen, den er bereits als einen Propheten anerkannt, der ihm durch Wunderkraft und großmüthige Wohlthat ehrwürdig geworden, und an dessen hoher Begabung und Autorität er nicht zweifeln konnte; so daß die unbedenkliche, gläubige Willfährigkeit, die er jetzt an den Tag legte, ihres wohlbedachten, vernünftigen Beweggrundes keineswegs entbehrte.

Die Anwendung davon liegt nahe genug; sie drängt sich überall auf, wo es um die Anfänge des Glaubens als einer geistigen Thätigkeit sich handelt, und zwar bei Solchen, deren Denkvermögen schon einigermaßen zur Reife gediehen. Kaum wird ein gutwilliger Mensch auf Erden sich finden, der nicht von Herzen bereit wäre, alles das anzunehmen und für wahr zu halten, was ihm als aus göttlicher Quelle kommend mitgetheilt wird, sofern er nur vorerst die Ueberzeugung gewonnen, daß es mit dieser Quelle seine Richtigkeit habe. Mit andern Worten: Niemand wird Anstand nehmen, einem wahrhaft göttlichen Zeugnisse den vollen Glauben beizumessen, da ja ein solches, als Zeugniß der ewigen Wahrheit selbst, keinem Zweifel unterliegen kann. Weil aber das göttliche Zeugniß in der Regel durch ein im Erdenleben vernehmliches, menschliches vermittelt wird, so muß dieß letztere, da es sonst auf ein unbedingtes Vertrauen keinen Anspruch hätte, sich vorher als ein von Gott ausgehendes erproben.

Allein auch dadurch wird fürs erste nur die äußere Grundlage und Stütze der Glaubenswahrheit, nämlich ihre *Sicherheit* gewonnen, noch nicht aber ihr voller innerlicher Besitz, den wir (im weitern Verlaufe dieser Erwägungen) als die *Gewißheit* erkennen werden.

Jedenfalls wird man von dem Gläubigen fordern müssen, daß er zum mindesten sowohl des Inhaltes seines Glaubens, als der vernünftigen Beweggründe sich bewußt werde, die ihn zum Festhalten der geglaubten Thatsachen und Lehren bestimmen; und das um so gewisser, weil er sich damit nicht begnügen darf, nur sich allein im Besitze der Heilswahrheit zu erhalten, um den Nichtgläubigen aber sich nicht zu kümmern, und gleichgiltig ihn seinem Geschicke zu überlassen.

Diese Versäumniß sowohl als die Unkenntniß, die häufig daran die Schuld trägt, wird vom heiligen Augustinus der strengen Rüge unterzogen, indem er eine bekannte Parabel des Herrn darauf anwendet. Es ereignet sich irgend einmal, daß ein Freund, nachdem er auf schlimmen und gefahrvollen Wegen, auf welchen er die beseligende Wahrheit nicht gefunden, umher geirrt, ermüdet und betrübt bei dir als einem Christen sich einstellt, und Brod von dir begehrt, indem er dich auffordert: gib mir Rechenschaft von deinem Glauben, gewähre mir Rath und Beistand, damit ich ein Christ werde. Er frägt sodann nach Dingen, von welchen dir in deiner Glaubenseinfalt die Kenntniß fehlt, und so hast du nichts im Hause, womit du den Hungrigen erquicken könntest; und da wo du lehren möchtest, bist du selber erst zu lernen genöthigt. Die Unwissenheit der Welt in Glaubenssachen ist eine ungeheure, sie ist eine mitternächtliche Finsterniß; dein Freund aber, der mitten in und aus der Nacht zu dir gekommen, leidet Noth. Dir vielleicht mochte der einfache Glaube genügend sein; ihm aber genügt er nicht (weil der unaufgeschlossene Glaubensinhalt seinem Geiste

äußerlich und fremd bleibt). Soll er deßhalb hülflos verlassen werden? Gehe also hin, klopfe an die Pforte des Herrn, bitte angelegentlich um drei Brode, um die geistige Speise der Erkenntniß des dreieinigen Gottes (und seiner dreifachen Offenbarung in den Werken der Schöpfung, Erlösung und Heiligung), damit du in Fülle besitzest, wovon du sowohl dich selbst als Andere ernähren kannst. Alsdann wirst du den Fremdling, der von der nächtlichen Reise kommt, nimmer zu scheuen haben, sondern, indem du ihn aufnimmst, an ihm einen Mitbürger und Lebensgenossen erwerben.*)

Wenn nun der große Lehrer bei dieser Mahnung vorzugsweise das Verhältniß der Christen zu den Heiden im Auge hatte, deren Anzahl in seinem Zeitalter noch bedeutend war, so sind doch jetzt die Berührungen zwischen Glaubenstreuen und Ungläubigen in der christlichen Welt nicht allein noch häufiger geworden, sondern setzen die Ersteren gar oft in Gefahr, selber in ihrem Glauben irre zu werden, da die wenigen dürren Brodkrumen, die ihren Vorrath von Glaubenskenntniß ausmachen, für ihren eigenen Bedarf nicht zureichen, dem Fremden aber, dem man sie auftischt, ungenießbar erscheinen. Es ist einer der traurigsten Uebelstände der Gegenwart, daß bei gar vielen Freunden und Feinden des Glaubens dieser letztere als etwas in sich Abgeschlossenes, jeder Erkenntniß Fremdes betrachtet wird. Da jedoch, im entschiedenen Gegensatze zu dieser Meinung, der Apostelfürst die Gläubigen ermahnt, daß sie bereit sein sollen, einem Jeglichen,

*) S. Aug. de verb. Luc. cap. 11.

der es verlangt, vom Inhalte und Grunde ihres Glaubens und ihrer Hoffnung Rechenschaft zn legen*), so folgt ja daraus offenbar, daß die Vernunft oder der menschliche Geist, als ein sich selbst und Anderes erkennender, in diesem Gebiete ein gutes Recht haben, und zu dem Glauben selbst in einem lebendigen Verhältnisse stehen müsse.

Wenn jedoch über diese Berechtigung Streitigkeiten ohne Zahl geführt werden, die zum größten Theile aus den Tiefen des Mißverstandes sich erheben, so ist das schon daraus erklärlich, daß man dabei nur allzu oft die Begriffe verwechselt, oder von falschen Voraussetzungen ausgeht, und das Wesentlichste unbeachtet läßt. So versäumt man häufig, zuerst nach den Lebensgesetzen des Subjectes, welches glaubt, zu forschen, indem man Glauben und Denken gleichsam auseinander reißt; andererseits wieder unterläßt man die Unterscheidung der nothwendigen und der freien, der äußerlichen (objectiven) und inneren Elemente, der Sicherheit und der Gewißheit des Glaubens. Wiederum wird zuweilen das Wissen dem Glauben so schroff entgegen gesetzt, als ob es ein wirkliches Schauen wäre; auch unterscheidet man nicht immer das Glauben und Fürwahrhalten, welches eine geistige Thätigkeit ist, von dem Gegenstande desselben (dem Glaubensobjecte); und endlich ist man oft so weit gegangen, den Glauben, insofern er als Tugend vom Einwirken der Gnade bedingt wird, dem göttlichen Geiste oder Hauch (Pneuma) völlig gleich zu achten.

---

*) 1. Petr. 3, 15.

Ehe wir jedoch näher darauf eingehen, wollen wir uns vom heiligen Johannes Chrysostomus einen verwandten Wortstreit berichten lassen, der zwischen einem Christen und einem heidnischen Griechen geführt wurde, und den er selber mit angehört. Die Unterredung nahm sehr bald eine widersinnige und fast komische Wendung, indem jeder der beiden Kämpfer die Gründe, die er für seine Meinung vortrug, selber zu nichte machte. Denn was der Christ hätte vorbringen sollen, das behauptete der Heide; und was diesem letztern zu sagen zukam, darauf berief sich der Christ. Der Gegenstand des Streites war nämlich eine Vergleichung des Weltweisen Plato mit dem Apostel Paulus. Der Hellene, um Jenen hervor zu heben, bemühte sich zu beweisen, daß Paulus keine klassische Bildung erworben, und von griechischer Sprachkunst und Wissenschaft nichts verstanden habe; während der Christ in seiner Einfalt mit nicht minderm Eifer, als gelte es die Ehre des Apostels, betheuerte, daß dieser sowohl in Gelehrsamkeit als in der Kraft und Schönheit der Rede den Plato bei weitem übertroffen habe.

Wäre nun (wie Chrysostomus beisetzt) diese letztere Behauptung die richtige gewesen, so hätte der Grieche, obwohl er für das Gegentheil einstand, dennoch gesiegt. Wenn nämlich Paulus in Schrift und Rede noch kunstreicher und gewandter als jener Weltweise war, welchem darin die Meisterschaft zuerkannt wird, so ließe daraus sich folgern, daß er keineswegs durch die Macht der Gnade von oben, sondern durch seine glänzende Beredsamkeit so große Erfolge gewonnen haben, und darauf eben hätte, zur Rechtfertigung für seinen Unglauben, der Grieche

sich stützen können. Wiederum enthielt die Behauptung, die dieser letztere verfocht, eine Widerlegung gegen ihn, und einen Beweis für den Glauben der Christen; weil es daraus hervor ging, daß ein Mann, der nach irdischer Schätzung in keinem Vergleich mit Plato stand, der aber dennoch das Ansehen des Plato überwand, und viele Anhänger desselben zum Gehorsame Christi führte, diese herrlichen Siege nicht durch menschliche Kraft und Weisheit, sondern durch die Gnade Gottes errungen habe. Und daß es in Wahrheit so geschehen, bezeugt Paulus selbst an vielen Orten, indem er von sich aussagt, daß er keiner andern Wissenschaft sich rühme, als der des Gekreuzigten, und daß seine Rede nicht in menschlicher Kunst und Weisheit sich bewege, sondern in der Erweisung des Geistes und der Kraft von oben*).

Wie es nun in diesem Wortgefechte sich ereignete, so wiederholt es sich in dem stets wiederkehrenden Streite über das gegenseitige Verhältniß von Offenbarung und Vernunft, von Glauben und Wissen; wo es gar nicht selten vorkommt, daß die Gegner, im blinden Eifer für ihr Recht, und als wären sie auf den Drehungspunkt einer täuschenden Brücke gerathen, ihre Stellungen wechseln, indem sie ihre Behauptungen und Beweise umtauschen, so daß Jeder, ohne es zu ahnen, gegen sich selbst und zu Gunsten des Andern fortkämpft. Beispiele sind allerdings gehässig, jedoch nur dann, wenn sie Vereinzeltes und Persönliches hervor stellen; und so darf man wohl der leidigen Thatsache gedenken, daß unberufene und schlecht

*) 1. Cor. 1, 17. 2, 1—5.

belehrte katholische Zeloten die menschliche Vernunft als der Gotteskenntniß unfähig und dem Glauben feindselig verdammen, womit sie doch nur einem Grundirrthum huldigen, der, vom Concil zu Trient feierlich verworfen, gerade nur bei den Gegnern der Kirche zur höchsten Geltung gelangte; während gegenwärtig Viele der Letzteren, im Widerspruch gegen ihr ursprüngliches Bekenntniß, und als sogenannte „Lichtfreunde" mit eben der Vernunft stolziren und prunken, die von ihren gefeierten Wortführern ehedem mit Schimpf und Schmach belegt wurde.

In gleicher Unwissenheit zürnen jene bis zum Aberglauben Ueberglaubigen jeglichem Worte von der Freithätigkeit des menschlichen Willens; indem sie befürchten, es könnte der Würde und Herrlichkeit der Gnade dadurch etwas benommen werden, die nach ihrer Meinung einzig und allein alles Gute im Menschen wirkt; während die Gegner der katholischen Kirche auf diese als eine unfreie verächtlich herab sehen, und sich der geistigen Freiheit rühmen, die ausschließlich nur bei ihnen heimisch sei. Und doch ist es einzig nur die katholische Lehre, welche die Willensfreiheit als eine dem Menschen wesentlich zukommende, durch die Urschuld keineswegs getilgte Geistesmacht anerkennt; und wiederum waren es gerade ihre heftigsten Gegner, welche die Willensfreiheit des gefallenen Menschen gänzlich geläugnet, und daher auch die beliebte pseudomystische Lehre erfunden haben, daß die wiederhergestellte Freiheit und Persönlichkeit des Menschen einzig das Werk des göttlichen Geistes sei, der (als Pneuma) die thierische Seele des Menschen zum Geiste erhebe, und folglich auch alles Gute in ihm allein

wirke*). Bei solchen Wirren ist es dann nicht zu wundern, wenn endlich die menschliche Vernunft als ein Ausfluß der göttlichen betrachtet, und daher über alles, was sich als Offenbarung ankündigt, zur höchsten richterlichen Autorität gesetzt wird.

Weil jedoch der Glaube (im allgemeinsten Sinne) dem menschlichen Geiste so wesentlich eigen ist als das Wissen, und der nämliche Geist, der glaubt, auch zugleich denkt und weiß, so muß wohl zwischen diesen beiden Erkenntnißformen ein friedliches Verhältniß und eine sehr innige Wechselwirkung bestehen, die schon dadurch sich bewährt, daß der Glaube eben sowohl das geistige Denken, die Thätigkeit der Vernunft oder das Wissen voraussetzt, als dieses letztere den Glauben. Da der menschliche Geist nur durch eine fremde geistige Einwirkung (durch das Wort) aus dem bloßen Sein ins Selbstbewußtsein geweckt wird, so tritt die Entwicklung seines Wissens eben so unwillkürlich ein, als die des Glaubens; und ähnlich wie er zum Denken und Reden gelangt, ohne zugleich begreifen zu können, wie es damit hergegangen, so gelangt er auch zum Glauben. In weiterer Folge jedoch kann das Nachdenken nicht gänzlich ausbleiben, das Bestreben des Geistes nämlich, von dem

*) So lehrte bekanntlich das Haupt der Reformatoren: die Vernunft sei das gefährlichste Ding auf Erden, und eine Wahnsinnige, die man überwinden müsse, um selig zu werden; der freie Wille des Menschen sei ein eitler Name, und eine bloß passive Fähigkeit, sich von irgend einer Macht lenken und leiten zu lassen 2c. Ausführliche Belege s. in Buchmann's Populärsymbolik. Mainz 1843. §. 31 u. a.

Gegebenen den Grund oder die Ursache zu finden, und so desselben innerlich gewiß zu werden.

Was daraus folgt, ist die Anerkennung, daß es überhaupt eben sowohl einen Weg vom Glauben zum Wissen gibt, als vom Wissen zum Glauben. Dem erstern Wege gebührt nicht bloß im christlichen, sondern in jeglichem Sinne der Vorzug, da alles Wissen ein Nachdenken ist, das irgend ein Gegebenes, es sei in der Natur oder Geschichte, voraussetzt. Vorzugsweise sind es die in der Offenbarung gegebenen Thatsachen und Lehren des Heils, die im Denken und Leben festgehalten werden sollen, da der sittlichen Treue, nach einem bekannten Ausspruche des heil. Augustinus, die zunehmende Erkenntniß nicht versagt werden wird. Es hat aber auch der Weg vom Wissen zum Glauben seine gute Berechtigung, die am gründlichsten aus dem tiefen oder wurzelhaften Zusammenhange beider erkannt wird, aber auch schon darin sich bewährt, daß die Erwägung und Würdigung eines menschlichen Zeugnisses, welche die Sicherheit desselben für den Glauben erproben soll, der Vernunft zugewiesen wird, indem diese, wie die Theologen sagen, gewisse Grundzüge oder Prinzipien des Urtheils besitzt, die nicht trügen können. So lehrt Thomas von Aquin, daß der Glaube nicht unbedingt aller und jeder vernünftigen Einsicht vorhergehe, weil der Mensch gewissen Thatsachen und Lehrsätzen seine Zustimmung nicht geben könnte, sofern er sie nicht einigermaßen verstände *); und eine ganz

*) Non enim possit homo assentire credendo aliquibus propositis, nisi ea aliqualiter intelligeret.

ähnliche Bemerkung findet sich längst vor ihm bei Augustinus in dem Satze: „Wenn es vernunftgemäß und billig ist, daß in großen und wichtigen Dingen, die man noch nicht verstehen kann, der Glaube der Vernunft voran gehe, so geht doch ohne Zweifel jedes, wenn noch so geringe Verständniß, das den Geist zur Annahme derselben bestimmt, seinerseits wieder dem Glauben voraus." *)

Wir wollen demnach für jetzt diesen andern Weg, der vom Wissen zum Glauben hinführt, oder richtiger gesagt, der das Wissen in seiner Beziehung zum positiv christlichen Glauben darstellt, vorläufig nur nach jenen Schritten oder Stationen kennen lernen, die von anerkannten Meistern des theologischen Wissens vorgezeichnet werden. **) Und so finden wir, als Grundlage aller Gewißheit, von welcher jedes Denken und Erkennen den Ausgang nimmt, die Thatsache des Selbstbewußtseins, die schon Augustinus in den Worten ausgedrückt: „ich weiß, daß ich lebe," und gegen welche sich kein Zweifel erheben läßt. Denn erst, wenn dem Menschengeiste das Licht dieses Wissens um Sich aufgegangen, vermag er, was außer und über ihm ist, und so auch den Unendlichen als seinen ewigen Urheber zu denken, wodurch er dann bestimmt wird, sich selber in der Bedingtheit seines Daseins als ein Geschöpf, und somit als eine

*) Si rationabile est, ut ad magna quaedam, quae capi nondum possunt, fides praecedat rationem, procul dubio quantulacumque ratio, quae hoc persuadet, etiam ipsa antecedit fidem. Ep. 120. ad Consent.

**) Perrone prael. tom. 9. 356 seq.

Offenbarung der Macht und Liebe Gottes zu erkennen. Auf dieses Zeugniß von Gott, das jeder Mensch in und an seinem eigenen Wesen trägt, haben schon die heiligen Väter, z. B. Athanasius und Basilius hingewiesen, wie denn auch in einem alten Buche, das man dem heiligen Bernardus zuschrieb, gesagt wird: der vorzüglichste Spiegel für die Erkenntniß Gottes sei der vernünftige Menschengeist, der mittelst des Selbstbewußtseins sich selber findet. *)

So haben wir demnach, mit der Setzung des ersten Schrittes, auch schon den zweiten vermittelt, zu dem er mit Nothwendigkeit führt. Denn Niemand kann beim Wissen von sich selber, als einem Bedingten stehen bleiben, ohne sofort zum Denken an den Unbedingten vorzuschreiten. Darum erklärt ein theologischer Lehrsatz: daß es gewisse ideelle Wahrheiten gibt, welche der denkende Geist ohne Hülfe der positiven Offenbarung mit voller Gewißheit zu erkennen vermag, und die man deßhalb als Vorschule oder Einleitung des Glaubens betrachten dürfe. **) Dieser Lehrsatz des heiligen Thomas ist vorzüglich Jenen gegenüber fest zu halten, welche dem natürlichen Menschen, als einem Nachkommen Adams, jede Fähigkeit der Gotteserkenntniß absprechen, und diese Wissenschaft einzig aus der positiven Offenbarung oder dem Glauben ableiten wollen. Könnten sie Recht haben, so hätte der Apostel arg gefehlt, als er vor dem Areopag zu Athen für die Lehre vom wahrhaften Gotte nicht auf die Zeugnisse der

*) De inter. domo.

**) Perrone tom. 9. pag. 356.

Schrift, sondern auf solche Grundgedanken hinwies, die den Heiden längst bekannt waren.

Es sind also gewisse Thatsachen und Wahrheiten anzunehmen, welche, wie z. B. die Allmacht und Heiligkeit Gottes, die sittliche Freiheit des Menschen und die Unvergänglichkeit seines Geistes, für Jeden erkennbar*), und folglich sowohl Gegenstände des Wissens als des Glaubens zugleich sind. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese Wahrheiten theilweise in Vergessenheit geriethen, so daß in der Folge auch für sie eine Offenbarung auf neuem Wege nothwendig wurde, wie dieß z. B. in der Gesetzgebung am Sinai und insbesondere im Dekalog geschah. Allein diese Revelation war eben deßhalb keine neue und daher absolut nothwendige, sondern trat erst in Folge des zunehmenden sittlichen Verfalles ein, der zu jener Vergessenheit führte. Der wesentliche Inhalt der positiven Offenbarung bleibt aber die That der göttlichen Liebe, in der Setzung und Durchführung des Erlösungswerkes.

Die Art nun, wie diese letztere verbürgt wird, führt uns zu dem Grundsatze, daß die menschliche Vernunft befähigt sei, die Beweisgründe der Glaubwürdigkeit zu erkennen, durch welche sie von dem Vorhandensein einer göttlichen Offenbarung die Gewißheit oder eigentlich die Sicherheit sich verschaffen könne. Denn sofern diese nicht durch solche Gründe bekräftigt wäre, dürfte man ja Niemanden es zumuthen, sie als eine göttliche hinzu-

*) Catech. Rom. praefat. sect. 1. und de symb. fide c. 2. n. 6.

nehmen; und, um mit Suarez zu reden, wie sollte irgend Jemand dahin bestimmt werden, festiglich an etwas zu glauben, für dessen Glaubwürdigkeit er keinen sichern Grund gewahrt? Aus dieser Ursache hat Christus selbst, um den Glauben an seine Person zu begründen, sowohl auf die Zeugnisse Mosis und der Propheten, als auf jene seines eigenen Lebens und Wirkens sich berufen.

Was nun die heiligen Schriften anbelangt, in welchen dieß sein Leben, Lehren und Wirken dargelegt wird, so besitzen wir dieselben durch Vermittlung der Kirche, welcher auch die Apostel und Evangelisten als Glieder höhern Ranges angehören, und welche die Echtheit dieser Schriften verbürgt. Woher aber nehmen wir wiederum den Beweis für das Ansehen der Kirche selbst, daß sie nämlich eine vom Geiste Gottes getragene, und darum untrügliche Autorität sei? Um nicht neuerdings auf das Zeugniß der Schrift von ihr, und dadurch in einen fehlerhaften Zirkel zu gerathen, müssen wir einen anderen Ausgangspunkt suchen, und so findet sich der Fortschritt zu dem weitern Satze: daß die menschliche Vernunft vollkommen befähigt sei, von dem Dasein der göttlichen Gründung und Begabung der Kirche sich zu überzeugen, wofür seit den Zeiten der apostolischen Väter bis auf die unsrigen herab, durch apologetische Nachweisungen im reichlichen Maße gesorgt ist.

Aus dem Gange, den diese Beweisführung nimmt, wird es nun allerdings deutlich, daß sie einzig von dem sogenannten objectiven Standpunkte ausgeht, indem sie vorwaltend mit dem Gegebenen sich beschäftigt. Denn obwohl sie, um die Sicherheit des Glaubens zu erproben,

die Prinzipien des Denkens zu Hilfe nimmt, beruft sie sich doch nur auf solche Zeugnisse, welche darzuthun geeignet sind, daß der für wahr zu haltende Gegenstand insofern glaubwürdig sei, als er jenen Grundgesetzen der Vernunft nicht widerstreitet. Denn was diesen Gesetzen entgegen wäre, das müßte (nach Thomas von Aquin) da Gott der Urheber unseres Geistes ist, auch der Weisheit Gottes widersprechen. Wird nun gezeigt und bewiesen, daß zwischen der christlichen Glaubenslehre und den Vernunftgesetzen kein Widerspruch bestehe, so ist damit doch nichts anderes, als ein blos negatives Zeugniß gewonnen. Läßt es sich aber außerdem auch nachweisen, daß die christlichen Lehren, die ja vom Verhältnisse der göttlichen Liebe zur Menschenwelt handeln, mit jenen Gesetzen der Vernunft die volle Uebereinstimmung darbieten, so wird aus den Forschungen der letztern das höhere, positive Zeugniß sich erschließen, welches im negativen nothwendig schon mit eingeschlossen oder von ihm bedingt ist. Denn alles dasjenige, was den Prinzipien der Vernunft nicht widersprechen darf, muß durchaus ihnen entsprechen; so daß zur Sicherheit des Glaubens die Gewißheit sich gesellen kann und soll, ohne daß dem Glaubensacte selbst an seinem Werthe oder Verdienste dadurch das Mindeste benommen würde.

So kann demnach der Wegweiser am Eingange des Glaubenspfades eben so gut die berühmten Worte zur Aufschrift führen: „ich glaube, damit ich erkenne,“ als die umgekehrte: „ich forsche und erkenne, damit ich

glaube."*) Für das Eine wie für das Andere stimmen die Psalmesworte: „Wunderbar, o Herr, sind Deine Zeugnisse, darum hat meine Seele sie erforscht und beherzigt. Verleihe mir Einsicht, damit ich Deine Zeugnisse erkenne!" Denn ohne den Einfluß und das Mitwirken der göttlichen Gnade bliebe all' unser Erkennen fruchtlos, unser Glaube todt; und da es im Glaubensbekenntnisse gar viele Stufen und Fortschritte gibt, so werden wir immerhin, sofern der Herr uns fragte: „glaubst du an den Sohn Gottes?" gleich jenem Manne am Fuße des Tabor, in die scheinbar doppelsinnige Antwort und Bitte einstimmen müssen: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!"

---

*) Wenn diese Axiome, und zwar eines nur auf Kosten des andern, vereinzelt geltend gemacht werden, so kann daraus nur eine Einseitigkeit und Halbwahrheit erwachsen, die kaum je etwas Ersprießliches zu Tage bringt, am wenigsten aber in der jetzigen Zeit, die in das zweite Stadium des großen und allgemeinen Erkenntniß-Processes eingetreten ist, worin es sich um nichts Geringeres handelt, als um die durchgeführte und allseitige Versöhnung europäischer Wissenschaft mit dem Leben in Kirche und Staat. Man vergleiche Dr. J. B. Baltzer: Beiträge zur Vermittlung eines richtigen Urtheils über Katholicismus und Protestantismus. Breslau 1839 und 1840.

XI.

Sicherheit und Gewißheit.

„Jener aber sprach: Herr, ich glaube. Und er fiel auf sein Angesicht und betete ihn an." (Joh. 9, 38.)

„Der Weg der Gerechten," so lehrt die Schrift, „ist wie ein glänzendes Licht, fortschreitend und wachsend bis zum vollen Tage." *) Denn auch der Glaube, die Erkenntniß und die entsprechende Willenstreue, die den religiösen und sittlichen Lebenswandel ordnen, bilden ein Licht, welches, dem äußerlichen oder kosmischen vergleichbar, mit der Dämmerung und Morgenröthe beginnt, und schrittweise die Nebel und Schatten der Unwissenheit, des Aberglaubens, der bösen Neigungen verdrängt, bis es zur Tageshelle der vollen Herrschaft gediehen. Solch ein Fortschreiten aus dem Helldunkel zur lichten Erkenntniß macht sich auch an dem Blindgebornen bemerklich, an welchem das Gotteswerk aus der Quelle der neuen Schöpfung sich offenbarte. Sein erster Schritt auf diesem Wege der Erleuchtung war die Bereitwilligkeit, womit er ohne Widerstreben und Klügelei,

*) Sprichw. 4, 18.

ganz einfach dem Befehl des Herrn gehorchte, als er hinging zum Teiche Siloah. Seine ferneren Schritte sind an dem Eifer zu ermessen, der ihn zur Rückkehr nach dem Tempelplatze bewog, um an dem Orte, wo ihm das Heil geworden, seinen Wohlthäter aufzusuchen; sodann an der Wahrhaftigkeit und dankbaren Gesinnung, womit er der Aufforderung, Gott die Ehre zu geben, so treu entsprach; an dem freudigen Zeugnisse, das er mit besserem Muthe als Nicodemus für die Heiligkeit Jesu vor dem Synedrium ablegte, ohne die Widerwärtigkeiten zu scheuen oder zu fürchten, die daraus nothwendig für ihn erwuchsen; und endlich auch daran, daß er gewürdigt ward, für dieß Bekenntniß Verfolgung zu leiden.

Schon jetzt nämlich hatte er seinen Antheil gewonnen an der Verheißung: „Heil euch, wenn die Menschen euch hassen und schmähen, und euren Namen als ein Uebel verabscheuen, um des Menschensohnes willen; denn reich wird euer Lohn sein im Himmel.“ Dieser Lohn ist nicht ausschließend für das Jenseits aufbewahrt und vorbehalten; er wird, wie alles, was von Christo und seinem Verdienste kommt, als Element des neuen Lebens, in himmlischen Erkenntnissen und Gaben schon hienieden gespendet, und so geschah es auch dem angehenden Jünger. Als er aus der Synagoge sich verstoßen sah, mochte wohl sein erster Wunsch und Gedanken sein, den Wohlthäter aufzufinden, dessen Angesicht er noch nicht erblickt hatte. Und siehe, wie es überall im Gebiete der göttlichen Gnade sich wiederholt: der Herr ging selber mit seinen Jüngern ihm entgegen,

das weitere Suchen ihm ersparend.*) Welche Wonne für ihn, als er, vielleicht aus der Mittheilung der letzteren, gewiß aber auch aus innerer Eingebung erkannte, daß es der großmüthige Freund der Armen und Bedrängten, der gepriesene Lehrer und Gottgesandte war, dessen Angesicht er schaute, der voll der Hoheit und Sanftmuth vor ihm stand! Wo wird er Worte finden, um den Dank auszusprechen, wovon sein Herz überströmt?

Der Herr jedoch, der ihn würdig geachtet, unter die Seinen ihn aufzunehmen, und der in seinem Herzen las, kam mit der Frage, die hier sehr bezeichnend ist, ihm zuvor: „glaubst du an den Sohn Gottes?" Die ersten Jünger, die sich ihm angeschlossen, oder die er vielmehr in seine unmittelbare Nähe gezogen, waren bis dahin Schüler eines Propheten, nämlich des Täufers Johannes gewesen, und derselbe hatte mit den Worten: „dieser ist der vor mir war, der größer ist als ich", sie belehrt und gemahnt, fortan sich an den zu halten, der von oben gekommen, der die Sünde der Welt tilgt, dem der Vater alles in die Hand gegeben. Auch der Blindgeborne hatte seit dem Augenblicke seiner Heilung bis jetzt bloß als

*) Die destructive Kritik hat die scharfsinnige Entdeckung gemacht, daß der Evangelist bei den Vorgängen vor dem Synedrium nicht gegenwärtig war, und also auch diese Verhandlungen nicht als Zeuge berichten konnte. Allein die Quelle, woraus er schöpfte, ist ja offenbar der Geheilte selbst, der mit Jesu und den Jüngern (nach V. 35) wieder zusammen kam, und von dem wohl vorauszusetzen ist, daß er letzteren den ganzen Hergang erzählte. M. s. Maier's Commentar II. 212.

Jünger eines Propheten sich gezeigt; denn diese Würde war es, die er seinem Helfer zuerkannte, und für die er auch mit seiner Zeugenschaft eingestanden. Darum erwiederte er mit der Gegenfrage: wer ist es, Herr; wer ist dieser Gottessohn, auf daß ich an ihn glaube? Die Antwort, die er erhielt, war derjenigen ähnlich, wie sie der samaritischen Frau bei Sichem zu Theil wurde: „Du hast ihn gesehen, und der mit dir redet, dieser ist es." So ward er durch Jesum zu Jesu geführt; und im Anschauen desjenigen, der das Licht der Welt ist, ging ihm das Licht der gläubigen Erkenntniß auf, so daß er freudig ausrief: „Herr, ich glaube," und, auf sein Angesicht fallend, anbetend ihm huldigte, wodurch er, da Gott allein die Anbetung gebührt, seinen Glauben nicht bloß an die göttliche Sendung, sondern auch an die göttliche Würde und Wesenheit Christi bekannte.

So sehen wir an ihm die Rede erfüllt, die den Weg des Gerechten dem zunehmenden Lichte vergleicht; denn mit dem Bekenntnisse, das er aussprach, stand er auch schon im vollen Tageslichte des Glaubens. Denselben, den er aus eigener Einsicht für einen Propheten gehalten, und den er eben erst mit dem leiblichen Auge gesehen, den erkannte oder sah er jetzt, von oben erleuchtet, in Messianischer Hoheit, als den Mittler Gottes und der Menschen; ähnlich wie der Apostel Thomas den Auferstandenen erkannte, dem er von Ehrfurcht durchschauert zu Füßen sank, keine andern Worte findend, als die wenigen doch alles sagenden: Mein Herr und mein Gott!

Wird nun zu solchen Vorgängen das Verständniß gesucht, so liegt es nahe genug, im Gegensatze zum leib-

lichen Auge für den Menschengeist auch ein inneres oder geistiges anzunehmen, und sodann, dieser bildlichen Vorstellung gemäß, zwischen einem natürlichen Lichte der anerschaffenen Vernunft, und einem übernatürlichen, nämlich jenem des Glaubens zu unterscheiden. Die Folge davon ist, daß man sodann jedem von beiden, der Vernunft nämlich und dem Glauben, als ganz geschiedenen Thätigkeiten des Geistes, ein eigenes und besonderes Gebiet anweiset, und zwischen ihnen theils feindselige, theils unklare Verhältnisse ansetzt, die weder der Erkenntniß noch der Uebung der Glaubenswahrheit förderlich erscheinen. Wir wollen deßhalb an dem Bekenntnisse des Blindgebornen erforschen, wie Glaube und Vernunft, oder Glaube und Wissen, sich zu einander verhalten; und an der Weise seiner Anbetung: wie Glaube und Vernunft zum echten Dienste Gottes zusammen wirken.

* *
*

Der einsame Wanderer oder Tourist, der durch Wälder und Gebirgsschluchten oder weitgedehnte, ihm fremde Gegenden zieht, wird von den Leuten, die er antrifft, und bei welchen er sich um die Entfernung des zur Rast erlesenen Ortes erkundigt, sehr widersprechende und daher wenig tröstliche Belehrungen und Auskünfte empfangen, indem fast ein Jeder die fragliche Wegesstrecke mit einem andern Maße berechnet. Vorzugsweise wird das, ob mit Recht oder Unrecht, den Einwohnern des grünen Eilandes Erin nachgerühmt. So fragte einst dort ein Fremdling den ersten Landmann, dem er begegnete: wie weit ist noch bis Ballinrobe? Der Mann erwiederte:

zwei kleine (englische) Meilen. Nachdem er eine gute Stunde gegangen, fragte er einen zweiten, und dieser erwiederte mit wichtiger Miene: vier starke Meilen. Wiederum nach etwa drei Viertelstunden kam ihm ein dritter in den Weg, der ihm die trostvolle Nachricht gab: wenn Ihr wacker auftretet, und Eure Schritte fördert könnt Ihr die fünf mittelmäßigen Meilen schier in zwei Stunden zurücklegen, und dann ist's nur noch eine kurze Strecke bis in den Ort hinein. Da zeigte der Reisende auf einen ganz nahen Kirchthum, und fragte gelegentlich: wie heißt dieser Ort? Die Antwort war: das ist Ballinrobe. Entrüstet und verwundert stellte er jetzt den Mann zur Rede und rief: Ihr habt mir ja eben gesagt, es seien noch fünf Meilen bis dahin und etwas darüber? Dieser jedoch ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Das ist ganz ausgemacht und sicher, sprach er: Ihr könnt euch darauf verlassen, daß es genau so weit ist, wie ich es angegeben, und zwar von meinem Dorfe aus gerechnet; denn wohlgemerkt, bei uns ist es so gebräuchlich: ein Jeder berechnet den Weg von seiner eigenen Heimath aus.

Ob nun lediglich in Irland und nicht anderwärts auf der Erdenwelt derselbe Brauch herrsche, darüber darf man nur die alltägliche Erfahrung zu Rathe ziehen. Ein Jeder, der über irgend einen Gegenstand, er betreffe nun das gesellige Leben, oder Geschäfte, Pflichten, Religion und Wissenschaft, ein Urtheil aussprechen will und soll, bleibt gewöhnlich auf seinem sogenannten Standpunkte stehen, auf welchem er durch Nachdenken oder auch durch Gedankenlosigkeit heimisch geworden, und von welchem aus er die Verhältnisse der Welt und

des Lebens zu betrachten gewohnt ist. Und so geschieht es dann auch in Ansehung der großen und nichts weniger als leichten Fragen über den „Weg," wie in der Sprache der Schrift jedes zu Gott führende Denken und Streben genannt wird, also über Glauben und Wissen, Offenbarung und Wissenschaft; über die Hingabe an eine Gott gesetzte Autorität, im gläubigen Erfassen des Gegebenen, und über das Verhältniß dieser Hingabe zum Rechte der Vernunft oder des denkenden Geistes.

Woher die Verschiedenheit der Ansichten komme, die gerade in dieses Gebiet so viel Mißverständniß und Zwiespalt gebracht haben, wie ehedem die Sprachenspaltung in den kühnen Bau titanischer Völker, das wird eben so oft aus zufälligen Umständen, als aus der Art und Weise erklärbar, wie man die tiefsten und wesentlichsten Verhältnisse des Menschenlebens aufzufassen pflegt. So ist z. B. der Eine, und allerdings zu seinem Glücke, von Jugend an seinem Glauben treu geblieben, ohne durch Reflexion und Zweifel gestört worden zu sein; und weil er selber darin lebt und webt, so ist ihm die Meinung ganz natürlich, daß auch jeder Andere dem Heiligthume des Glaubens sehr nahe sei, und nur einige wenige Schritte zurück zu legen habe, um vor der lichten Pforte zu stehen. Ein Anderer, der aus den nebligen Steppen des Unglaubens endlich den Ausgang gefunden, ist spät genug erst nach langen Umwegen, und durch eigenthümliche Lenkungen zur freudigen Gewißheit des positiv christlichen Glaubens gelangt; und so urtheilt er dann, daß der Weg, der zu diesem Ziele führt, nothwendig und unvermeidlich durch die Krümmungen des Zweifels,

und über die beschwerlichen Bergpässe des angestrengten Denkens sich fortschlingen müsse.

Ein Dritter wiederum, der entweder durch eigene Treulosigkeit und Sünde, oder durch den Glauben an die Autorität der Ungläubigen in diese Wüsteneien gerathen ist, hat den Gedanken, zum positiven Christenthume umzukehren, für's Erste gänzlich aufgegeben; der Weg dahin erscheint ihm so wenig gangbar, und das Ziel so ganz außerhalb der Grenzmarken des gemeinen Weltverstandes, daß er dort nur die träumerischen Gebilde einer düstern oder kindischen Phantasie zu erblicken vorgibt. Ein Vierter hält sich an den apostolischen Ausspruch: der Glaube sei nicht Jedermanns Sache*), und an die ungeschickte Auslegung desselben: daß nicht jeder Mensch zum Glauben berufen und befähigt sei; eine Auslegung, durch welche den Unfrommen ein sehr willkommener Behelf zu ihrer Entschuldigung dargeboten würde. Es zeigt sich jedoch, wenn man die Stelle genauer ansieht, daß der Apostel nichts anderes damit meint, als daß nicht Jeder den rechten Eifer, den ganzen Willen daran setzt, den Glauben zu erwerben; ähnlich wie man zu sagen pflegt, daß nicht bei jedem Menschen Geduld, Beharrlichkeit, Selbstbeherrschung sich finde, ohne ihn damit auf Kosten seiner Willensfreiheit entschuldigen zu wollen. Allen solchen, zum Theile nur oberflächlichen und vom Hörensagen erlangten Urtheilen liegt doch jedenfalls irgend ein tieferes Lehrsystem zum Grunde, von welchem sowohl die besondere Weise der Gottes-

---

*) Theff. 3, 2.

und Weltanschauung, als die Auffassung der göttlichen Thatsache des Christenthums bedingt wird; weßhalb es nichts weniger als überflüssig ist, das Wesentlichste davon im Umrisse darzustellen.

Die erste wichtige Frage, die über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Glauben und Wissen, Offenbarung Gottes und menschlicher Vernunft erhoben wird, ist diese: ob die beiden einen bloßen Gegensatz bilden, der, wie das überall im organischen und geistigen Leben geschieht, in einer höhern Einheit sich ausgleicht, oder ob sie gegen einander in feindseliger Spannung stehen, so daß je eines das andere ganz ausschließt und ihre Gebiete völlig gesondert bleiben? Da schleicht aber, der kirchlichen Glaubensnorm zum Trotze, ein düsterer Irrthum durch die christliche Welt, der in der Behauptung sich ausspricht: Glaube und Vernunft seien mitsammen unverträglich: der Glaube gehe da zu Ende, wo das vernünftige Denken anfange, und so umgekehrt; oder nach einer bekannten Redensart, die ehedem außerhalb der katholischen Kirche sich geltend gemacht hat: „das Gnadenlicht streite gegen das Vernunftlicht; das natürliche Licht müsse verworfen werden, dann erst gehe ein neues Licht des Glaubens auf; und es müsse deßhalb überall, wo der Glaube in seinem Rechte bleiben soll, auf die gleichzeitige Thätigkeit des Denkens (der Intelligenz) Verzicht geleistet werden.

Das berüchtigte Montanistische Wort des schroffen Altmeisters Tertullian: „ich glaube, was ich nicht verstehe, weil ich es nicht verstehe; ich glaube was ich nicht verstehe, eben deßwegen weil es mir unverständlich,

weil es widersinnig ist"*), dieses Wort, das vordem von den Feinden der Kirche zum Wahlspruch des echten Glaubens erhoben wurde, hat längst schon, in Folge der Vorherrschaft des Naturbegriffes über den geistigen Gedanken, zu dem unheilvollen Grundsatze geführt: daß die Weltweisheit und die christliche Gottesweisheit nothwendig in stetem Kriege befangen seien,**) und daß es Lehrsätze gebe, die theologisch, d. h. im Gebiete der Glaubenslehre wahr, hingegen philosophisch oder vor dem Richterstuhle der Vernunft falsch sind, und so hinwiederum; eine Ansicht, die von der Kirche entschieden verworfen wurde.***)

Wenn nun dennoch dieses arge Mißverständniß, und zwar selbst unter Katholiken, noch immer sein Unwesen treibt, so ist der Grund davon theils in der feindlichen Stellung der bloßen Begriffsweisheit gegen den Glauben zu suchen, theils auch in einer Verwirrung der Ausdrücke und Gedanken, die aus jener aufgesprossen. Der Glaube als Thätigkeit des Geistes ist im weitesten

*) Credo quia absurdum est.

**) Bekannt genug ist Jacobi's Geständniß in einem Schreiben an Reinhold: „Durchaus ein Heide mit dem Verstand, mit dem ganzen Gemüth ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wässern, die sich mir nicht vereinigen wollen." Er hätte sich darauf besinnen können, daß Heidenthum und Unglaube zweierlei Dinge sind, und daß weder das Heidenthum noch der Unglaube mit dem Verstande sich viel zu schaffen machen.

***) „Cumque verum vero minime contradicat, omnem assertionem veritati fidei contrariam omnino falsam esse definimus." Synod. Later. V.

Sinne das Wahrnehmen und Wahrhalten desjenigen, was in Natur und Geschichte thatsächlich gegeben ist; das Begreifen oder Verstehen ist das Wissen oder Erkennen dieses Gegebenen durch Nachdenken darüber;*) wobei aber nicht zu vergessen ist, daß es für den Menschen, als Vereinwesen von Geist und Natur, ein zweifaches Denken und Verstehen gibt; weßhalb das Göttliche sowohl als das Geistige, da es außer und über dem Naturbegriffe liegt, in dieser Beziehung unbegreiflich bleibt, ohne doch dem geistigen Denken (der Vernunft) fremd zu sein. Und wenn zwar der Apostel von den Verkündern des Evangeliums rühmt, daß sie, mit den Waffen des göttlichen Geistes gerüstet, alle und jede Menschenweisheit gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi,**) so unterließen sie dabei doch nicht, von anerkannten Wahrheiten den Ausgang zu nehmen, wie wir es z. B. an Paulus in Athen gewahren, und die Thatsachen und Lehren des Heils in ihrer Glaubwürdigkeit darzustellen.

Wie verkehrt es ferner sei, Glauben und Denken als einander feindliche Thätigkeiten zu betrachten, da doch von jedem Gläubigen als solchem gefordert wird, daß er wisse, was er glaube, warum er dem Geglaubten seine Zustimmung gebe, und mit Ausschluß jeden Zweifels daran halte,***) das ist schon aus den Zeugnissen des

*) Das Wort Nach=Denken zeigt schon, daß es das thatsächlich Gegebene nicht erst erdenkt oder als Gedankending erfindet, sondern jenes zur Voraussetzung hat.

**) 2. Cor. 10, 5.

***) Perrone l. c. IX. pag. 499.

heiligen Augustinus ersichtlich, indem er bald darauf hinweiset, daß der Glaube die Erkenntniß vermittelt, und zu ihr führt, bald wieder zeigt, wie demselben doch jedenfalls irgend ein Vernunftgebrauch vorausgehen müsse. Es ergibt sich ferner aus der Lehre des heiligen Thomas von Aquin, nach welcher Alles, was den natürlichen Grundwahrheiten oder den Principien der Vernunft zuwider läuft, auch der göttlichen Weisheit widerspricht. Beide aber, Glauben und Wissen, kommen als geistige Thätigkeiten einem und demselben Menschengeiste zu, so daß sie einander nicht ausschließen können, und dem Glauben nur der Unglaube, der Vernunft nur die Unvernunft sich entgegen zu setzen vermag.

Bei allem dem macht aber der alte Einspruch sich laut: was gewußt wird, werde nicht geglaubt,*) d. h. was Gegenstand des Wissens geworden, sei als solcher kein Gegenstand des Glaubens mehr. Muß nun dieser Grundsatz nicht wieder zur Ansicht zurückführen, daß Glaube und Wissen einander ausschließen? Ein solches Verhältniß hindert ja keineswegs, daß beide, als Gaben Gottes, deren jede in ihrem Gebiete gleich nothwendig ist, neben einander gehen und mitsammen Frieden halten! Es wird zu diesem Ende gleichnißweise darauf hingezeigt: daß zwar das Auge nicht höre, das Ohr nicht zu sehen vermöge, und doch weder das eine noch das andere deßhalb verwerflich sei, sondern jedem sein unschätzbarer Werth unverkümmert bleibe. Und es erscheint als ein leichtes und lehrreiches Geschäft, dieses Gleichniß noch

*) „Quod scitur, non creditur.“

bestimmter durchzuführen und anzuwenden. Das Auge mit seiner Sehkraft wird nämlich, so weit das Natürliche oder Leibliche dem Geistigen sich anfügt, der Vernunft verglichen; das Wissen und Erkennen aber, wie die alte Schule lehrt, wird deßhalb Einsicht und Anschauung genannt, weil es aus Grundsätzen oder Principien hervorgeht, die an sich selber licht und klar sind. Dem Glauben hingegen entspricht der edlere, für das geistige Leben wichtigere Sinn des Gehörs, wie dieß der Apostel ausdrücklich lehrt: daß der Glaube vom Hören bedingt sei, so daß Hören, Horchen, Hörigsein und Gehorchen in einander übergehen; während alles, was Schauen genannt wird, vom Glauben als solchem ausgeschlossen bleibt; wie wir das gleichfalls aus der Lehre des Apostels wissen: „Wir wandeln hiernieden im Glauben, und nicht im Schauen; der Glaube ist die Ueberzeugung d. h. die Gewißheit und Sicherheit von Dingen, die nicht sichtbar sind.“ *)

Soll es nun ausgemittelt werden, wie es mit der Begründung dieser Gleichnisse und Unterschiede stehe, so müssen wir der Sache sorgfältiger nachforschen. Vor Allem ist festzuhalten, daß beide: Glauben und Wissen, Thätigkeiten eines und des nämlichen erschaffenen Geistes sind, der Anderes außer ihm weder zu glauben, noch zu wissen fähig ist, so lange er noch nicht sich selber als Seiendes denkt, d. h. sich weiß, welches Wissen aber zugleich ein Glauben ist. Denn Jeder, der seines Selbstbewußtseins mächtig, ist von Sich, als einem freien,

*) 2. Cor. 5, 7. Hebr. 11, 1.

sich selbst bestimmenden Wesen überzeugt, obwohl es Ihm selber unsichtbar bleibt, und er dasselbe nur als den Grund seiner Thätigkeit erfährt und findet. Das Thier, in welchem die Natur zu keinem geistigen Denken (Sichwissen) gelangen kann, ist daher auch des Glaubens unfähig; der Mensch hingegen glaubt, weil er als Geistwesen die Gewißheit seiner selbst besitzt, und weil er deßhalb eben so, wie er zunächst Sich oder sein Ich als die Ursache seines Denkens und Wollens erkennt, auch für alles Andere und Aeußere, sowie für sein eigenes bedingtes Sein den verborgenen Grund zu erkennen sucht. Dieses Ursächliche der Dinge ist demnach der Gegenstand sowohl des Glaubens als des Wissens, mit dem Unterschiede jedoch, daß der Glaube (in weitem Sinne) mit dem einfachen Wahrnehmen und Festhalten desselben sich bescheidet, während das Wissen darnach strebt, sich den ganzen Hergang zu vergegenwärtigen, dessen Erkenntniß dann ebenfalls in den Glauben an das Unsichtbare und Ursächliche übergeht, und mit diesem Glauben sich abschließt.

Wenn man vormals das Wissen dem Schauen gleich geachtet hat, so gab man dafür den Grund an, weil es als deutliche Einsicht in den inneren Vorgang auch die Möglichkeit des Zweifels ausschließe, wie dieß z. B. in der mathematischen Verhältnißkunde der Zahlen, Größen und Räume der Fall ist; während das Glauben (im christlichen Sinne) als das Wahrhalten dessen, was hienieden nicht geschaut werden kann, zwar von keinem Zweifel getrübt sei, jedoch die Möglichkeit desselben immerhin zulasse. Nennt man aber das Wissen ein

Schauen, so bleibt nur die Frage: ob das Schauen auch wirklich ein Wissen sei? Nun ist dieses unmittelbare Schauen oder Wahrnehmen, und zwar durch die Sinne, nur der Natur eigen, welche eben sowohl in dem Auge und den übrigen Sinnorganen als in den Gegenständen des sinnlichen Empfindens, nämlich der Körperwelt ihr Dasein und Leben hat. Die Natur schaut also in ihren Gebilden nur ihr eigenes und zwar äußerliches Dasein; sie gewinnt bloß den Begriff, und das Wissen um ihre Erscheinungen, nicht um ihr Sein und Wesen als Grund derselben.*) Im Dasein und Leben der Natur waltet daher einzig nur die Sicherheit, die sich in ihren organischen Bildungen, ganz besonders im Thiere, als unfreier aber auch unfehlbarer Instinct und Trieb zu erkennen gibt; weil das Naturwesen nicht einzeln in und für sich besteht, sondern von der Gesammtnatur getragen und gebunden ist. Der Mensch hingegen, als Geist, gelangt zum Wissen um Sich und alles Andere, das auf ihn einwirkt, und so zur Gewißheit, die jedoch als eine geistige Verinnerung nicht, wie bei den Naturwesen, eine sinnfällige Veräußerung voraussetzt, und daher auch keine Anschauung werden kann.

Wird nun der Glaube vom Apostel als feste Zuversicht der zu hoffenden, als die Gewißheit oder Vergewisserung der unsichtbaren Dinge bezeichnet,**) so kann

*) Der Begriff ist die formale Einheit der realen Vielheit, d. h. das vereinfachte Gemeinbild oder Schema von der Mannigfaltigkeit der vereinzelten Dinge der Außenwelt.

**) Sperandarum substantia rerum, argumentum non apparentium. (Hebr. 11.) Ueber die Bedeutung der Ausdrücke

das echte Wissen ihm weder entgegen noch ferne stehen; einmal weil auch dem Glauben sowohl Sicherheit als Gewißheit zugeschrieben wird; sodann, weil das Wissen eben so wenig ein Schauen ist als das Glauben. Das Schauen ist ein bloßes Denken der Erscheinungen; hingegen ist das Wissen, als ein Denken des Seins, nämlich des wirksamen Grundes oder der Ursache der Dinge, schon zugleich ein Glauben an ein Unsichtbares, das nur an seinen Erscheinungen und Wirkungen erkannt wird, oder durch dieselben sich bezeugt und offenbart. Darum waren die Menschen, wie der Apostel ausführlich lehrt, auch ohne geschichtliche und positive Offenbarung berufen und verpflichtet, an Gott zu glauben und ihm zu huldigen, weil sowohl die Betrachtung der sichtbaren Welt, als das offenbare Wirken seiner segnenden Vorsehung zur Erkenntniß von seiner unsichtbaren Macht und Unendlichkeit sie leiten mußte, „indem er zu keiner Zeit sich selber unbezeugt gelassen." *)

Die Grundlage, auf welcher im allgemeinsten Sinne der Glaube ruht, ist das Zeugniß, als eine Thatsache oder Erscheinung, die von einer unsichtbaren Ursache hervorgebracht wird, und auf dieselbe hinweist. Nicht also diese in die Sinne fallende Erscheinung ist der Gegenstand des Glaubens, sondern das Unsichtbare, das ihr zum Grunde liegt. Das Zeugniß selbst, nach

---

Substantia (Hypostasis) und Argumentum (elenchus) die ausführliche und gründliche Erörterung in Professor Delitzsch Commentar zum Briefe an die Hebräer. Leipzig 1857. S. 511. f. f.

*) Röm. 1, 19. Apostelg. 14, 16.

den verschiedenen Graden seiner Glaubwürdigkeit, stellt bloß die äußerlich gegebene Stütze der Gewißheit, nämlich die Sicherheit dar; die Gewißheit hingegen kommt nur im Innern des denkenden Geistes zu Stande, welcher, indem er sich als ein durchaus bedingtes Wesen erfaßt, in seinem Bewußtsein selbst schon ein Zeugniß Gottes, als des Unbedingten vorfindet. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Werke seiner Allmacht das Firmament"; aber der Geist des Menschen ist es, der, indem er zum Wissen um sich, zum Glauben an sich gelangt, und sich als bedingtes oder creatürliches Sein erfaßt, das Zeugniß Gottes als des Schöpfers in seinem Innern schon vorfinden muß, bevor er die Offenbarung derselben unbedingten Macht auch in der Außenwelt anerkennt.

Bis hieher demnach, und soweit Sicherheit und Gewißheit, Glauben und Wissen die gleichen Rechte behaupten, kann von einem Widerspruche zwischen beiden nicht die Rede sein. Anders scheint es sich zu gestalten, wenn der Glaube in seiner religiösen Bedeutung erfaßt wird, von welchem Hieronymus mit Recht bemerkt: daß er eigentlich nur den Christen zukomme, und dessen Inhalt das Wunder des Erlösungswerkes nach allen seinen Beziehungen ist. Da die Gegenstände dieses Glaubens über das Gebiet der menschlichen Vernunft und des Wissens hinaus liegen, so muß ja die Gewißheit, die ihm zukommt, als eine übernatürliche von jener des Wissens, als einer bloß natürlichen unterschieden sein; und wird nicht deßhalb, im Gegensatze zum sogenannten natürlichen oder anerschaffenen Lichte der

Vernunft, ein übernatürliches Licht des Glaubens angenommen?

Um darüber richtig zu urtheilen, wenden wir uns zu diesem Ausdrucke und seinem meist bildlichen Sinne zuerst. Wenn nämlich die Vernunft ehedem ein Licht genannt wurde, dem menschlichen Geiste dazu verliehen, damit er die Grundzüge oder Prinzipien aller Wahrheit erkenne, so geschah dieß nur deßhalb, weil man auf die Sinnesanschauung einen zu großen Werth legte, das Wissen aber dem Schauen gleich setzte, und daher für die geistige Erkenntniß eben so nothwendig eines Lichtes zu bedürfen meinte, als für jene der äußeren Gegenstände. Wir haben jedoch gefunden, daß geistiges Licht so viel als Selbstbewußtsein bedeutet, welches man eben so richtig ein Wissen um das eigene Sein, als ein Glauben an dasselbe nennen kann, und mit welchem der Gedanke an ein Unbedingtes (an Gott) nothwendig verkettet ist. So wird das Licht des eigenen Bewußtseins zugleich zum übernatürlichen des Gottesgedanken gesteigert, wozu jedoch allerdings seit dem Falle und Abfalle des Urmenschen, die Vermittlung des göttlichen Wortes oder Logos im Gewissen nothwendig geworden, der auch deßhalb das in die Welt kommende Licht genannt wird, das alle Menschen erleuchtet.

Daraus ergibt sich nun ferner, wie schwer die Aufgabe sei, in dem geistigen Vorgange des Glaubens das sogenannt Natürliche, dem eigenen Geisteswesen Angehörige, vom Uebernatürlichen (Göttlichen) zu scheiden, da der Geist sich in seiner Bedingtheit nicht denken und erfassen kann, ohne zugleich den Gedanken des Un-

bedingten zu gewinnen, der über alles Erschaffene, also über die Körper- und Geisterwelt hinaus reicht. Da überdieß das Menschengeschlecht auf dem Leben und Verdienste des Gottmenschen als des neuen geistigen Stammvaters beruht, und ohne Vermittlung desselben gar nicht vorhanden wäre, wie er selber dieß in den Worten bezeugt hat: „ohne Mich könnet ihr nichts thun," so kann ja ohnehin in der Menschheit, die auf übernatürlichem Wege durch das Wunder, d. h. durch Christum erlöset ist, die Natur nie ohne Gnade gedacht werden.

Mit Recht wird daher der wesentlich christliche Glaube als ein übernatürlicher bezeichnet, und zwar nicht bloß als Uebung oder Thätigkeit, indem er die Einwirkung der Gnade Christi voraussetzt, sondern auch in Bezug auf seinen Gegenstand und Zweck: die Wiederherstellung und Beseligung des Menschen gemäß der Idee Gottes, als durchgeführte neue Schöpfung, nach des Apostels Lehre: „wir sind Theilnehmer (der Gnade und des Lebens) Christi geworden, sofern wir nur den Anfang unserer festen Zuversicht bis an's Ende treu bewahren;"*) d. h. insofern wir den Glauben festhalten und darin ausharren, durch welchen wir, gleichwie neu geschaffen, unsere Rechtfertigung und Heiligung in Christo gefunden.

Anders verhält es sich damit, wenn man das Uebernatürliche des Glaubens so ausschließlich der Wirkung der Gnade zuschreibt, daß man diese zugleich

*) Hebr. 3, 14. Hypostasis kann in diesem Satze auch wie Subsistenz, feste Stellung, gedeutet werden.

als den Beweggrund und die Quelle desselben betrachtet, und dabei das Mitwirken des Geistes ganz außer Acht läßt. Nach diesem einseitigen Begriffe soll der Glaube, als eingegossene Eigenschaft und Tugend, so mächtig und umgestaltend auf den innern Menschen wirken, daß er dadurch bestimmt und befähigt wird, Alles für wahr zu halten, was Gott geoffenbaret, und die übernatürliche Thätigkeit des Glaubens zu üben. Je geringer der Werth, den man auf die geistige Freiheit legte, desto leichter war es, im subjectiven Glauben nichts anderes zu sehen, als ein unwillkürliches Ergriffensein des Willens von dem göttlichen Geiste, von welchem sogar ausgesagt wurde, daß er in der Wiedergeburt des Menschen, als Pneuma, oder als Licht vom Lichte die Seele durchdringe und erfülle, und sie dadurch zur Würde des Geistes erhebe.*)

Wird hingegen, der katholischen Lehre und der Vernunft gemäß, die Freithätigkeit als eine dem Geiste wesentliche Grundkraft im Auge behalten, die von den Folgen der Urschuld nicht aufgehoben werden konnte, so muß die Haltlosigkeit jener Ansicht von selbst sich ergeben. Der Glaube wird dann nimmer als ein pures Gnadengeschenk, ein ausschließliches Gotteswerk im Menschengeiste, ohne Mitwirken des letztern betrachtet, sondern aus dem gemeinschaftlichen Wirken einer unbedingten und einer bedingten Kraft hergeleitet werden. Und wird

*) Daher die Lehre der Supernaturalisten: daß der Mensch erst durch die Taufe Persönlichkeit erlange, die also selbst einem Plato oder Tacitus gemangelt haben müßte.

er auch mit vollem Rechte als eine Gabe Gottes gepriesen, so darf dieser Ausdruck doch nicht zur trotzigen Widerrede benützt werden: daß die Befähigung für diese Gabe nicht in unserer Macht stehe, was mit der falschen Auslegung des Wortes: der Glaube sei nicht Jedermanns Sache, genau übereinkommt. Nicht in solcher Weise ist er eine Gabe Gottes, wie jene der Charismen, z. B. der Weissagung, der Sprachen, der Heilkraft, in welchen die Gottesmacht als die vorwaltend wirkende sich bezeugt; wohl aber so, wie man es auch von der Tugend der Mäßigkeit, der Geduld, des Starkmuths aussagt, indem es nämlich die Gnade ist, die den Geist zur Glaubensübung erweckt und ermuntert, wobei es jedoch diesem unbenommen bleibt, ob er dem Rufe folgen oder ihn vernachlässigen wolle.*) Wird aber nach dem Grunde dieses Verhältnisses gefragt, so zeigt er sich in dem früher Erkannten schon nachgewiesen. Wie nämlich der menschliche Geist sich selbst als ein Bedingtes nicht denken kann, ohne Gott als den Unbedingten mit zu denken, so wird auch Gott, wenn er dem Geiste sich offenbart, das Denken und die Freiheit des letztern nicht umgehen.

Aus diesen Verhältnissen nun wird es klar, daß der Glaube, der die Grundlage des Heiles bildet, und durch welchen wir, wenn Wille und That ihm entsprechen, die Anwartschaft auf die Fülle des Lebens besitzen, von einem zweifachen Momente, nämlich von dem innern oder subjectiven der Gewißheit, und dem

* Cornel. a Lap. comm. in 2 Thess. 3, 2.

äußerlich gegebenen (objectiven) der Sicherheit bedingt werde, in deren Uebereinstimmung er sich vollendet. Die Gewißheit, wie wir bereits erkannt, ist Sache des Geistes und ihm deßhalb eigenthümlich, weil er sich selber als eine Offenbarung oder Schöpfung Gottes besitzt und weiß, sofern er die göttliche Absicht oder seine von Gott ihm gesetzte Bestimmung in freiem Gehorsam zu erfüllen strebt. Die Sicherheit aber, die auf einem erweislichen und darum untrüglichen äußern Zeugnisse ruht, kann ihm nur durch jene Offenbarung werden, die das gesammte Menschengeschlecht umfaßt, indem sie vom Logos ausgeht, und vom Geiste Gottes fortgesetzt wird, welcher als Paraklet oder Vertreter und Sachwalter Christi die in ihm erlösete Menschheit durch die Kirche beschirmt, überwacht und in alle Wahrheit leitet.

Die Menschenwelt war nämlich nur dadurch einer Erlösung fähig, daß sie einen Naturorganismus darstellt, in welchem jeder Menschengeist in das Leben der Natur oder der Gattung verschlungen ist. Und da aus diesem Grunde der einzelne Mensch, als Individuum der Gattung betrachtet, kein vereinzeltes Sein für sich besitzt, sondern nur im Menschengeschlechte als ein Glied desselben lebt, so muß alles dasjenige, was seinem religiösen Glauben und Bestreben eine untrügliche Sicherheit (durch göttliche Autorität) gewähren soll, in den Gesetzen der Menschheit begründet sein. Diese Gesetze zeigen sich im Organismus der Kirche, die zur Darstellung Christi in der Menschheit bestimmt ist, lebendig durchgeführt; weßhalb auch, da der Geist Gottes ihr inneres Leben und ihre schirmende Vorsehung ist, der Kirche die Untrüglichkeit (Infalli-

bilität) in der Heils- und Glaubenslehre zukommt. Der einzelne Mensch hingegen, da er als freie Persönlichkeit der bezeugten Wahrheit widersprechen, der Gnade treulos werden kann, ist niemals untrüglich, sondern dem Irrthum ausgesetzt; doch ist es auch im Gegentheile ihm gegeben, nach Maßgabe seiner christlichen und sittlichen Treue in der Gewißheit des Glaubens, in der Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit immer mehr Licht zu gewinnen.

Aber auch dieses lichtere Verständniß, dessen der Glaube von Seiten seiner Gewißheit fähig ist, wird nach hergebrachter Ansicht für bedenklich gehalten, weil man davon die Schmälerung des Verdienstes befürchtet, welches dem Glauben als solchem in der Verheißung zugesichert sei: selig die da glauben, ohne zu sehen. Wenn nämlich der Glaube bloß ein blindes Festhalten an das Gegebene wäre, wozu diente ihm dann die Anschauung, welche in einem gewissen (oben erwähnten) Sinne auch durch das Wissen erworben wird? Und wenn das Wissen die Möglichkeit des Zweifels ausschließen könnte, wo bliebe dann noch das Verdienstliche des Glaubens als eines freien Gehorsams, da er ja dadurch zu einer Nothwendigkeit würde? So prunkend die Einwendungen dieser Art nicht selten auftreten, können sie doch mit allem Aufwande von Salbung das Vorurtheil nicht bergen, das ihnen zum Grunde liegt. Der Glaube ist nämlich schon deßhalb kein blindes Fürwahrhalten, weil er von äußerlichen Beweggründen und glaubwürdigen Zeugnissen sich bestimmen läßt, die auf dem Wege des

vernünftigen Denkens geprüft werden.*) Das Wissen aber kann weder den Glauben verdrängen, noch sein Verdienst beeinträchtigen, weil es den Glauben nur bestätigt, ohne doch selber jemals eine Anschauung im vollen Sinne zu werden.

Bestünde das Verdienst des gläubigen Bekenntnisses lediglich darin, daß man die bloß bezeugte, nicht mit eigenen Sinnen wahrgenommene Thatsache festhält, so wären die Apostel, als Augenzeugen der menschlichen Erscheinung und selbst der Verklärung Christi, am Verdienste sehr arm, und der von angeborner Blindheit geheilte Jüngling hätte nichts Erhebliches damit gethan, da er seinem Wohlthäter huldigte, und den Glauben an ihn als den Gottessohn bekannte. Hatte ihm ja dieser eben erst die Augen gegeben, um Sich selber ihm sichtbar zu machen! Allein das Wesen des Verdienstes, das dem Glauben zukommt, ist der Gehorsam der dankbaren Gegenliebe, in der freien Hingabe des eigenen an den göttlichen Willen, der in der Menschwerdung des Logos, so wie in den übrigen daraus folgenden Thatsachen des Erlösungswerks als die ewige Liebe sich bezeugt und verherrlicht hat.

Aus diesem Wesen des Verdienstes wird es einleuchtend, wie gar viele Gläubige, denen nach ihrer Stellung und Erziehung nur das Nothwendigste gegeben ist, im einfachen Glauben ihr Heil finden, der mit gutem Rechte auf das Ansehen der lehrenden Kirche sich beruft und stützt; während diese selbst der eigentlichen

---

*) Perrone tom. 9. pag. 503.

Glaubenswissenschaft nie und nimmer entbehren kann. In das Reich der Gnade sind freilich, ohne Unterschied der Bildung oder Denkbefähigung, alle Menschen berufen, auch Diejenigen, die, wie der heilige Augustinus sich ausdrückt, ihr geistiges Wesen nicht mit derselben Bestimmtheit von ihrem leiblichen Leben unterscheiden, als sie ihres Lebens, Wissens und Wollens gewiß sind *). Denn „der Gerechte lebt aus dem Glauben;" alle Gerechtigkeit aber hat in der Liebe zu Dem, der früher und von Ewigkeit uns geliebt hat, ihr Ziel und ihre Vollendung; daher es auch geschehen kann, daß Menschen ohne wissenschaftliche Bildung, aber von hoher sittlicher Treue, in der Glaubenserkenntniß wunderbar zunehmen, indem sich Gott in dem Maße ihnen bezeugt, wie sie ihrerseits seine Willensheiligkeit in ihrem Leben bezeugen.

So hat der heilige Arsenius, der berühmte Erzieher der Kaisersöhne Arcadius und Honorius, es gehalten, als er unter den Anachoreten, in deren Mitte er sich zurückgezogen, einen greisen Mann von geringer Herkunft und ohne alle Bildung sich auserſah, bei dem er Rath und Belehrung holte. Das mißfiel einem der Brüder dergestalt, daß er zu ihm sprach: du bist mit allen Wissenschaften der Griechen und Römer vertraut; wie magst du dennoch bei diesem bäurischen Manne Weisheit suchen? Arsenius erwiederte: die Wissenschaften der Griechen und Römer sind mir nicht fremd; von der Kenntniß jedoch, die dieser Greis besitzt, habe ich das

*) S. Aug. epist. 169. alias 102, über die Stelle 1. Cor. 1, 21.

Alphabet noch nicht gelernt. Und allerdings gibt es unmittelbare Erkenntnisse, die dem Gläubigen, nach dem Grade seines sittlichen Ernstes und seiner Hingabe an Gott, durch innere Führung zu Theil werden; wie dieß Johannes in den Worten ausdrückt: „wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugniß Gottes in sich selber"; und ferner: „die Salbung, die ihr vom Heiligen empfangen (die Gnade des heiligen Geistes, die euch von Christo geworden) wird euch Alles lehren."*)

In gleicher Beziehung war auch der ehrw. Thomas von Kempen in seinem Rechte, da er unbedenklich erklärte: „besser sei ein niedriger Landmann, der Gott dient, als ein stolzer Weltweiser, der, während er sich selbst vernachläßigt, den Lauf der Gestirne beobachtet"; wiewohl er damit, wie schon der Bau des Satzes zeigt, sicher nicht behaupten wollte, daß ein gottesfürchtiger Bauer, etwa seines beschränkten Wissens wegen, vor einem gleich gottesfürchtigen Gelehrten den Vorzug habe. Wer die Wissenschaft verachtet und anfeindet, um den Glauben zu retten, der kann höchstens dadurch entschuldigt werden, daß er es aufrichtig meine, aber viel zu wenig gelernt habe, um auch nur seiner Unwissenheit sich bewußt zu werden, oder um einsehen zu können, wie ersprießlich es sei, daß die Glaubenslehre mit Hilfe aller Zweige menschlicher Kenntnisse und Forschungen immer mehr zur Glaubenswissenschaft ausgebaut werde.

Wie es demnach um den gepriesenen Köhlerglauben stehe, zumal bei Jenen, die zu einer höhern Stufe der

*) 1. Joh. 5, 10. 2, 20 und 27.

Erkenntniß befähigt und berufen sind, mag aus dem kraftvollen Ausspruche des heiligen Thomas beurtheilt werden: daß in Demjenigen, der am Wissen und Erkennen keine Lust hat, die Menschennatur gleichsam außer Art geschlagen. So lehrt auch Augustinus klar genug: „Wer durch echten Vernunftgebrauch zur Erkenntniß dessen vorgedrungen, was er früher nur einfach geglaubt, ist darin Jenen vorzuziehen, die nur erst das Verlangen hegen, das was sie glauben, auch zu erkennen; wer aber diesen Wunsch nicht hegt, sondern es für hinlänglich erachtet, dasjenige, was für die Erkenntniß sich eignet, lediglich schlechthin zu glauben, der weiß noch gar nicht, worin der Nutzen und die Frucht des Glaubens bestehe."

Wohl ist es noch immer bei den Denkscheuen gebräuchlich, auf den berühmten Ausspruch des Apostels sich zu berufen: daß die Wissenschaft aufblähe, die Liebe hingegen erbaue.*) Hätten sie selbst mehr Liebe für die Erkenntniß der Glaubenswahrheit, so würden sie längst gelernt haben, daß jener Ausspruch in dem bestimmten Falle, der ihn veranlaßte, nur einem solchen Wissen galt, das zu pharisäischem Dünkel und zu einem lieblosen Urtheil über Schuldlose führte; weßhalb auch der Apostel die Bemerkung beisetzt: daß, wer etwas Vorzügliches zu wissen meint, außerdem noch zu lernen habe, wie er wissen, d. h. wie er seine Kenntniß auffassen und anwenden solle; indem keine menschliche Wissenschaft an sich erbauend oder heilbringend ist, sofern sie nicht die Verherrlichung Gottes und die echte Wohlfahrt des Nächsten fördert.

*) 1. Cor. 8, 1 und 2.

Wohl sind beschränkte Geister gewohnt, in dem Streben nach Erkenntniß nur das Zeichen einer hochmüthigen Gesinnung zu sehen. Inzwischen verdient der verrufene Wahlspruch: „ich glaube, weil es widersinnig ist," eben so wenig Lob, als das verächtliche Hinwegschreiten über alle Gesetze des vernünftigen Denkens, und jedenfalls ist der Glaubensstolz um nichts besser, als der Vernunftsstolz. Allerdings lehrt zwar der Apostel: „Wer da meint, er sei etwas, da er doch nichts ist, der verführt sich selbst"*), doch wollte er damit keineswegs das wahre Leben des Geistes oder das Selbstbewußtsein verurtheilen, sondern bloß jeden Einzelnen ermahnen, sich nicht selbst zu überschätzen und höher als die Andern zu achten, sondern seiner Abhängigkeit zu gedenken, und daß er aus eigener Macht nichts wirken könne, was ihm zur Beseligung gereicht. Darum ergeht auch an Jeden, der auf irgend einem vermeintlichen Vorzug, es sei nun in Wissenschaft und Kenntniß, oder in der Festigkeit und Einfalt des Glaubens seine Zuversicht baut, die ähnliche Mahnung: „So Jemand dafür hält, daß er stehe, der sehe wohl zu, damit er nicht falle!"

Diese Lehre war es, die dem berühmten Geschichtschreiber des fränkischen Reiches, dem heiligen Gregor von Tours in sehr empfindlicher Weise in's Gedächtniß gerufen wurde. Als er eben auf einer Reise sich befand, ward er von einem so gewaltigen Wolkenbruche überfallen, daß die Dunkelheit und die Regenfluthen jedes Fortkommen hinderten. In dieser Bedrängniß nahm er

*) Gal. 6, 3.

eine Reliquie des heiligen Martinus, die er bei sich trug, hervor, machte damit das Zeichen des heiligen Kreuzes in die Luft, und siehe da, die schweren Gewölke zertheilten sich dergestalt, daß zu beiden Seiten die Regengüsse fortdauerten, während die Straße, die er mit seinem Geleite betrat, vom Regen unberührt blieb. Wie auffallend war dieser Erfolg, der seine Erwartung übertraf! Und was liegt dem Sterblichen näher, als die Eitelkeit? Gregor war damals noch nicht erfahren genug, um zu bemerken, daß in selbem Augenblicke die Hoffart in sein Herz sich eingeschlichen; er vertiefte sich in die süße Täuschung, als sei diese Macht über die Elemente ihm als Zeichen verliehen, daß er schon einen hohen Grad von Heiligkeit errungen habe. Allein das Heilmittel war eben so schnell bei der Hand, als die Krankheit. Denn während er so im Geiste über Gebühr sich erhob, stürzte sein Maulthier, und warf ihn so gewaltsam aus dem Sattel, daß er nur mühselig und nicht ohne Qualen sich wieder aufzuraffen vermochte; dabei erkannte er mit innerer Zerknirschung, wie thöricht er seinem eigenen Verdienste zugeschrieben, was er dankbar und demuthvoll von Gottes gnädiger Fügung hätte hinnehmen sollen.

So kann die Hoffart allerdings eben so sehr die Ungelehrten und einfach Gläubigen, als die Wissensreichen und Denkgeübten verblenden, jedoch keineswegs insoferne sie gläubig oder vernünftig sind, sondern vielmehr, insofern sie es nicht sind; weil sowohl der echte Glaube als die echte Wissenschaft jeden Hochmuth ausschließt. Denn auch in seiner Vernunft muß der menschliche Geist dem mahnenden Worte die Zustimmung geben:

„was besitzest du, was du nicht empfangen? Nachdem du es aber empfangen hast, was rühmest du dich, als hättest du es nicht empfangen?" So wenig also die Thorheit des Hochmuths oder der Selbst=Anbetung und echte Vernunft sich gesellen, eben so wenig können Unvernunft und echter Glaube mitsammen gehen. Als der von Blindheit befreite Jüngling anbetend dem Herrn zu Füßen fiel, und so seine gänzliche Hingabe an den Gottessohn bezeugte, handelte er als ein solcher, der die volle Sicherheit und Gewißheit gefunden, und der dem Zuge der Gnade keinen Widerstand bot, nicht minder vernünftig wie gläubig; und ebenso werden überall, wo es auf echten Gottesgehorsam und lebendige Gottesverehrung ankömmt, Glaube und Vernunft im Bunde sein müssen; wie uns dieß in der Mahnung an's Herz gelegt wird: „Ich bitte und beschwöre euch bei der Huld und Gnade Gottes, daß ihr euren Leib (euch selber, wie ihr leibt und lebt) als ein lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darbringet, und so euer Gottesdienst ein vernunftgemäßer sei." *) Unser Gottesgehorsam wird aber dadurch diese vernunftgemäße, von keinem Aberglauben getrübte, sittliche Lauterkeit gewinnen, wenn wir, wie der heilige Basilius erinnert, mit Umsicht und Besonnenheit in klarer Erkenntniß und nach reifer Berathung dem göttlichen Willen gemäß handeln.

Es hat jedoch der Apostel mit jenen Ausdrücken noch einen bestimmten Zweck im Auge, indem er darauf hindeutet, daß der Gottesdienst und die vorbildlichen Opfer der Vorzeit erst in dem welterlösenden Opfer des Herrn

*) Röm. 12, 1.

ihre volle Kraft und Wahrheit gefunden, und daß diesem letztern, als dem einzigen Grunde der Lebensgemeinschaft mit Gott, jedes Opfer, worin der Gläubige sich selbst dem ewigen Vater dargibt, in lebendiger Einigung sich anschließen müsse. Wenn nun im Cultus des neuen Bundes das im höchsten und vollkommenen Sinne heilige, lebendige und gottgefällige Opfer des Herrn, seiner eigenen Anordnung gemäß, in wesenhaft nachbildlicher Feier dargebracht wird, und wir dann, gleich jenem Blindgebornen und sehend Gewordenen, vor seiner verhüllten (sakramentalen) Gegenwart anbetend niedersinken, so ist auch dieser Gottesdienst kein blindgläubiger, sondern ein vernünftiger zu nennen; jedoch nicht etwa, weil wir das Wie dieses Mysteriums je natürlich begreifen könnten, sondern weil es vernunftgemäß ist, dem Ausspruche Christi zu glauben, von dessen Verdienste und Mittleramte wir das Leben und Heil der Menschen, von einem Geschlechte zum andern, bedingt und getragen wissen. Und gleichwie er selbst seiner Herrlichkeit sich entäußert hat, und beziehungsweise noch immer entäußert, um in menschlicher Niedrigkeit, und fernerhin in sakramentaler Verborgenheit unser Heil zu wirken; eben so entsagen wir, wo es um unser Verhältniß zu Ihm sich handelt, dem äußerlichen Glanze der Erscheinungswelt, dem Begriffe und der gemeinen Naturanschauung, um in der rein geistigen Thätigkeit des Glaubens und Denkens, in aller Sicherheit und Gewißheit Ihm zu leben und Ihm anzugehören, der mit seinem Opferleben und Opferverdienste, erlösend und erneuernd, immerdar in unsrer Mitte weilt, bis an das Ende der Tage.

XII.

Lichtsucht und Lichtscheu.

„Zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen, auf daß die Nichtsehenden sehen, die Sehenden aber blind werden.“ (Joh. 9, 39.)

Ein alter Sinnspruch lehrt: „wer gegen seine Seele sündigt, wird der herben Reue nicht entgehen, und wer an der Bosheit sich erfreut, den wird die Schmach der Verurtheilung treffen.*) Uebereinstimmend mit diesem Spruche ist die Bemerkung aus einer neueren Zeit: daß Alles zu verstehen und zu verzeihen ist, nur Bosheit nicht. Mögen nämlich die menschlichen Handlungen noch so verkehrt, thöricht und launenhaft erscheinen, so werden sie doch größtentheils aus der Gebrechlichkeit und dem innern Zwiespalt der Menschennatur erklärbar, und sind darum zur Noth noch verzeihlich, sofern es an der Reue und am Streben zum Bessern nicht fehlt; starre und abgeschlossene Bosheit hingegen ist nicht zu verstehen, weil sie weder einen natürlichen noch vernünftigen Grund hat; sie ist auch nicht zu verzeihen, weil die wesentlichste Bedingung

*) Eccli. 19, 5.

dafür mangelt: die Wendung der gänzlich verkehrten Richtung des Willens.

Daraus nun erklärt es sich, warum der Herr so oft auf die Warnung zurück kam, daß Denjenigen, die in solcher Selbstverstockung sich verhärten, an seiner Gnade kein Antheil gegeben sei. In diesem Sinne sprach er: „nicht die Gesunden (die für gesund sich halten) bedürfen des Arztes, sondern die Kranken," die nämlich ihr Uebel weder verkennen noch verhehlen, und nach dem Helfer von oben verlangen. Deutlicher noch hat er bezeugt, daß er nicht gekommen sei, die Gerechten zu rufen, die nämlich in ihrem Dünkel sich selber edel und trefflich wähnen, sondern die Sünder, die aus eigenem Verdienste sich nicht gerechtfertigt wissen. Und ganz in derselben Beziehung dankte er seinem Vater, daß es diesem wohlgefällig, d. h. daß es der göttlichen Willensheiligkeit und dem Verhalten der Menschen zu ihr entsprechend gewesen sei, die Thatsachen des Heils, die herrlichen Gaben seiner Liebe den vermeintlich Weisen, Scharfsinnigen und Stolzen zu verbergen, und sie nur den Kleinen zu offenbaren.

Während nun einer dieser Kleinen, der von der Blindheit geheilte Jünger, gläubig und anbetend vor ihm die Knie beugte, hatten sich außerhalb des Kreises seiner Jünger mehrere Schriftgelehrte und Gesetzkundige versammelt, die es nicht unterlassen konnten, an diesem Vorgange durch halblaute Bemerkungen und verächtliche Geberden ihr scheinheiliges Mißfallen kund zu geben. Diese hochmüthigen und ungelehrigen Meister Israels mit dem neu erworbenen Jünger vergleichend, der so freudig die Wahrheit aufgenommen, sprach der Herr jene

oft wiederholte Mahnung, deren wir eben gedacht, in einer neuen bildlichen Form aus, die er der leiblichen Blindheit des Geheilten entlehnte. „Zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen, damit die Nichtsehenden sehen, und die Sehenden blind werden."

Fragt es sich nun um die Bedeutung dieser Worte, so könnte man bei flüchtiger Prüfung versucht sein, etwas Anderes hinein zu legen, als sie sagen wollen, zumal wenn die Zwiesprache mit den Pharisäern nicht gehörig erfaßt wird. Diese letzteren nämlich, die den Sinn der Rede gar wohl begriffen, und sich davon getroffen fühlten, nahmen jetzt ihrerseits das Wort, und fragten entrüstet: sind etwa auch wir die Blinden? sind Wir es, welchen diese Anspielung gelten soll? Darauf erwiederte der Herr: „wenn ihr blind wäret, so hättet ihr keine Sünde, nun aber sagt ihr: wir sehen und darum bleibt euere Sünde." Dieß wird nun häufig so verstanden, als hätte der Herr damit gemeint: wenn ihr des Gesetzes und der Propheten unkundig, mit den Lehren der Schrift, mit der Offenbarung des göttlichen Willens gänzlich unbekannt wäret, so würde euere Unwissenheit euch entschuldigen. Allein der Ausdruck: „weil ihr euch als Sehende (als Schriftkundige und Gottesgelehrte) rühmt, so bleibt eure Sünde," läßt das Ungenügende dieser Auslegung erkennen;*) indem aus derselben die Folgerung sich ableiten ließe, daß die Unwissenheit oder geistige Blindheit, die doch ihrerseits sowohl eine Wirkung als eine neue Ursache der Sünde

*) Maier Comment. II. 214.

darstellt, dem Gottlosen zur Entschuldigung oder Rechtfertigung gereichen könne.

Der echte Sinn jenes Ausspruches ist daher in den früher erwähnten Stellen zu suchen, die mit anderen Worten und Bildern ganz dasselbe bezeichnen. Wie die Gesunden keines Arztes bedürfen, so die Gerechten keines Mittlers und Erlösers. Da die Weisen und Klugen oder Scharfsinnigen, die nämlich bei sich selber dafür gelten, nach keiner anderweitigen Belehrung verlangen, so wird diesen Erleuchteten und Hellsehenden ihr eigenes Licht und ihre Sehkraft genügen; sie werden aus dem Wahne einer hochmüthigen Selbstüberschätzung, aus dem Helldunkel eines sehr unvollkommenen Selbstbewußtseins nicht heraus kommen. Als Nichtsehende hingegen, welche sehen, bezeichnet der Herr die Nämlichen, die er anderwärts die Armen im Geiste genannt hat, die nämlich auf ihre Weisheit nicht stolz sind, und die selbst im Besitze vieler Kenntnisse, die sie im Gebiete der Natur, der Geschichte und der Religion sich erworben, doch nicht vergessen, daß sie bei allem dem noch der Erlösung von Schuld und Tod, und eines Mittlers bei Gott bedürfen. Diese nehmen das Licht der Menschenwelt, Christum, willig und freudig an, und werden dadurch Sehende in voller geistiger Bedeutung.

Ihnen entgegen gesetzt sind, wie die Selbstgerechten, so auch die Wissensstolzen, die an ihrer Menschenweisheit, sie möge nun mit Natur- und Geschichtskenntniß, oder mit der Lehre vom absoluten Begriffe, von Atomen und Moleculen gerüstet sein, ein volles Genüge finden, und darüber die Gottesfurcht und die Aufgaben des geistigen

Lebens verabsäumen, das Evangelium verachten, und es den Geringen und Unwissenden überlassen. Diese verschließen ihr Auge dem Lichte und Leben der Menschheit, und während sie als die vorzugsweise Sehenden gelten wollen, erscheinen sie als Blinde, die mitten im Sonnenlichte der Gnade von den Thatsachen des göttlichen Heiles nichts wahrzunehmen versichern.

Daraus ergibt sich nun auch das Verständniß für die Antwort des Herrn an die Schriftgelehrten. Wenn ihr euere Krankheit, euer geistiges Elend fühltet, würdet ihr nach dem Arzte und seiner Hülfe euch sehnen und Heilung finden; „wenn ihr blind wäret,“ und die innere Finsterniß eines Geistes, auf dem die Huld Gottes nicht ruhet, so schmerzlich empfinden würdet, wie dieser Blindgeborne hier die körperliche Blindheit empfand, so würdet ihr durch den Glauben an den Erlöser zur Rechtfertigung gelangen, und so von der Sünde befreit werden. Nun aber, da ihr euch für Sehende haltet, als ob ihr im Besitze des Lichtes und der Weisheit wäret, verblendet euch der Hochmuth dergestalt, daß ihr der Gnade Gottes den Eingang in euer Herz versagt, und sein offenbares Werk nicht anerkennt; darum bleibt ihr unter der Macht der Sünde; und wenn ihr an mich nicht glaubet, werdet ihr in euren Sünden hinsterben.*)

Genau so, wie es der Herr als das Auge, der Prophet und Richter der Menschheit, bei diesem Anlaß ausgesagt, geht die freie Selbstbestimmung oder Entscheidung, die zu einer Scheidung führt, durch die Weltgeschichte

*) Joh. 8, 24.

fort. Die Armen, die ihre Dürftigkeit fühlen, nehmen das Evangelium an; die sich ihrer Blindheit bewußt sind, indem sie anerkennen, daß sie nur im göttlichen Lichte und Leben aus der Finsterniß des vereinsamten, hülflosen Daseins zur wahren Lebensfülle gelangen, kommen freudig zum Lichte des rechten Glaubens und Wissens. Diejenigen hingegen, die sich unter die bevorzugte und erlesene Schaar der Sehenden zählen, weil sie entweder als vermeintlich Gläubige die Vernunft und Wissenschaft hassen, oder als eingebildet Vernunftweise und Wissende den Glauben verachten, sind jedenfalls, in der einen oder andern Beziehung, unter die Blinden zu rechnen. Und da von dieser Verblendung das Gericht der Welt bedingt wird; so wollen wir zuerst den blinden Glauben, das blinde Wissen und das blinde Herz, sodann das Gericht betrachten, das vom Erleuchter und Richter der Welt über die Sehenden und Blinden ergeht.

* * *

Ein zu seiner Zeit nicht unberühmter Mann, Jacopo Caviceo, der als Rechtsgelehrter in Ferrara lebte, ward einst von einem Schwätzer belästigt, der über die unsichtbaren und übersinnlichen Dinge viel leeres Gerede vorbrachte. Caviceo fiel ihm endlich ins Wort, und sprach: höre einmal Mich an, denn ich muß dir ein Räthsel aufgeben, woran du deinen Scharfsinn üben kannst. Was für ein Geschöpf ist so beschaffen, daß es nichts sieht, sobald es aber zu sehen anfängt, nicht mehr vorhanden ist? Und da dem Gefragten die Lösung zu schwer

erschien, wollte er ihm dieselbe nicht vorenthalten. Dieß Geschöpf, so belehrte er ihn, bist du selber. Denn der Blinde, sobald er zu sehen angefangen, ist eben kein Blinder mehr; und sofern du die Augen öffnen wolltest, um dich selber kennen zu lernen, so würde wohl noch, mit Gottes Hülfe, ein ganz erträglicher Mensch aus dir werden! So rügte der kluge Mann die selbstgefällige Scheinweisheit, die weder von irdischen noch geistigen Dingen etwas Rechtes zu erfassen vermag, weil ihr der Grund alles Wissens und Erkennens mangelt: das Wissen um das eigene Sein und Denken in seiner Abhängigkeit und Begrenzung; darum auch diese ganz äußerliche zerstreuende und eitle Richtung überwunden werden muß, wenn die echte Lebensweisheit Raum gewinnen soll.

In diesem Sinne nun hat der Herr bezeugt, daß die herrlichen Werke der von Gott ausgehenden, erleuchtenden und neu gestaltenden Liebe den Weisen und Klugen fremd und unerkannt bleiben; und zwar nicht etwa aus der Ursache, weil sie ihre Geisteskräfte der großen Wissenschaft der Natur, oder weltlich irdischen Angelegenheiten widmen, was an sich eben so nothwendig als rühmlich sein kann, sondern insofern sie mit ihrer Klugheit lediglich nur eigensüchtige Zwecke verfolgen, und ihr Wissen, das doch jedenfalls nur Stückwerk bleibt, und weder zum Schaffen noch zur Selbstbeseligung vordringen kann, schon als die volle Verherrlichung des Menschen ansehen, ohne seiner innern Lebensnoth und seiner höhern Bestimmung zu achten.

Von dieser Thatsache gibt auch der Apostel Zeugniß, der in seinem rastlosen Eifer für das Evangelium, mit den Wissensstolzen der Synagoge sowohl als der griechischen Sophistenschulen so herbe Kämpfe zu bestehen hatte. „Das Lehrwort vom Kreuze, sagt er, erscheint zwar Jenen, die (in Folge ihres Unglaubens) verloren gehen, wie eine Thorheit; uns aber, die (im lebendigen Glauben) selig werden, ist es die Kraft Gottes.“ Und nachdem er der prophetischen Stelle bei Isaias erwähnt, daß Gott die Weisheit der vermeintlich Weisen, die selbstische Klugheit der Schlauen zu Schanden machen werde, zeigt er zum anschaulichen Beispiele auf jene heidnischen Weltweisen und jüdischen Schriftkundigen hin, aus deren verkehrten Ansichten und Satzungen nur Heuchelei, Naturdienst, Aberglauben und unsittliches Leben entsprossen sei, wodurch sie das Siegel der Verworfenheit an der Stirne tragen. „Wo bleibt der Weise, wo der Schriftgelehrte, wo der Forscher der sichtbaren Welt? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt als Thorheit offenkundig gemacht?“ *)

Es wird aber mit diesen Worten die falsche Weisheit oder die verblendete Vernunft nach einer dreifachen Richtung bezeichnet, deren jede auf einen verderblichen Abweg führt. Mit der Frage: „Wo ist der Weise?“ deutet der Apostel auf die fantastischen, und mitunter aberwitzigen Weltweisen und Mystosophen seines Zeitalters. Die Frage: wo ist der Schriftgelehrte?“ zeigt auf die Pharisäer, die Meister des Gesetzes in seinem

*) 1. Cor. 1, 18—20.

eigenen Volke, die Christus als blinde Führer und zugleich Führer der Blinden geschildert. Mit der Frage endlich: wo ist der Forscher dieser Sinnenwelt?" meinte er, wie kaum zu bezweifeln, jene Gelehrten seiner Zeit, die nicht sowohl mit übersinnlichen oder metaphysischen und religiösen Doctrinen, als vielmehr mit weltgeschichtlichen Thatsachen, so wie mit den Gebilden, Vorgängen und Gesetzen der Natur oder Körperwelt sich beschäftigten. Es wird deßhalb keine fruchtlose Mühe sein, sie der Reihe nach etwas näher anzusehen, und ihr Verhalten gegen die Heilswahrheit der Offenbarung zu beachten.

Was fürs erste die Weisheit der Schriftgelehrten anbelangt, so war sie nach ihrer Quelle und ihrem noch unverfälschten Inhalte immerhin eine ehrwürdige zu nennen, indem sie die Kenntniß des wahrhaften, unsichtbaren Gottes und seines sittlichen Gesetzes, sowie die geschichtlichen Führungen seiner erlösenden Vorsehung umfaßte, die in dem kommenden Messias sich vollenden sollten. Als Lehrer und Lenker eines Volkes, welches zum Träger dieser reinen Gottesidee und Verheißung bestimmt war, und das, nach einem bekannten neuern Ausspruche*), in der Weltgeschichte „das Volk des Geistes" darstellte, waren die Schriftkundigen vor allen Andern berufen und (theoretisch) befähigt, in Jesu den Christ oder Gesalbten Gottes zu erkennen, wie er ihren Vätern angekündigt worden. Als Augenzeugen seines himmlischen Wandels, seiner wunderbaren Wirksamkeit,

---

*) Wiewohl freilich nicht im Sinne der Geschichte des positiven Christenthums.

vermochten sie nicht, diese zu läugnen; allein der Eindruck, den sein ganzes Erscheinen auf sie machte, zeigte sich darin, daß sie für die Fortdauer ihres Ansehens und Einflusses fürchtend, angstvoll mitsammen beriethen: was beginnen wir (um unsre bisherige Stellung zu behaupten), da dieser Mensch so viele Wunderzeichen wirkt?"

Genau so wiederholte es sich, als nach schon vollendeter Begründung der Kirche des neuen Bundes, das sichtbare Haupt derselben den Lahmen an der Tempelpforte, und zwar im Namen Jesu geheilt hatte. Wiederum fragten sie einander, in Bezug auf Petrus und Johannes: „was sollen wir mit diesen Menschen beginnen? Durch sie ist ein Wunder gewirkt worden, das allen Einwohnern Jerusalems zur Kenntniß gekommen; es ist viel zu offenbar, und wir sind außer Stande, es zu läugnen!" **) Sie vernahmen also das Wort, sie fühlten sich durch die Zeugnisse, die aus den Werken göttlicher Machtfülle hervor leuchteten, überwiesen; dennoch verweigerten sie ihre Zustimmung; sie beriethen sich zwar darüber, was für Maßregeln nun zu ergreifen wären, allein als die eigentliche Lebensfrage galt ihnen nicht der Glaube an Christum, das eigene geistige Heil, sondern die Aufrechthaltung des armseligen Glanzes und der geringen Macht, die ihnen noch übrig geblieben.

Wenn nun diese vorzugsweise zum Glauben Berufenen, die überdieß die Werke Christi und der Apostel vor Augen sahen, dennoch, weil der Glaube eine That

*) Joh. 11, 47.

**) Apostelg. 4, 16.

des selbstständigen Geistes und folglich frei ist, so widerspenstig sich benehmen konnten: wie leicht ward es vollends den Fernen und Auswärtigen, solchen Thatsachen die Zustimmung zu versagen, von denen sie erst durch die Verkünder des Evangeliums, oder auch nur durch Gerüchte und verfälschte Nachrichten Kenntniß bekamen, ohne sich um gründliche Belehrung zu kümmern! Und so gelangen wir zu den Reihen der spätern Glaubensgegner, die mit all' ihrem Scharfsinne die Wahrheit nicht erkannten; insbesondere zu jenen heidnischen Weltweisen, die seit den ersten christlichen Jahrhunderten als Nachäffer der Apostel unter den Völkern umher zogen, und die trostlosen Wirren jener Zeit benützten, um die Menschen mit schwülstigen Reden und geheimnißvollen Versprechungen an sich zu ziehen, als ob bei ihnen allein Weisheit und Seligkeit zu finden wäre.

Unter diesen Meistern der Lüge ragten einige Wenige hervor, die sich entweder dadurch auszuzeichnen wußten, daß sie ihre glänzenden Gaben zum Trug mißbrauchten, oder die Grundsätze der stoischen und Platonischen Schulen fortbildeten. Zu den ersteren gehörten Musonius und Apollonius von Thyana, zu den letzteren Epiktet; in einer spätern Zeit folgten Plotin, Porphyrius, Celsus, denen auch Kaiser Julianus sich anschloß. Damit aber diese Generation eigentlicher W e l t weisen, welche die Welt als die Erscheinung Gottes, und Gott als das Wesen der Welt betrachten, nicht aussterbe, dafür war stets durch die Herrschaft des Naturbewußtseins oder des Begriffs über den Geistesgedanken, die immer wieder von neuem hervor tritt, nur allzureichlich fürgesorgt.

Nicht umsonst haben die Hellenen ihrer Weisheitsgöttin, Pallas Athene, die Eule zugesellt und geheiligt; wahrscheinlich weil diese die Einsamkeit liebt, die Nächte durchwacht, in der Dunkelheit sieht, und somit an den Denker erinnert, der in stiller Zurückgezogenheit mit dem, was verborgen ist, nämlich mit dem Grunde der Erscheinungen, mit dem Wesen der Dinge sich beschäftigt. Daß jedoch dieses Sinnbild auch seine Kehrseite habe, zeigt sich nicht allein darin, daß der gemeine Kauz und Uhu nur bei Nacht hinlänglich sehen, während sie das volle Tageslicht nicht ertragen, sondern weil auch die edle Eule der Minerva d. h. die Philosophie des Heidenthums und des träumerischen Naturdenkens, an gleicher Tagesblindheit leidet; sofern nämlich der Tag, als volles Licht der geistigen Gottes- und Selbstkenntniß, in demselben Sinne verstanden wird, in welchem der Apostel davon redet.

Seit der Auferstehung des Herrn und der Sendung des heiligen Geistes war die Nacht vorüber gegangen, der neue Tag schon angebrochen; vor dem herrlichen Lichte des Evangeliums mußten die Finsternisse der Abgötterei und der Unsitte weichen. Die eitlen Sophisten jedoch, die den alten Dienst der Mutter Isis nicht aufgeben wollten, benahmen sich um nichts besser, als die im Geiste erstorbenen Schriftkundigen der Synagoge; sie traten dem Christenthume mit der gehässigsten Feindschaft entgegen, meist ohne vorläufige Bemühung, mit seinem geistigen Inhalte sich bekannt zu machen; denn „das Licht leuchtet zwar in den Finsternissen, diese aber haben es nicht ergriffen.“ Da sie den ewigen Urheber

aller Dinge, den sie an der Schöpfungswelt mit innerer Nothwendigkeit erkannten, dennoch nicht als ihren unbedingten Gebieter verherrlichten, und nicht Ihm, dem Schöpfer, sondern den Geschöpfen sich hingaben, vertauschten sie die Wahrheit Gottes mit der Lüge, und verfielen, von der Uebermacht ihrer Begierlichkeit beherrscht, in den Pfuhl der Laster und Lüste; und obwohl sie in dem innern Zeugnisse ihres Gewissens die Gerechtigkeit Gottes kannten, wollten sie doch nicht einsehen, daß Alle, die so handeln, den ewigen Tod verwirken.*)

Wenn der Apostel in dieser, hier nur theilweise angeführten Schilderung ein grauenvolles Bild des Zustandes entwirft, worin zu seiner Zeit die Völker versunken waren, wie dieß auch die gleichzeitigen heidnischen Autoren bestätigen, so entwickelt er darin zugleich den Ursprung sowohl als das Wesen der heidnischen Religionsformen, obwohl man diesen letzteren hie und da, seltsam genug, die Ehre erwiesen hat, sie trotz ihrer gründlichen Verkehrtheit als Vorstufen zum Christenthume, und somit wohl gar zur Erlösung und Heiligung anzurühmen. Aus der Art, wie der Ursprung des Heidenthums in jenen Worten dargestellt wird, ergibt sich, daß dasselbe keineswegs einer uranfänglichen, als Folge der Urschuld entstandenen Verfinsterung des Geistes, sondern einer spätern Verfinsterung des Herzens zugeschrieben wird, die erst in Folge der zunehmenden persönlichen Verschuldung eintreten konnte. Die Kinder des in Adam zerrütteten Geschlechtes konnten, als geistig

*) Röm. 1, 18—32.

freie Wesen die Unendlichkeit des unsichtbaren Gottes und die Heiligkeit seines Willens um so weniger verkennen, je gewisser sie seine Offenbarung im Zeugnisse ihres eigenen Bewußtseins und Gewissens vorfinden mußten. Je mehr sie aber, dem Sinnenleben fröhnend, das ewige Sittengesetz verachteten, desto gewaltiger erhob sich die Naturmacht über ihr geistiges Denken und Leben, bis sie dem Geiste als absolute oder göttliche Macht sich aufdrang; worin eben das Wesen alles Heidenthums als die unbedingte Uebertragung einer ungöttlichen Lebensform auf die Gottesidee von jeher bestand und noch besteht.

Wie nämlich der menschliche Geist sich selbst als das Ursächliche seiner Erscheinungen oder seines Denkens und Wollens erkennt, so muß er auch eine unbedingte Ursache, oder einen absoluten Urheber sowohl seines eigenen, als der übrigen bedingten Wesen, mit einem Worte: eine göttliche Urkraft denken, und es handelt sich nur darum, wie er nach Maßgabe seines sittlichen Zustandes dabei verfährt. Erkennt er Gott als den Heiligen, also persönlichen, selbstbewußten und wissenden, so betrachtet er die gesammte sichtbare Welt, mit Inschluß der Menschheit, als Werk und Schöpfung Gottes, oder, was dasselbe ist, als den wesenhaften Ausdruck eines göttlichen Gedankens. Erfaßt er hingegen die Gottheit nur als eine unpersönliche und bewußtlose Macht, so wird er an der Welt, mit Inschluß seiner selbst, nichts anderes als die Erscheinung, Sichtbarwerdung und Verkörperung jenes verborgenen absoluten Grundwesens sehen. So trat bei den Heiden in dem

Maße, als sie in der sittlichen Freiheit und daher in der eigenen Persönlichkeit verkümmerten, der Pantheismus in der Form der Naturvergötterung hervor. Diese Form aber konnte um so rascher und abenteuerlicher sich durchbilden, je gewaltiger die Natur, in der unermeßlichen Fülle und Mannigfaltigkeit ihrer Entwickelung, in ihrer zeugenden, umstaltenden und zerstörenden Wirksamkeit dem Menschen wie eine schaffende Macht entgegen tritt, während doch all dieser Wechsel von Werden und Vergehen nur aus der steten Entzweiung und Veräußerung (Emanation) ihres Wesens hervor geht.

Von dieser Anbetung der zeugenden und zerstörenden Naturpotenzen, wie sie noch jetzt vorzugsweise bei den zahlreichen Anbetern des Shiwa und der Maja in Hindostan, sowie bei den aztekischen und Negerstämmen vorherrscht, mußten die gebildeteren Völker, selbst abgesehen vom Einflusse des Christenthumes, in dem Maße zurückkommen, als das reifere Denken die Spiele der kindlichen Fantasie verdrängte. Das Uebel ward jedoch dadurch nicht verringert, daß die Menschen jetzt anfingen, die göttlichen Ehren, die sie vordem der Natur erwiesen, nunmehr ihrem eigenen Geiste zuzuwenden, und diesen als das Prinzip des allgemeinen und besonderen Lebens auf den Thron des absoluten Urgrundes zu erheben.

Von einem bekannten fürstlichen Herrn, der freilich kein Schul- und Fachgelehrter war, nämlich von Stephan Bathori ist es aufbehalten, daß er zu sagen liebte: Gott habe sich drei Dinge vorbehalten, die einzig ihm allein zukommen, und zwar: aus Nichts etwas zu machen oder

zu schaffen, das Zukünftige zu schauen, und über das Gewissen der Menschen Macht zu üben, während die irdischen Gebieter mit der bloß äußerlichen Herrschaft sich bescheiden müssen. Immerhin läßt sich dazu bemerken, daß jener Fürst sich schwerlich kürzer, wohl aber richtiger hätte ausdrücken können. Denn dieß sogenannte Nichts, aus welchem Gott die Welt erschaffen, soll nur bedeuten, daß es keine mit Gott gleich ewige Urmaterie gibt, und man will damit eigentlich nur dasjenige bezeichnen, was keine ewige Wirklichkeit außerhalb Gottes hat, wiewohl es als Gedanke Gottes (als innere und bloß formale Wirklichkeit) voraus gesetzt werden muß.*) Dieser Gedanke kann kein anderer sein, als von dem, was Gottes Wesen nicht ist, und was erst durch seinen heiligen und allmächtigen Willen äußerlich verwirklicht wird.

Die andere Berichtigung des angeführten Ausspruchs ist diese: daß Gott nicht über das Gewissen des Menschen, sondern im Gewissen und durch dasselbe die innere Herrschaft übt, da es die rettende aber auch richterliche Macht des Logos ist, die in demselben sich bezeugt. Im übrigen umfaßt der einfache Sinnspruch das Wichtigste von dem, was der Mensch von Gott, als seinem Schöpfer und Erlöser, erkennen und beherzigen soll, während die negative Weisheit, ähnlich wie der apokalyptische Drache das Weib in der Wüste, die Kirche verschlingen,

---

*) Schon der heilige Anselmus setzt an die Stelle dieses Nichts die Form der Dinge im göttlichen Gedanken, die ihrer Setzung oder äußern Verwirklichung voran geht.

und allen Inhalt der Religion in den Fluthen ihrer Dialektik auflösen und fortschwemmen möchte*); was ihr jedoch so wenig als je vorher gelingen wird. Denn immer noch besitzt das Weib in der Wüste die beiden Adlerflügel, um sich zur Gottheit empor zu schwingen, in den beiden Geistesgedanken der Bedingtheit und Beschränktheit des Endlichen; und noch immer wie dort, öffnet sich die Erde, um die Ströme einer Weisheit wieder zurück zu nehmen, die, weil sie aus der Quelle des Naturbegriffes hervor schäumen, auch nur dem Kreislaufe des Naturlebens angehören.

So weit es aber diesen Fluthen gelungen ist, den Boden des positiven Glaubens zu unterwühlen, haben die Wahrheiten, die wir so eben in ihrem schlichtesten Ausdrucke vernommen, wenn auch nicht das übliche Gewand, doch den wesentlichen Inhalt verloren. So ist das Wort von der Schöpfung, das immer noch gebräuchlich, eine leere Redensart geworden, die man daher auch ganz unbedenklich, in echt Brahmanischer Weise, auf die zeugende Naturkraft anwendet. Denn man erfaßt die beiden Lebensprincipe des erschaffenen Welltalls: Geist und Natur, nicht mehr als Werke Gottes, die durch seinen heiligen Willen in die äußerliche Wirklichkeit gesetzt worden, sondern als Entfaltungen seines eigenen Wesens; wobei nur der Naturbegriff, mit den Gegensätzen des Allgemeinen und Besondern, des Centrums und der Peripherie, auf das Verhältniß Gottes zur Welt angewendet wird. Einer solchen Ansicht muß auch die Frage:

*) Offenb. 12, 13—16.

ob Gott das Künftige voraussehe, völlig unnütz erscheinen, weil ja nach ihr Gottes Wesen und Sein in unaufhörlicher Bewegung oder Weltwerdung zur Wirklichkeit der Dinge sich entwickelt, und folglich der Inhalt dieser seiner Lebensentfaltung auch zugleich den Inhalt seines Wissens bildet.

Aus demselben Grunde könnte dann auch Gottes Herrschaft im Gewissen nichts Größeres bedeuten, als das Bewußtwerden Seiner selbst im menschlichen Geiste und die Anschauung von den Gegensätzen des Guten und Bösen, die gleichfalls wieder wie Allgemeines und Besonderes oder Selbstisches zu einander sich verhalten würden. Je folgerechter dieß Alles durchgeführt wird, desto mehr muß die wesentliche Unterscheidung zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, und mit ihr alle und jede Religion als eine bloße Selbsttäuschung erklärt und abgefertigt werden. Das Jenseits taucht dann, weil es nur als Spiegelbild am duftigen Horizont des Halbdenkens erscheint, im Zeitenstrome des absoluten Diesseits unter; die Menschheit wird von der alten Knechtschaft der Vorurtheile, von kindischer Furcht, vom Joche der Priesterkaste erlöset; vor dem Lichteffecte des absoluten Begriffes muß das Licht des Evangeliums erbleichen und schwinden; und so ist dann endlich aller Welt geholfen, und ihr Friede befestigt.

Als der berühmte Mystagog und Christenfeind Plotinus auf dem Sterbebette lag, sagte er zu seinen Schülern: ich bin eben jetzt bemüht, den Gott in mir zu der Gottheit im Universum zurückzuführen. Zufällig geschah es dann, daß im Augenblicke, da er verschied, eine Schlange

unter dem Bette hervor schlüpfte, und durch eine Wandöffnung verschwand; diese galt nun den Schülern als der vereinzelte oder verinnerte und wieder ins göttliche Allgemeine, in die große Weltseele zurückkehrende Plotinische Gott. Seine jetzigen Jünger, die wie billig den Meister weit überragen, bedürfen bei der durchsichtigen Reinheit oder Leerheit ihres Begriffsdenkens solcher Bilder nicht mehr; mit der Scheu vor der alten Schlange ist ihnen auch der Glaube an den Schlangentreter abhanden gekommen. Ihnen ist das Weltall selbst, oder das Allgemeine, das immerfort ins Einzelne aufgeht, und aus diesem wieder in sich zurückkehrt, der große ewige Schlangenzirkel, und der Tod des Menschen schlechthin ein Aufgenommenwerden und Verschwinden des Einzelnen im Ein und All.

Kann man nun annehmen und voraussetzen, daß alle Diejenigen, die solchen Lehren anhangen, mit dem Grunde oder Prinzipe derselben vertraut sind? Besitzen sie eine Kenntniß davon, daß dieses Prinzip in nichts anderem bestehe als in der Verwechslung Gottes mit der Natursubstanz, wobei der Naturbegriff das geistige oder ideelle Denken überwältigt? Haben solche Nachbeter jemals der Arbeit sich unterzogen, die Gedanken, die man ihnen als Frucht des Lichtes verkauft hat, mit eigener Bemühung nachzudenken, um so, nach der Mahnung des Apostels Johannes, die Geister zu prüfen, ob sie aus Gott seien, oder um den Weg zu erforschen, auf welchem man zur Läugnung der Persönlichkeit Gottes gelangt? Nichts weniger als dieß. Es geht damit noch immer so, wie es Coelius Rhodiginus von einem barbarischen Volke berichtet.

Ein Jüngling aus diesem Volke, auf dessen Namen es hier nicht ankommt, hatte eine Zeitlang in Athen sich aufgehalten, um die philosophischen Schulen zu besuchen, dort aber so viel anderweitige Unterhaltung gefunden, daß die ganze Gelehrsamkeit, die er sich erworben, in der Kenntniß einiger griechischen Buchstaben bestand. Dieß machte jedoch dem Rufe, der ihm in seine Heimat voran gegangen, so wenig Eintrag, daß er daselbst mit großem Beifalle begrüßt und dem Prätor selbst, der ein gelehrter Grieche war, vorgezogen wurde. Als nun dieser letztere einmal zu dem versammelten Volke redete, und die Rohheit und Unsitte desselben rügte, trat der Jüngling voll stolzen Selbstgefühls aus den Reihen hervor, als wollte er seine Landsleute gegen diese Vorwürfe vertheidigen, und schrie mit einer Stentorstimme die Namen der Buchstaben, die er im Gedächtniß behalten, dem Prätor ins Angesicht. Nicht ohne Verwunderung horchte dieser der Entgegnung, die so seltsam mit Alpha, Betha, Gamma begann, und schwieg in gerechter Erwartung dessen, was der neue Tribun noch ferner sagen würde. Das Volk aber, welches sich das Schweigen des Prätors ganz anders erklärte, und ihn für völlig besiegt hielt, erhob ein gewaltiges Geschrei, und führte den albernen Redner im Triumph nach Hause.

Wenn Blinde von blinden Führern sich leiten lassen, was bekanntlich keinen guten Ausgang nimmt, so haben sie eben, weil sie selber blind sind, keine Kunde davon, daß ihre Führer an dem nämlichen Gebrechen leiden. Sie folgen ihnen also im blinden Glauben, im unmittelbaren Fürwahrhalten dessen, was sie von ihnen vernommen,

ohne dafür eine bessere Bürgschaft zu besitzen, als die grundlose Bewunderung, die sie vor der Geisteshöhe und Bildung ihrer Meister hegen, und ohne einem andern Beweggrunde zu gehorchen, als dem Zuge einer ähnlichen Gesinnung. Die Arbeit des eigenen Denkens ist wohl den Wenigsten genehm; sie haben jedoch gleich jenem Jüngling aus den Schulen von Athen, aus den philosophischen Doctrinen, bei denen sie gelegentlich vorübergeschlendert, einige Schlagworte der Dialektik aufgefangen, die sie zwar selber nur zur Noth verstehen, doch aber so anzuwenden wissen, daß sie andere noch minder unterrichtete Leute damit in Staunen versetzen.

Wenn demnach die Vernunft nicht selten dadurch von der Tagesblindheit befangen wird, daß sie im Dämmerungs- oder Mondlichte des Naturbewußtseins so lange verweilt, bis sie die Tageshelle des geistigen Wissens und Gewissens nimmer recht verträgt, von jedem positiv christlichen Worte verletzt und beleidigt wird, und vom wesenhaften Unterschiede des Gottes- und Menschengeistes, so wie des erschaffenen Geistes und der erschaffenen Natur nichts mehr wissen will, so findet diese blinde, dem Evangelium feindselige Wissenschaft überall viel blinden Glauben; wie das eben die Sitte der Welt ist, allem und jedem, was Aufsehen erregt, was von hervorragenden Leuten als Ton angegeben, und zur Mode erhoben wird, unbedingt Beifall und Nachahmung zu widmen. Sollte es nun wohl völlig in der Ordnung sein, diesem blinden und eitlen Weltglauben gegenüber, auch dem blinden Glauben im christlichen Sinne noch ferner das Wort zu reden? Versteht man darunter im Allgemeinen die Un-

mittelbarkeit und die Bereitschaft des christlichen Gehorsams, so ließe sich diese so treffliche Tugend wohl noch anders bezeichnen, ohne daß man nöthig hätte, auf einen so gehässigen Beinamen ein besonderes Gewicht zu legen. In einer Zeit, wo der menschliche Geist im einseitigen Uebermuthe über Alles entscheiden, und keine andere Autorität als sich selber anerkennen will, kann es nicht nützlich und ersprießlich sein, den Widerstand eben so sehr auf's Aeußerste zu spannen, und jede Berechtigung des Geistes, die ihm Gott in der Persönlichkeit gegeben, ihm abzusprechen. Wer einzig nur für den blinden oder unmittelbaren Glauben eifert, der befestigt nur noch mehr die unheilvolle Meinung, die zwischen Vernunft und Offenbarung einen unversöhnlichen Widerspruch annimmt.

Es ist daher auch die Thatsache nicht zu übersehen, daß wir in einer Zeit leben, in der es der Vernunft nicht viel besser geht als dem Glauben. Aehnlich wie dieser von angeblichen Vernunftmännern und Denkern angefeindet und verachtet wird, eben so auch die höhere Thätigkeit der Vernunft von anderen Ungläubigen oder Glaubenslosen, bei welchen also Philosophie und Offenbarung ein gleiches Geschick haben. Am gewöhnlichsten geschieht das von Seiten jener Empiriker, die der Apostel in der oben angeführten Stelle von den Weltweisen und Schriftgelehrten unterscheidet, und als Erforscher dieser sichtbaren Welt bezeichnet, indem sie vorzugsweise, ja ausschließlich, mit den Zahlen, Maß und Gewichten, den Stoffmischungen und anderen Verhältnissen der materiellen Welt sich beschäftigen.

Diese fleißigen und sinnreichen Forscher der Naturerscheinungen, von der Sternenkunde bis herab zur

Mikrochemie und zur Beobachtung der Infusorien, sind zwar in ihren bewundernswerthen Erfolgen um so glücklicher, je genauer sie an den Grundsatz Newtons sich halten: daß man in den Vorgängen der Natur den Versuchen und der Beobachtung glauben müsse, wenn auch der Grund derselben noch nicht erkannt werde. Wenn sie jedoch über ihr Gebiet hinaus greifen, ihren Erkenntnißkreis zum einzigen und allumfassenden ausdehnen, das ganze Streben der Menschheit auf das Naturgesetzliche, der irdischen Wohlfahrt Förderliche hinwenden, und alle Fragen über den Urgrund der Welt, über Religion, Offenbarung und Fortdauer als dem Menschen verborgene und nutzlose mit Geringschätzung abweisen, so verletzen sie dadurch die höchsten Güter des Menschenlebens, da sie die Rechte des geistigen Glaubens wie des geistigen Denkens in gleichem Grade mißhandeln. Indem sie das höhere Denken verachten, vergessen sie dabei nur, daß für ihre Naturbeobachtungen ihr eigenes Selbstbewußtsein die Voraussetzung bildet, und daß schon der Name Natur, welche die Eine Ursache der Vielheit der Körperwelt bezeichnet, als Ausdruck einer Idee nur vom denkenden Geiste gefunden wird. Wenn sie dann auch den Thatsachen des christlichen Glaubens die Achtung versagen, so läugnen sie damit die Wahrheit, daß der Mensch nicht bloß der Natur, sondern auch der Geisterwelt, und über alles Gott angehört, daß also zwar die Naturkunde ihn belehren, von der Rohheit befreien und geistig wie leiblich bereichern, aber nicht sittlich erlösen und ewig beseligen könne; eine Wahrheit, die Männer wie Bacon, Copernicus, Kepler, Newton und Davy zu bekennen keinen Anstand nahmen.

Während nun die Vernunft- und Lichtfreunde ausschließlich dem Begriffsdenken der Natur, die entschiedenen Empiriker hingegen der Naturerscheinung oder dem Materiellen huldigen, gibt es noch eine dritte Partei, die der ungläubigen und der gläubigen Vernunft in gleichem Maße den Krieg erklärt, und jede Glaubenswissenschaft anfeindet, indem sie einzig im religiösen Gefühle das Heil zu finden meint. Allein dieß religiöse Gefühl, das in flüchtigen Stimmungen kommt und geht, ist blind und formlos, den Launen des Gemüthslebens, den Täuschungen der Einbildung unterworfen, und dem Frosthauche des Zweifels preis gegeben; wie dieß auch in jenem bereits erwähnten Bekenntnisse eines berühmten Gefühlschristen: „dem Verstande nach bin ich ein Heide, dem Herzen nach bin ich ein Christ"; aufrichtig eingestanden wird. Weil jedoch zwischen diesem Verstande und Herzen nur ein natürlicher oder polarischer Gegensatz angenommen, der Geist aber als ein Hauch oder Funke des göttlichen Wesens betrachtet wird, so ist nicht abzusehen, warum dieser göttliche Funke nicht eben so gut den Verstand als das Herz erleuchten und christlich machen sollte.

Die Pseudomystiker jedoch, denen irgend ein Angelus Silesius die Fahne voransträgt, sind auch darüber im Reinen; und da sie ihrer Ansicht nach unmittelbar in und aus Gott ihr Leben haben, und Gott wesenhaft in ihnen ist, wie sie in Gott, so bedürfen sie in ihrem Dünkel keiner weiteren Vermittlung mehr, und darum auch keiner sichtbaren Kirche, von welcher sie die Glaubenslehre und die Heilsmittel zu empfangen hätten; und

wenn sie dennoch von einer Kirche reden, zu deren Gemeinschaft sie sich bekennen, so muß es die unsichtbare sein. An ihnen erfüllt sich daher auch der Sinnspruch des Tertullianus: „Die nicht sehen, was ist, sehen dafür, was nicht ist.“ Was sie nicht sehen, weil sie nicht sehen wollen, ist die sichtbare Kirche. Es zündet aber Niemand eine Kerze an, und stellt sie unter den Scheffel, sondern auf die Höhe eines Leuchters, damit sie Allen ihr Licht gewähre, die im Hause sind; wozu dann freilich noch erfordert wird, daß die Bewohner des Hauses nach dem Lichte, das ihnen durch Vermittlung des göttlichen Paraklet in der Kirche gegeben ist, verlangen und wandeln, nicht aber mit jenem sich begnügen, wie sie es in ihrer Vernunft oder in ihrem Herzen eben vorfinden, oder vollends lieber in sittlicher Finsterniß verweilen.

Der erste Gegenstand, den der syrische Despot Antiochus, als er in den Sionstempel eindrang, von dort hinweg tragen ließ, war der siebenarmige Leuchter vor dem Eingange ins Heiligthum. So ist auch das erste Werk der Sünde, wenn sie in den Gottestempel des innern Menschen einbricht, die Hinwegnahme oder Trübung des Lichtes im Gewissen. Denn darin äußert sich ihre tirannische Macht, daß sie das geistige Urtheil verfälscht, das Herz verfinstert und die sittliche Willensthätigkeit immer enger beschränkt. Darum ist unter den trüben Quellen des Unglaubens, zumal des praktischen keine mächtiger als die sittliche Treulosigkeit. „Denn der Gott dieser Welt hat den Geist der Ungläubigen mit Blindheit geschlagen, auf daß ihnen das klare

Licht des Evangeliums von der Herrlichkeit Christi nicht leuchte, der das Ebenbild Gottes ist." *)

Aehnlich reden schon die alten Seher von Jenen, welche dem Lichte des Gewissens und Gesetzes treulos geworden waren. „Wer sind die Blinden, wo nicht Jene, die (gleich Sklaven) verkauft sind an die Sünde? Sie wandeln wie die Blinden, weil sie gegen den Herrn gesündigt. Ihre Wege sind schlüpfrig und mit Finsterniß bedeckt, und der Engel des Herrn ist ihr Verfolger." **) Das Dunkel, das sie umgibt, ist die tiefe Unwissenheit in den Angelegenheiten des Heiles; die Schlüpfrigkeit ihres Weges deutet auf die stete Gefahr, in der sie schweben, und die vielleicht schon der große Phidias andeuten gewollt, als er die Bildsäule der Venus auf den Rücken einer Schildkröte stellte; der Engel, der sie verfolgt, ist jede göttliche Schickung, die an ihnen zum Strafgerichte sich gestaltet. Denn „alle Diejenigen, welche nicht mit Liebe die Wahrheit annehmen, um selig zu werden, bleiben der vollen Wirksamkeit des Irrthums unterworfen, so daß sie der Lüge glauben; und die Ungnade Gottes offenbart sich über den Frevel und das Unrecht aller jener Menschen, welche die göttliche Wahrheit in ihrer Ungerechtigkeit niederhalten," ***) indem sie die Erkenntniß Gottes und seines heiligen Willens sowohl in sich als in Andern unterdrücken und gleichsam einkerkern, damit die segens-

*) 2. Cor. 4, 4.

**) Isai. 42, 18. Sophon 17. Ps. 34.

***) 2. Thess. 2, 10. Röm. 1, 18.

vollen Wirkungen der Heilswahrheit sich nicht zu entfalten vermögen.

Diese Offenbarung des Mißfallens oder der Ungnade Gottes darf, wie wir gleich Anfangs erkannt haben, in keinem äußerlichen, sinnfälligen Strafgerichte gesucht werden, sondern in der Störung des Liebesverkehrs zwischen Gott und dem Menschengeiste, welche sich in der Abneigung des letztern gegen jedes positive Glaubenswort, bei allen Anlässen nur allzu deutlich kund gibt. Denn dieß ist das Gericht der Welt, daß zwar das göttliche Licht in die Welt gekommen, die Menschen jedoch die Finsterniß dem Lichte vorziehen, weil sie der Gesinnung und den Werken die der Idee Gottes widersprechen, und die daher böse sind, nicht entsagen wollen. Indem sie jedoch, um wo möglich mit sich selber eins zu werden, und vor ihrem eigenen Urtheil sich zu rechtfertigen, die göttliche Persönlichkeit sowohl als die menschliche im Wesentlichen aufheben, den Naturbegriff zum Urquell aller Weisheit erheben, das Ideelle und Geistige verachten, und sonach die Finsterniß Licht nennen, das Licht aber, nämlich den christlichen Glaubensinhalt, ohne viele Umstände als Finsterniß schmähen*), so behält der Ausspruch des Herrn für alle Zeiten die gleiche Geltung: „Zum Gerichte bin ich in diese Welt gekommen, damit die Blinden sehen, die Sehenden aber blind werden.“

Aehnlich jedoch wie Paulus auf seinem Zuge nach Damascus, nachdem sein Widerspruch schon gebrochen war, für's erste mit Blindheit heimgesucht wurde, damit

*) Isai. 5, 20.

er einsehen lernte, daß er bisher, unter der alten Hülle des Angesichtes Mosis, nur im blinden unerleuchteten Glauben, und im blinden, weil lieblosen Eifer gewandelt; ebenso muß Jeder, der von den Irrwegen des Unglaubens zu Christo gelangen soll, vor allem seiner theoretischen Verblendung und praktischen Blindheit sich bewußt werden. Von dieser Bemühung aber, welche zur Selbstkenntniß erfordert wird, sind auch die Gläubigen keineswegs freigesprochen. Denn wer darf sich vor jedem Irrthum gesichert, von jeder Untreue und Verblendung frei nennen, zumal in Zeiten, wo so unzählige Meinungen die Welt durchschwärmen, als hätte der alte Aeolus alle seine Kammern zugleich aufgethan? Schon an die Glieder der Gemeinde von Corinth fand der Apostel die Mahnung nöthig: „Erforschet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selber!“ *) Uns also ist es geboten, durch reifliche Beobachtung unseres Denkens und Lebens zu erproben, ob unser Glaube ein bloßes Festhalten des kirchlich Gegebenen, ohne inneres Erkennen sei, oder zwar ein Erkennen, jedoch ohne wohlgeordnetes und stetes Bekenntniß in Wort und That; weil nur auf diesem Wege der Glaube in seiner Lebendigkeit als Liebesgehorsam sich bewährt und vollendet.

So haben wir dann ebenfalls Ursache, gleich jenen Gegnern Christi, nur freilich in andrer Absicht zu fragen: Herr, sind auch wir Blinde? sind wir es in dem Sinne, daß wir in Folge der Selbstkenntniß davon wissen, oder in dem entgegen gesetzten der Verblendung? Sofern wir

---

*) 2. Cor. 13, 5.

hienieden im Glauben wandeln und nicht im Schauen, sind wir beziehungsweise blind; denn was wir sinnlich wahrnehmen oder schauen, ist nicht das Wesen der Natur, sondern nur Aeußerlichkeit und Erscheinung. Daß aber auch unser geistiges Denken und Wissen zu keinem Schauen des Grundes vordringe, davon finden wir das Zeugniß in unsrem eigenen Bewußtsein, das nur zum Ichgedanken gelangt, nicht aber zur Selbstschauung sich verklären kann; weßhalb wir an das Licht, dem keine Finsterniß sich beigesellt, nämlich an die absolute Persönlichkeit Gottes angewiesen sind, um die Fülle und Vollendung des Lebens zu erreichen. Wir sind noch in anderer Beziehung blind, weil unser Geist, sich selber überlassen, und von Gott abgewendet, den blinden Trieben der Natur immer mehr dienstbar wird, so daß er ohne den erweckenden und helfenden Einfluß der Gnade Christi den göttlichen Willen weder klar zu erkennen noch zu vollführen vermag.

Wir sind also blind in dem Sinne, den Christus gemeint hat, als er sprach: „sofern ihr blind wäret, hättet ihr keine Sünde", wenn wir nämlich diesen unsern Lebenszustand beherzigen, und daher auch sein Wort verstehen: daß wir ohne ihn nichts, was Gott wohlgefällig, zu thun vermögen, was uns dann bewegen wird, über alles Andere nach seinem Lichte zu verlangen. Wir sind hingegen Blinde in einem Sinne, den Christus nicht gemeint, wenn wir die Selbsterforschung versäumen, und ohne steten Hinblick auf Ihn, als unser himmlisches Vorbild, also ohne sittlichen Fortschritt, bloß mit ganz äußerlichen religiösen Uebungen uns behelfen. Wir sind es ferner, wenn wir im Denken und innern Leben den

sogenannten blinden Glauben, oder die objective Sicherheit ohne Gewißheit für völlig ausreichend erachten, als ob es nicht nöthig wäre, die himmlische Gabe durch zunehmendes Erkennen zu unserem geistigen Eigenthume zu machen; durch welche Meinung und Gesinnung wir wenigstens keine sonderliche Liebe zur heiligen Wahrheit kund geben. Und so werden wir in jeder Beziehung uns gedrängt fühlen, tagtäglich die Psalmesworte anzuwenden: „Erleuchte, o Herr, meine Augen, damit ich nicht hinschlummere im Schatten des Todes, damit der Feind sich nicht rühme, er habe Macht über mich gewonnen!"*)

Im Museum zu Florenz wird eine uralte metallene Lampe aufbewahrt, die aus einer Zeit stammt, in welcher die antike Kunst noch nicht untergegangen. Diese Lampe hat die Form eines Schiffes, an dessen Steuer Petrus sitzt, während im Vordertheil in aufrechter und lehrender Stellung der Apostel Paulus abgebildet erscheint. Das Sinnbild des Schiffes deutet auf die Aufgabe der Kirche, mit ihren Heilsgaben, ihrem Glaubensworte und ihren sittlichen Gesetzen die Gläubigen mitten durch Fluthen und Stürme, durch die Gefahren der Sünde und des ewigen Todes, in den Port des seligen Friedens zu führen. Dieses Schiff ist zugleich eine Lampe oder Leuchte, weil der göttliche Paraklet, den Christus der erlöseten Menschheit wieder erworben, die lehrende Kirche in alle Wahrheit leitet, und sie im fortschreitenden Verständnisse des gegebenen Heils vor jedem Irrthum beschützt. In ihr ist daher in gleichem Maße sowohl die

*) Psalm 12, 4.

Sicherheit als die Gewißheit. Die Sicherheit (objective Wahrheit) ist ihr in Petrus verbürgt, als dem sichtbaren Oberhaupte, in welchem die lebensvolle oder organische Gliederung zur Einheit sich zusammenschließt, und dem es zukommt, die Reinheit der Glaubens- und Heilslehre zu überwachen, und das Ganze zu lenken. Die Gewißheit aber, oder die Aufnahme des Gegebenen in das geistige Bewußtsein und Erkennen, ist in ihr dargestellt in der Person des Lehrers der Heiden, dem es gegeben war, das Mysterium der Erlösung nach seiner ganzen Bedeutung darzustellen, wie er dieß selber vielfach bezeugt, und so auch in den Worten des Dankes und der Fürsprache: Ich beuge meine Kniee vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß er nach den Reichthümern seiner herrlichen Güte, durch seinen Geist euch innerlich stärke, damit Christus durch den Glauben in eurem Herzen wohne, und ihr in der Liebe (die Gott mittelst seiner in die Menschheit gepflanzt) feste Wurzel fasset, um die weltumfassende Bedeutung des Erlösungswerks, seine Breite und Länge, seine Höhe und Tiefe zu erkennen, und die Fülle der göttlichen Gaben zu empfangen. Ihm aber, dessen Huld und Allmacht uns mehr zu geben vermag und bereit ist, als wir in unseren Bitten auszudrücken wissen, Ihm sei die Ehre und Herrlichkeit in der Kirche, und in Christo, durch alle Geschlechter und in unaufhörlichen Zeiten! *)

---

*) Ephes. 3, 14—21.

Veith, Johann Emanuel,

Homiletische Werke

Bd.: 6

Wien 1860